

ADELHEID FRANÇOIS

von

J.-P. ERPELDING

Erster Band

DER ABENDSTERN



Gedruckt von Ch.-Léon BEFFORT
Buchdruckerei
Heiliggeiststrasse 9, LUXEMBURG.

Alle Rechte vorbehalten

Das Sinzthal ist ein kleines Flusstal in der winzigen Länderecke, die als letzter Rest eines grösseren Kulturlandes zwischen Deutschland und Frankreich eingekellt liegt und die man heute das freie Luxemburg nennt. Es öffnet gegen die Mosel, und wenn die richtigen Winde wehen, hört man das Läuten der preussischen Glocken stundenweit das Tal herauf. Niedrige Hügel, die das harmlos hinrauschende Flüsschen, die Sinz, begleiten, steigen, meist sich in sanfter Böschung von der Talsohle abhebend, langsam und wie zögernd zu fernen Wäldern auf, stellen sich auch wohl in plötzlicher Laune mit aufgebrochenen Steinassen dicht an das eine oder andere Ufer und brechen die sonst ruhig geglättete Landschaft unruhig auf. Weisse Dörfer folgen in kurzen Abständen dem Lauf des Flusses, betten sich in behäbiger Breite in das krause Gewulst prunkender Obstgärten: der typische Anblick der Luxemburger Dörfer, die in so angenehmem Gegensatz stehen zu den erdfarbenen Häusern des französischen Lothringens und den enggedrängten preussischen Dörfern jenseits von Mosel und Sauer, durch deren schmale Gassen und Gässchen es wie Kasernenluft weht und in denen jedes Haus seine Nummer an der Stirne trägt wie ein einregimentierter Soldat.

Eines dieser Dörfer trägt den Namen des Flusses, der das Tal bildet; es heisst Sinzen und liegt in einer mässig ausgezogenen Buchtung auf flachem Wie-

sengrund. Die nördlichen Hügel krönen sich hier mit den tiefen, zum Teil verrufenen Schlosswäldern, die an ihrem äussersten Westrand in den Siechengründchen abfallen, während die südliche Höhe, die Riedeschhöhe, frei ist. Nur ein einzelner Baum steht dort und beherrscht weithin die Gegend: die Napoleonseiche. Wer unten über die Talstrasse fährt und sich hoch genug aufreckt, sieht ausserdem hinter der Kuppe des Berges den schieferdunklen Sturz eines Daches aufliegen. Dort steht der Riedeschhof, ein alter Zinshof mit dem erbeingesessenen Geschlecht der Riedesch, die einst den Herren von Sankt-Maximin pflichtig waren, vor der grossen französischen Umwälzung, als die Klöster noch Zinsrechte hatten, und die nun ihre Steuern in die Sinzener Gemeindekasse zahlen.

Etwas abseits vom Dorf liegt unten in den Wiesen die Schuermühle. Hier drängt sich, von der Riedeschhöhe abfallend, ein Hügel, der Brauning, so genannt wegen der Farbe seines Mergelbodens, der getrocknetem Blute gleicht, bis dicht an die Sinz und hilft sie stauen. Trotz der klugen Vorsicht der jeweiligen Schuermüller, die den ihnen gehörenden unteren Teil des Hügel mit Wachholdern und Schlehen bepflanzt haben, um den krümeligen Mergelboden festzuhalten, hat die Strömung die Hänge stark unterspült und die Rasendecke zum Abgleiten gebracht, so dass die Halden nackt stehen, und schon neigen sich oben am First weitere Sträucher und Büsche und warten, bis ein neuer Rutsch sie mit in die Tiefe reisst. Einige fünfzig Meter höher, wo der Boden sicherer wird, lugt aus dem Wachholdergrün ein rotes Dach, das einzige Ziegeldach weit und breit — da sonst alles mit Schiefer gedeckt ist — und wenn der Wind auf dem Hügel liegt und das Gestrüpp niederhält, werden zwei winzige Fenster sichtbar: ein Haus, das Taubenhäuschen. Es hatte

diesen Namen von den „Täubchen“, zwei Jungfern eines schon reiferen Alters, die, mit einem Ruf von Galanterie aus einem kleinen Landstädtchen kommend, sich auf dieser Hügelnahe zwischen Wachholdern und Schlehen niedergelassen hatten, dort in sanfterer Gesellschaft ein stilles Leben der Zurückgezogenheit gelebt, dann sanft wie Tauben gestorben und nebeneinander begraben worden waren.

Seitdem jedoch der Riedesch den Fränzchen hineinlogiert hatte, um dem Müller das Leben sauer, und, wenn möglich, unerträglich zu machen, hiess es das Neidhaus.

Der Riedesch lag nämlich mit dem Müller in einem argen Streit; wie es hiess, wegen der Berieselung einer Wiese. Das war der eingestandene Grund dieser Feindschaft. denn es war ein uneingestandener, tieferer da: der Müller hatte vor Jahren dem Riedesch seine Braut, die Maria, abwendig gemacht. Davon hatte dieser eine Wunde behalten, einen Riss im Herzen, und in diesen Riss träufelte aus seinem verletzten Stolz ohne Unterlass ein eiterndes Gift, dass er nicht zuheilen und die Wunde nicht vernarben konnte.

Es war an einem stürmischen Novemberabend. Tagelang hatte es geregnet, und unten brandeten und brausten die ausgegossenen Wasser der Sinz und stauten sich in zornigem Aufgischen am Mühlenweg, der wie ein Damm quer durch die Wiesen läuft und die strudelnden Fluten in den engen Durchlass zwischen Mühle und Brauning zwängte, wo sie, mit donnerndem Getöse die Schleuse überspringend, schäumend in die Tiefe stürzten.

Peter Riedesch stand hoch oben unter der Napoleonseiche und starrte nach der Mühle und dem brausenden Wehr, das er nur noch an dem weissen Lichtern der aufschäumenden Wasser unterschied. Er trug es

wieder einmal nicht mehr. Mochte er auch dagegen ankämpfen, es stieg immer wieder aus den Tiefen seines Bluts wie Rauch aus dem Feuer.

Weshalb musste auch seine Elise die aberwitzige Idee haben, jedes Jahr den Tag zu feiern, an dem sie sich zusammengelogen hatten, wo sie doch immer nur die Glut schürfte, die in ihm brannte! Denn da unten war die, die er gewollt hatte, und hier, in Regen und Sturm, war sein richtiges Erinnerungsfest.

Die erste Zeit hatte er noch gehofft — auf irgend ein Unglück, einen Tod. Es war nichts gekommen, es war alles seine stillen, ruhigen Wege gegangen, unerbittlich, Tag um Tag und Jahr um Jahr. Nun hatte er seit Michaeli vierzig, und es ging auf der anderen Seite den Berg hinunter, dem Abend zu, hoffnungslos.

Der Sturm schüttelte die Eiche über ihm und rüttelte an ihr, dass die Aeste stöhnend krachten, in ihm den Wunsch nach einer Gewalttat weckend. . . .

Ja, wenn er den Sturm in seine Hände nehmen, ihn gegen die Mühle werfen und sie vernichten könnte!

Da steht ein Schatten neben ihm, wie aus der Erde gewachsen ein böser Geist. . . .

Er denkt an den Teufel, den er mit seinem Wunsch heraufbeschworen hätte. . . .

Es ist nur der Fränzchen. . . .

So auf der Lauer überrascht worden zu sein, ärgert den Riedesch, und er knurrt den Schatten böse an:

„Was willst du hier?“

Der Fränzchen macht, ohne auf die Frage zu antworten, mit der Hand eine unbestimmte Bewegung auf das Tal zu:

„Es ist wüst da drunten!“

Der Riedesch runzelt die Stirn, eine Drohung unterhöhlt seine Stimme:

„Und mir dies zu sagen, bist du heraufgekommen?!“

Der Fränzchen sucht nach den Augen des Riedesch; er glaubt, sie an einem Glimmen zu erkennen:

„Ja und nein. — Eigentlich wollte ich mit dir reden.“

„So rede!“

Der Fränzchen wiegte in kurzer Ueberlegung den Kopf mit dem spitzen Schelmenhut, den er allzeit trug; dann hob er seine Stimme, um den Sturm zu über-tönen und mutig zu scheinen:

„Meine Frau will nicht mehr mittun!“

„Was nicht mehr mittun?“

„Das Spiel mit den Schuwers; sie findet es ge-mein!“

Der Riedesch lachte statt aller Antwort laut auf; so komisch fand er diese plötzliche Empfindsamkeit seines Schergen bei allem, was der Schuft schon auf dem Gewissen hatte.

Um so mehr ärgerte es den Fränzchen und er hob die Stimme dreister:

„Es ist wahr; sie will nicht mehr mittun, und der Johannes auch nicht. Und es sind im Grunde recht gute Leute, die Schuwers, und sie wollen dem Jo-hannes ein Spiel kaufen, damit er das Spielen lerne!“

„Was wollen sie kaufen?“ Der Riedesch legte die Hand ans Ohr. Er musste wegen des Sturmes nicht recht verstanden haben. . . .

Der Fränzchen wich, die Bewegung des Bauern missverstehend, vorsichtig einen Schritt zurück:

„Ein Spiel wollen sie ihm kaufen, damit er die Orgel spielen lerne. Der Junge hat viel Talent und kann so sein Leben vielleicht einmal leichter gewinnen als ich — und auch ehrlicher!“

Da lachte der Riedesch ein zweites Mal, aber es war ein Lachen, das der Zorn zum Platzen schwellte:

„Also sie wollen deinen Johannes das Spielen lehren! Und dafür soll der Fränzchen tanzen wie sie pfeifen! — Und das soll der Dank dafür sein, dass ich dich umsonst wohnen lasse und dir dazu noch die Tasche mit Trinkgeldern fülle dafür, dass du gelegentlich dem Müller ein Huhn rupfst, das du in deinen Topf tust, oder einen Baum umsägst, den du in deinem Ofen brennst!“

„Und meine Ehre!“ zischte der Fränzchen auf. „Ist denn die nichts wert?! Und du weisst ganz genau, dass ich dem Müller schon manches antat, was ihn mehr ärgerte als ein abgesägter Baum oder ein gerupftes Huhn!“

„Das weiss ich allerdings“, sagte der Riedesch, plötzlich in den Ton eisiger Kälte fallend, und ich weiss auch, dass du ein abgefemter Schurke bist; doch, wenn die Dinge so liegen, dass du irgendwo anders einen grösseren Vorteil finden solltest, ich halte dich nicht zurück. Und damit du rascher dein eigener Herr werdest, räumst du morgen das Haus. — Mit deinem Täubchen und deinem blinden Johannes!!“

Eine entsprechende Handbewegung gegen die stürmische Nacht gab den Worten die richtige Deutung und den nötigen Nachdruck.

Der Fränzchen stand mit dem Rücken gegen den Sturm, den Kopf zum Schutz gegen den stäubenden Regen zwischen die Schultern gesenkt.

Die Dinge nahmen nicht den Lauf, den er ihnen hatte geben wollen. An der Geschichte von dem Spiel war eigentlich nur das wahr, dass er dem Müller einen derartigen Vorschlag gemacht, der Müller ihn aber dafür an die Luft gesetzt hatte. Das brauchte natürlich der Riedesch nicht zu wissen, ebenso wenig, dass er dem Müller Rache geschworen hatte für diesen Schimpf, und noch viel weniger, dass er, der Riedesch, ihm

diese Rache eigens bezahlen sollte. So trat er vorsichtig den Rückzug an:

„Du brausest auch gleich auf, wie Feuer, in das man Wasser giesst!“

„Hilft das?!“ höhnelte der Riedesch; „die Aussicht auf einen Trab bei diesem Wetter und in dieser Zeit!“

Der Fränzchen tat, als merke er den Spott nicht:

„Ich war ja überhaupt nicht deshalb heraufgekommen, sondern um dir einen Vorschlag zu machen.“

Er hielt die letzten Worte eigentümlich in der Schwebe, eine Verheissung in sie legend.

Der Riedesch horchte misstrauisch hin:

„Welchen Vorschlag?!“

Der Fränzchen wartete eine Weile, um seine Neugierde richtig zu spannen; dann machte er eine Handbewegung nach dem brausenden Mühlenwehr, und sein Blick stach durch das Dunkel:

„Die Schleuse —!“

Der Riedesch erzitterte bei dem Wort wie der Baum, an den die Axt gelegt wird. Dieses Mal war es der Teufel selbst, der als Versucher neben ihm stand. — Ein Schleusenziehen an diesem Abend bedeutete den Tod . . .

Der Fränzchen redete leise auf ihn ein:

„So ein kleiner Hügelrutsch! Einige hundert Meter Mergel im Schleusentümpel und ein paar Wachholder in den Fenstern! Im Grunde ein Scherz, und ich, der Fränzchen, bin es ja, der alles tut. Und ich verspreche dir, dass niemand mich erwischen wird. Sieh' nur, wie stockfinster die Nacht wird! — Willst du . . .?“

Willst du?! — Der Schweiss steht dem Riedesch auf der Stirn. Ja, wenn es der Sturm täte, ohne dass er eine Schuld auf sich zu nehmen bräunte! — Er fürchtet die Schuld und die Strafe, die hinter ihr steht

wie der Schatten hinter dem Baum. — Oder wenn der Fränzchen es ihm nicht gesagt hätte und es doch täte!

Der Fränzchen hörte den Widerstand durch die Nacht und den Sturm.

„Ich nehme alle Verantwortung auf mich . . .“

Der Ridesch brauste in seiner Not auf:

„Aber warum kommst du mir das alles erzählen, wenn es so einfach ist und du alles tragen willst?!“

„Es ist eine Extra-Tour“, sagte der Fränzchen fein: „die will gelohnt sein.“

Dann fragte er wieder:

„Willst du . . .?“ — Es war eine höllische Gewalt in seiner Stimme . . .

In dem Augenblick flammte unten ein Licht auf, und in der Mühle erhellten sich die Stubenfenster mit einem warmen rötlichen Schein.

Der Ridesch sah sie zusammen, das eine des andern Nähe in stillem Geborgensein geniessend, während er gedemütigt hier oben stand, in Wind und Regen, ein Betrogener, ein Narr. Alle Qualen, die er je wegen der verschmähten Liebe, wegen des gedemütigten Stolzes erlitten, lebten mit einem Mal in ihm auf, und die Leidenschaft überflammte ihn:

„Es sei!“ sagte er hart.

Ein Windjohlen erfasste das Wort und entführte es in das nächtliche Brausen.

„ . . . Und der Lohn?!“

„ . . . Wenn es vorüber ist!“

Lautlos, wie er gekommen, glitt der Fränzchen zurück in die windverwehte Nacht.

Auch den Ridesch litt es nicht mehr an der Stelle. Er konnte das Licht unten nicht mehr ertragen, und die Eiche regte die Arme über ihm wie ein lebendig gewordenes Gespenst.

Gross und finster schritt er durch die blinde, sturm-

durchwogte Nacht. Der Regen, von den Winden stürmisch gejagt, schlug ihm hart ins Gesicht. Er wünschte sein Streichen noch härter. Er wünschte sich Schmerz, irgend einen physischen Schmerz, ein körperliches Weh, als Gegengewicht zu dem anderen, das ihm unerträglich wurde . . .

Ein Schober, schwer von der Frucht des Sommers, erhob sich mit seiner finsternen Masse aus dem Dunkel, das die Erde überlagerte. . .

An stürmischen Herbstabenden liebte er es, diese Diemen aufzusuchen, die alljährlich die Riedeschhöhe krönten. Er selbst baute sie, die obere Lage bis an den Hutrand immer weiter auslegend, so, dass ein Schutzdach gegen Regen und Wind entstand. Dort weilte er gerne, wenn der Sturm die Höhe umdröhnte. und während er geborgen stand, mit dem Rücken an das warme, duftende Stroh gepresst, horchte er den Geräuschen der Erde, die sich schmatzend und schluchzend voll Nass sog. Fruchtbarkeit für das kommende Jahr eintrinkend.

In solchen Stunden konnte er sich denken, dass es ihm gegeben wäre, selbst in den Boden hineinzuwachsen, Wurzel zu schlagen und sich mit Früchten zu laden, demütig wie die Halme auf dem Acker. Das waren seine guten Tage, und in solchen Augenblicken betete er seine stärksten, wortlosen Gebete.

Heute waren die guten Geister, jene, die in der Pflugfurche schlafen und vom milden Schein der Sonne geweckt werden, machtlos. Es waren heute die bösen Geister am Werk, jene, die tief unter der Erde in den Flammen leben, und sie schütteten glühenden Lavaguss und feurige Asche über ihn. . .

Was war es nun mit dem Leben des Menschen? !
Narrte ihn nicht die grosse, blinde Nacht? ! Aus welcher Ewigkeit kamen sie, jene heulenden, johlenden Winde,

die ihren Spott mit ihm trieben, frech und erbarmungslos, während ihn das Dunkel des Blutes jagte wie ein gehetztes Wild?!

So schritt schon Kain friedlos über die Erde, als er seinen Bruder Abel erschlagen, und der Sturm fegte ihm das angstwirre Haar. . .

Und Peter Riedesch war, dahinschreitend, nicht mehr der Riedesch-Peter, sondern ein Menschenschatten, der sich unter tausend andern Schatten bewegte, die die sturmwogende Höhe befuhren, und sie alle trugen in ihren Armen Lasten von enttäuschten Hoffnungen und unerfüllter Liebe, wie sie einst die Garben getragen hatten: die Ernte, die sie mit in die Ewigkeit hinübergeworfen hatten und die niemand ihnen abnahm.

Der Riedeschherrchen schloss mit einer sichtlichen Befriedigung die Thür hinter dem fremden Besucher zu. Er mochte nun einmal diesen Monsieur François nicht leiden, und schon der Geruch, den er an sich hatte, der besondere Hausgeruch der François, war ihm zuwider. Deshalb öffnete er, als gelte es, die Pest auszulüften, sperrangelweit das Fenster.

Er überdachte, während der Sturm ihm ins Gesicht blies, alles, was die François ihm bereits angetan, alle Feindschaft, die sie ihm im Gemeindeleben entgegengetragen, allen persönlichen Unglimpf, den er sich von ihnen hatte gefallen lassen müssen, allen Schaden, den er durch sie gehabt, bis auf den Tod jenes Bruders, den sie ins Grab gebracht hatten und der noch nicht gerächt war.

Nun wollte der Alte wieder gut machen. — Wohl weil das Dämchen am Sterben lag und der Junge am Narrenseil zog.

Nein, den Dienst würde er ihnen nicht leisten, dass er ihnen gestattete, Ballast abzuwerfen, um sich zu erleichtern. Mochten sie die Last ihrer Sünden tragen, bis sie zusammenbrachen! Ihn konnte kein göttliches und kein menschliches Gesetz zwingen, ihnen das abzunehmen, was sie sich selbst aufgebürdet hatten.

Er schloss nach gründlicher Durchlüftung das Fenster und horchte noch eine Weile dem Stürmen draussen. Dann legte er die Hände auf den Rücken und ging mit bedächtigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Das Diminutiv „Herrchen“ passte eigentlich schlecht zu seiner Statur, da er noch grösser und knochiger

war als sein Sohn Peter; aber es war Sitte auf dem Hof, dass der alte Riedesch „Herrchen“ wurde, sobald der junge das Heft in die Hand nahm.

Eine andere Sorge beschäftigte ihn jetzt, und schmerzlicher als die um den Riedeschkern, den der alte Monsieur François ihm soeben unter den günstigsten Bedingungen zum Rückkauf angeboten hatte: die Sorge um das eigene Blut . . .

Da öffnete sich die Tür, und Elise, Peters Frau, trat ein, auf dem Arm ein weisslinnenes Tischtuch und Bestecke in der Hand, um den Tisch zu decken.

Der Herrchen sah ihr mit andächtiger Aufmerksamkeit zu. Es war eigentlich eine Lust, sie unter den Augen zu haben, so ging ihr alles von Hand, so gefällig war sie von Ansehen. Und es war zum Weinen, dass ihm so wenig an ihr lag!

„Er ist noch immer nicht herein?“ fragte er, als sie, durch die Augen, die sie auf sich fühlte, beunruhigt, zu ihm aufsah, mehr um ein freundliches Wort an sie zu richten und eine Verlegenheit zu verbergen, als um das zu erfahren, was er nur zu gut wusste.

„Nein“, sagte sie errötend; „er wird sich wohl bei irgend einer Arbeit zu lange aufgehalten haben.“ Und glitt wieder in die Küche hinaus, das Hähnchen zu überwachen, das in der Pfanne brutzelte und durch den offen gebliebenen Türspalt einen appetitlichen Brautenduft in die Stube schickte.

Der Herrchen nahm seine Wanderungen wieder auf. — Sie wusste genau so Bescheid wie er; nur wollte sie wie er es nicht eingestehn. Er war nicht da, weil er nicht da sein wollte. Sie meinte es ja gewiss immer gut mit ihrem Fest. Aber es gibt doch Fälle, wo es besser ist, dass keine Gedenktage gefeiert werden. Wenn sie doch nur Wunden aufreissen und das wieder aufleben lassen, was besser tot und

begraben wäre! Nur, ihr das sagen, hiesse, ihr das Herz vollends brechen, und dazu hatte er den Mut nicht.

Ein Kinderlallen stört ihn aus seinen Betrachtungen auf; die Wiege, die in einer dunklen Ecke der Stube steht, beginnt sich knisternd zu bewegen.

Seine Stirn hellt sich auf. Gottlob, es ist doch nicht alles dunkel auf dem Hof, und jeder Kinderschrei ist eine Hoffnung! — Er zieht behutsam die Vorhänge zurück, die das Kinderbettchen abblenden, und zwei blanke Augen lachen ihn lustig an. Die Aermchen setzen sich in Bewegung, die Beinchen strampeln das leichte Federbettchen fort, und da liegt er, der Erbe vom Riedeschhof, nackt und prall, voll derber Gesundheit. Wunderbar gezeichnet ist das Häkchen der Nase, das Rassezeichen der Riedesch. Auch die Mittelfinger der Hände müssen gleich lang sein. Der Herrchen nimmt die kleinen Fäustchen und streift zur Probe die Finger glatt auf seine breiten Hände.

Der Erbe vom Riedeschhof vergisst für einen Augenblick das Strampeln und sieht mit gewichtigem Ernst, als verstehe er, um was es gehe, der Fingerprobe zu.

Leise hat sich unterdessen die junge Mutter, die mit den Tellern zur Stube gekommen ist, angezogen durch das liebe Wiegenbild, hinter den Herrchen gestellt, blickt ihm über die Schulter auf ihren Liebling.

Das Kind erkennt sie, wirft verlangend die Händchen nach ihr hoch.

Nun erst merkt der Herrchen ihre Gegenwart und macht ihr den Platz frei.

Die Mutter beugt sich zärtlich über ihren kleinen „Milli“ und küsst ihn erst auf den Mund und dann aufs Herz; damit es weicher werde als ein anderes Herz, das sie kennt, denkt sie.

Als der Herrchen zur Wiege zurückkam, sah er auf dem Kinderhemdchen, mitten auf der Brust, zwei dunkle Flecken: Tränenflecken. Er wischte mit seinen alten Händen darüber, als könne er sie wegtun. Doch sie blieben. Da deckte er sie mit dem Federbettchen zu, um sie nicht mehr zu sehen.

Ja, das Leben war nicht immer leicht!

Er nahm seinen Rundgang durch die Stube wieder auf.

Auch er hatte die nicht zur Frau bekommen, die sein Herz begehrt hatte. Und auch er wollte damals die Sterne vom Himmel reissen, um damit die Welt zu erschlagen. Es hatte einen langen Kampf gegeben, aber dann hatte er sich so an seine Mathilde gewöhnt, dass er meinte, nicht mehr leben zu können, als sie ihm wegstarb.

Er hob seine Augen zu ihrem Bild, das seinem Tischsitz gegenüber an der Wand hing. Ein Kirchenmaler hatte sie gemalt zum Dank dafür, dass er ihm gestattet hatte, den Altarschrank aus der alten Maximiner-Abtei, der als Erbstück des letzten Abtes, eines Riedesch, auf dem Hof respektvoll verwahrt wurde, zu kopieren. Der Maler hatte als Hagiograph die etwas derben Züge der Frau leicht vergeistigt, und er hatte ihren Augen etwas von der sinnenden Tiefe der Heiligenaugen gegeben.

Diese Augen nun suchte er, die so seltsam schweigend auf ihn standen, voll von dem Wissen um die letzten Dinge. Ja, jetzt wüsste sie alles von ihm, auch wen er geliebt hatte, und dass sein Leben an ihrer Seite ein einziges grosses Opfer gewesen war. Zürnte sie ihm deshalb?! — Oh nein. — Es war eher Dank in ihren Augen und Liebe, eine Liebe, die sich im Tode geläutert und in der Ewigkeit gefestigt hatte.

Was war denn auch das, was man gemeinhin auf

dieser Welt Liebe nannte, wenn nicht ein Rausch, der das Blut aufpeitschte, und nicht über Nacht hielt? Mit dem Entsagen begann erst die wahre Liebe, mit dem Opfer; denn über dem Opfer schliessen sich die Hände in ruhigem, vertrauendem Druck.

Solchen Betrachtungen gab er sich hin, als die Haustüre aufknarrte und Schritte durch den Gang halten. . .

Es war er; Gott sei Dank! Eine Erleichterung, aber an die Stelle der einen Sorge, die nun ausgeräumt war, trat gleich ein Haufen anderer: Wo kommt er her? Wie kommt er? Wie wird der Abend enden?

Der Herrchen hatte noch auf keine einzige dieser Fragen eine Antwort gefunden, als Peter eintrat, wie er gerade aus dem Sturm kam, durchwindet, regenbestäubt, mit kurzem, unfreundlichem Gruss die Kappe zum Trocknen an einen Wandhaken hinter den Ofen hängend.

Der Herrchen sah ihn mit vorwurfsvollem Ernst an:

„Du warst lange aus; wir haben mit Schmerzen auf dich gewartet.“

Peter sah schief und unfreundlich auf den festlich gedeckten Tisch:

„Der Abend ist sowieso noch lang genug!“

Der Herrchen liess seine Blicke suchend an ihm hinuntergleiten: seine Schuhe waren voll von den Spuren des roten Riedeschlehms. Der Zweifel, der gleich von Anfang an in ihm aufgestiegen war, wurde zur Gewissheit. „Du warst auf Riedesch“, sagte er in einem Ton, der die Richtung andeutete, in der sich seine Gedanken bewegten. Es waren Kummer und Sorge in der Stimme, aber auch schon ein Ansatz zu Vorwurf und Drohung.

Der junge Riedesch liess einen flüchtigen Blick zu dem Alten hinübergleiten, um zu prüfen, wie weit er

ihn durchschaut; nur den Bruchteil einer Sekunde, und doch genügte es, dass einer ins Herz des andern sah. So enthüllen, von zwei Seiten des Himmels auffahrend und das Dunkel der Nacht aufreissend, zwei Blitze, ihre Flammen mischend, die finstern Wolkengebilde, die sich mit dunklen Köpfen zornig androhen; doch gleich liegt alles wieder in der trügerischen nächtlichen Stille.

„Ich war nach dem Schober sehen, ob er im Winde hält“, sagte Peter verbissen ruhig, die Augen abwendend.

Das war gelogen. Der Herrchen fühlte, wie langsam eine Röte ihn überlief. Dass ein Kind log, war zu ertragen, aber ein Mann von vierzig Jahren und ein Riedesch! Er wollte ihm die Lüge wieder in den Hals hineinjagen; da erschien die junge Frau in der Tür, ein Lächeln auf den Lippen und die Augen voll Angst.

Der Herrchen warf mit einem Ruck seine Gefühle herum, wie er ungebärdige Rosse gebändigt hätte. Sie durfte um keinen Preis etwas von ihren Zerwürfnissen merken! Und leichthin, als handle es sich um eine Bagatelle, sagte er:

„Mach dir keine Sorge um ihn, so leicht wirft ihn der Sturm nicht um, denn er ist zu schwer von der Last des Korn.“

Das Rühren in der heissen Suppe beschäftigte sie eine Weile und liess ihnen die Zeit, den aufgeregten Gang ihrer Gefühle sich glätten zu lassen. Dann brachte der Herrchen, um nicht durch ein hartnäckiges Schweigen den Verdacht einer Misstimmung aufkommen zu lassen, die Rede auf den Besuch des Monsieur François und das Anerbieten, das er ihm inbezug auf den Riedeschkern gemacht hatte.

Der Riedeschkern war eine Quellenwiese, leicht im Hang gelegen, der Kern des ganzen Wiesenflurs. Es wuchsen dort die süssesten Gräser, und die Kinder

machten sich beim Hindurchgehen oft das Vergnügen, die zartesten davon auszupflücken und zu essen. Die Wiese hiess auch Kreuzwiese, weil die Quelle, die in ihr entsprang, sich aus einer Bodenfeuchte bildete, die genau die Form eines Kreuzes hatte, dessen Balken durch den üppigen Graswuchs zu jeder Zeit des Jahres gezeichnet waren. Sie war seit urdenklichen Zeiten im Besitz der Riedesch, und wegen des Kreuzes sollte ein besonderer Segen auf ihr liegen.

Diese Wiese nun, das Palladium der Riedesch, hatte der junge Monsieur François, der weisse Herzog, wie er spottweise genannt wurde, auf eine wenig vornehme Art an sich gebracht. Er hatte den Ohm Matthias, einen Bruder des Herrchens, der als Junggeselle beim Hause geblieben war und ab und zu ein Schöppchen über den Durst trank, betrunken gemacht und ihm im Rausch den Riedeschkern abgehandelt.

Da der Herrchen dem Bruder die Schmach nicht antun wollte, dass sein Wort nicht gelte, und der junge Monsieur François nicht auf den Handel verzichtete, kam die Wiese in fremde Hand.

Mit dem Tage, an dem dies geschah, ging eine tiefe Veränderung mit Ohm Matthias vor. Er, der immer geglaubt hatte, dass ein Rausch etwas Harmloses, ja eher Heiteres sei, das nur Glück bringen könne, wurde schwermütig und trank keinen Tropfen mehr. Es ging dann rasch mit ihm bergab, und eines Tages legte er sich hin und starb.

Mit sichtlich Genugtuung erzählte der alte Riedesch von der Abfuhr, die er dem Monsieur François hatte zuteil werden lassen, klug die vorhandenen Spannungen gegen den gemeinsamen Feind kehrend.

Von der verlorenen Wiese kamen sie auf anderes zu sprechen: Erwerb, der den Verlust wett gemacht hatte, Anlegung von Pferchen und Baumgärten...

So kam in die Unterhaltung, da es um Dinge ging, die den beiden Männern gleich stark am Herzen lagen, ein freundlicherer, bewegterer Ton.

Die junge Frau war glücklich über die Wendung, die die Dinge zu nehmen schienen und die einen würdigen, wenn auch keinen fröhlichen oder herzlichen Abend erhoffen liessen. Das gab ihr den Mut, das gebratene Hühnchen, das sie hereintrug, mit ihrem Sprüchlein vor Peter zu setzen:

„Weil heute der Tag ist, an dem wir uns gefunden haben!“

Sie hatte sich das Sätzchen im Lauf des Abends unzählige Male vorgesprochen, um sich gegen jede Gefühlswallung zu sichern; doch jetzt, da sie es im Ernste sagte, traten ihr vor Angst und Rührung die Tränen in die Augen.

„Du weisst ja, dass ich gegen jedes Fest bin,“ knurrte er verwirrt, „nicht nur dieses.“

„Oh,“ sagte sie, „das Leben hat so viele Arbeitstage, dass man gelegentlich eine Ausnahme machen darf, und gerade dieses Fest möchte ich nicht entbehren, da es doch den Tag wiederbringt, an dem ich zu dir kam und glücklich wurde.“

Sie sprach diese Worte wie aus einer Trunkenheit, und ihre Augen waren bis an den Rand mit Liebe und Leid gefüllt.

Das war der kritische Augenblick. Hielt er es aus?! Hielt sie es aus?! Oder brachen sie, wie zwei Gläser, die, zu hart aneinander gestossen, klirrend auseinander splintern, den Wein, den sie als Zutrunken halten, verschüttend?!

Der Herrchen erlebte einen Augenblick so qualvoller Spannung, dass ihm das Herz weh tat...

Doch das Wunder geschah; sie hielten es aus. Das Herz des Riedesch, das der Krampf eine Weile

ohne Schlag in der Schwebel gehalten hatte, stürmte wieder mit hohen Schlägen los:

„Gut gesprochen, Elise! Innerhalb der vier Wände des Hauses und der Stube soll unser grösstes Heiligtum sein, und es ist kein Fest zu viel, das hier in der richtigen Stimmung gefeiert wird. Lasst uns deshalb auf euer Glück und auf das Gedeihen des Hauses trinken!“

Da es so gewendet wurde, konnte Peter sich nicht entziehen, und so stiessen sie an und tranken, und es wusste doch keines, worauf es eigentlich ging; denn das Unglück stand so dicht hinter dem Glück, dass die beiden nicht auseinander gehalten werden konnten. Immerhin war es ein Gewinn, dass es keinen Bruch gegeben hatte. Die Unterhaltung stockte zwar etwas; doch brachte sie die junge Frau geschickt wieder auf die François zurück. Sie wusste, dass der Herrchen gerne von ihnen sprach — es war seine Art, sich selbst und die Riedesch zu loben — und dass er für einen ganzen Abend hatte, wenn er sie, wie er scherzend zu sagen pflegte, unter die Finger nahm.

Der alte Riedesch erzählte:

„Der Monsieur François, wie er allgemein genannt wird und wie er jetzt unten im Tale das gute und das schlechte Wetter macht, heisst mit seinem richtigen Namen gar nicht François, sondern Frantzen, Peter Tunnes Frantzen. Sein Vater hiess Klaus Frantzen und war Kutscher beim Herrn Stremont*), einem reichen Franzosen, der damals die Jagd hier hatte. Als Peter Tunnes halbwegs erwachsen war, brachte ihn der Klaus als Hundehalter mit zur Jagd. Spinnbein nannten wir junge Burschen ihn wegen seines langstieligen Gebeins, und weil er hinterlistig und heimtückisch war

*) baron d'Astremont.

wie eine Spinne. Herr Stremont aber musste einen Narren an ihm gefressen haben oder ihn zu irgend einer Spitzbüberei abrichten wollen, denn er nahm ihn mit nach Frankreich, und als der Klaus bei einer Treibjagd angeschossen wurde und an dem Schrot starb, das er erhalten hatte, hörte man nichts mehr von dem Tunnes, bis es eines Tages hiess, das Behrendsgut in Sinzen, das lange fällig gewesen war, sei verkauft, und zwar an einen gewissen Monsieur François, der aus dem Frankreich komme und ein vornehmer, reicher Herr sei.

Dieser grossartige Herr aber war niemand anders als Peter Tunnes, das alte Spinnbein. Nur hatte er seinen ehrlichen deutschen Namen ins Französische übersetzen lassen und führte sich auf wie ein richtiger Baron.“

Hier ruhte der Herrchen ein Weilchen. Das Erzählen war ihm allzeit eine Lust, und es musste kunstvoll, mit eingelegten Pausen, durchgeführt werden, damit die Wirkung Zeit hatte, sich zu vertiefen.

Die junge Frau nahm den kleinen Milli, der durch lallendes Singen sein Interesse an der stillen Gemütlichkeit des Abends bekundete, auf den Schoß, in der Freude, ihn zu zeigen, und auch um ihn mit herein-zuziehen in den Kreis, damit er sich fester schlesse.

Mit einem wohlgefälligen Blick auf den Kleinen, der in fröhlicher Ungebundenheit nach allem Blinkenden griff, was er auf dem Tisch sah, begann der Herrchen den Faden seiner Erzählung weiter zu spinnen. Und während er sprach, liess das Bürschlein allmählich von seinem Spiel, ihm unverwandt auf den Mund sehend und mit einer Aufmerksamkeit zuhörend, als wolle er das Gesagte für eine ewige Dauer in sich hineinlegen.

Es war die Geschichte von dem Leid, das die François den Riedesch angetan hatten, indem das alte

Spinnbein es darauf abgesehen zu haben schien, sich ihnen überall in den Weg zu stellen und ihnen überall das Wasser abzugraben, im wörtlichen und im bildlichen Sinn. Natürlich kam auch wieder die Geschichte vom Riedeschkern vor, der Betrug an dem Hause, und der Herrchen brandmarkte mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihm das Rot auf die Wangen trieb, die niederträchtige Art, auf die der junge Monsieur Raymond sich in den Besitz gerade dieses, von den Riedesch wie ihren Augapfel gehüteten Flurteiles, gebracht hatte: eine Handlungsweise, die erst in ihrer ganzen, respektlosen Gemeinheit erschien, wenn man bedachte, dass Ohm Matthias, als es geschah, an der Grenze seiner Jahre angekommen war und ein ganzes Leben voll Arbeit und Tugend hinter sich hatte, während der Monsieur Raymond damals noch ein kaum flaumbärtiger junger Fant war, der weiter nichts aufzuweisen hatte als ein paar verkrachte Studentenjahre und einen spöttischen, über alle Maßen dummen Stolz.

Die Heftigkeit dieses gegen den Monsieur Raymond gerichteten Ausfalles sowie der gegen ihn aufkochende Zorn liessen den Herrchen für eine Weile die Angst vergessen, die der Abend ihm machte, und auch der junge Riedesch fühlte sich so mithineingegrissen in diesen Streit, bei dem es um die Ehre des Hauses ging, dass auch er sich kaum noch bewusst war, bei welchem Feste er sass.

So einten sich in der Abwehr gegen die beiden gehassten François die trotzigen Häupter dieses Hauses zu gemeinsamem Fühlen.

Der jungen Frau blieb nur noch die Sorge, in diesem Drama, das der Kampf gegen die François für die Riedesch bedeutete, und an dem sie als eingeheiratete Fremde geringeren Anteil nahm, die dunklen Kulissen beiseite- und hellere, luftigere einzuschieben,

um alles zu einem heiteren Ende zu führen. Das war aber eine Leichtigkeit; sie brauchte nur zu fragen, wie der Monsieur Raymond zu seinem Spitznamen „weisser Herzog“ gekommen sei. Dann gab es des Ergötzlichen so viel, dass man den ganzen Abend Stoff zum Lachen hatte.

„Weshalb er der weisse Herzog genannt wird?“ — Des alten Riedesch Zorn verrauchte wie Nebel vor einer durchbrechenden Sonne, und seine Augen, noch immer hell und blank, begannen lustig zu blitzen. Das war seine liebste Rache an den François, eine Rache, die sein Gewissen ganz und gar unbeschwert liess: von den Torheiten des jungen François zu erzählen. Und nun gab ihm die Frage seiner Schnur dazu die willkommene Gelegenheit.

Doch der junge Riedesch kam ihm mit einer neuen Mär zuvor, die über den weissen Herzog im Umlauf war.

Er war durch seine Stellungnahme gegen die François mit dem alten Riedesch auf eine Linie gedrängt worden, und da er unter diesen Umständen ein weiteres, mürrisches Abseitsstehen als peinlich empfand, schien ihm die Gelegenheit, sich freundlicher in den Kreis der Seinen einzuführen, günstig. Deshalb liess er, auf eine starke Wirkung hoffend, seine Mitteilung von dem neuesten Streich des weissen Herzogs wie eine Bombe platzen: er habe an den Hof geschrieben!

An den Hof geschrieben?! — An welchen Hof?! Der alte Riedesch hatte erst Mühe zu verstehen; doch dann brach er, als er das Richtige erfasst und es in seiner ganzen Ungereimtheit überdacht hatte, in eine fröhliche Heiterkeit aus, die er dazu absichtlich übertrieb, um mit ihrer Helligkeit die aus dem Dunkel aufdrängende Gefahr, die noch in den Ecken der Stube

lauerte, zu scheuchen. Das war wieder ein Streich, der zu dem weissen Herzog gehörte wie das Harlekinkleid zum Harlekin! Und noch ehe er wusste, worum es sich handelte, glaubte er daran wie an ein Gebot Gottes. Auch die junge Frau schien sich an der hellen Fröhlichkeit des alten Riedesch entzünden zu wollen. „Was hat er denn geschrieben?“, fragte sie, und der Schalk leuchtete ihr förmlich aus den Augen.

Wer jedoch genauer hingesehen hätte, hätte unter diesem Schalk die Angst leuchten gesehen, eine Angst, die in immer wieder neuen Wellen aus dem Dunkel an sie heranbrandete. Der ganze Aufzug über die François war ja nur ein geschickt inszeniertes Blendspiel, um den Abgrund zu verdecken, in den keines von ihnen zu blicken wagte.

Der junge Riedesch erzählte nun mit verhaltener Ironie, wie der weisse Herzog wegen seiner Erstgeborenen an den Hof geschrieben habe. Es sei ihm ein Kind geboren, und er freue sich, dass es ein Mädchen sei. So könne er einem innigst gehegten Herzenswunsch nachkommen und es auf den Namen Adelheid taufen lassen als Huldigung an Erbprinzessin Adelheid und aus Freude darüber, dass sie katholisch getauft sei. Er glaube sich auch zum Sprecher der Allgemeinheit zu machen, indem er sage, dass dieses der richtige Weg zum Herzen ihres Volkes sei, wenn ihr etwas an dem kleinen Völkchen gelegen sein sollte, mit dessen Schicksal der Himmel sie verbinden zu wollen scheine. Wie nun seine eigene kleine Adelheid im weissen Taufkleid hinter sie trete, so mögen Hunderte anderer es tun und eine fröhliche weisse Schar bilden, die ihr ein freudiges Geleite durch ein freudiges Leben geben soll!

Das war nun eine Narretei, die über dem Erzählen ihr Narrengesicht verlor und hellwarme Augen bekam

Es war ja die Wahrheit, die der weisse Herzog da geschrieben hatte, die lauterste Wahrheit, und der Einfall, die Erstgeborene nach der erstgeborenen Prinzessin zu benennen, war so überraschend wie tief und schön. Nur dass der weisse Herzog das so kurzerhand an den Hof geschrieben haben sollte, und dass gerade er es sein musste, der diesen Einfall gehabt hatte, darin lag das Komische und Erheiternde; denn auch das tiefste und ergreifendste Wort, das aus Harlekins Munde kommt, bleibt immer von seiner Clownsfratze überschattet, und es wandelt sich auf seinen rot gemalten Lippen in einen närrischen Ulk.

Die junge Frau besonders, feinfühlig und leichter beeinflusst als die Männer, empfand das alles widerspruchsvoll und fand sich seltsam bedrängt, wenn sie auch ihre Rolle weiter spielte und lachend fragte, ob man auch vom Hofe her geantwortet habe . . .

Doch horch! Klang da nicht irgendwo ein Lied?!

Wirklich ein Lied; jetzt wurde es deutlich zwischen zwei Windstössen hörbar:

„An dat bass du, meng Beschviélchen,
An dat bass du, me'n artelecht Liss!“

Ungelegener konnte nichts kommen als dieses Lied in diesem Augenblick. Die Stimmung schlug zusehends um; das Gefahrendunkel in den Ecken wuchs beängstigend an. „Sie legen Runkeln im Keller“, erklärte die junge Frau, mit unruhig aufpochendem Herzen auf die Augen ihres Mannes sehend, und ich habe ihnen einige Flaschen Bier mitgegeben. Ich dachte, es sei dir lieber, wenn wir unser Fest unter uns feierten.“

Auf des jungen Riedesch Stirn legten sich Schatten, wie Wolken die trotzig Köpfe der Berge verhängen, wenn der Sturm aufzieht . . .

Da war wieder das Lied da, wie eine berechnete Herausforderung, ein gewollter Hohn:

„T ass nemen ént, wat mir gefällt,

En énzegt, wat ech gère gesin . . .“

O der Sturm! Wenn doch nur der Sturm käme und das garstige Lied zudeckte! Aber es schien, als ob der Sturm absichtlich Ruhe halte, um dem Schall den Weg frei zu lassen, und so mussten sie die Strophe ganz hören, bis zu ihrem verzweifelten Ende:

„An dat bass du, meng Beschviélchen,

An dat bass du, me'n artlecht Liss!“

Warum redete denn niemand, schrie niemand das Lied tot! Elise sah voller Verzweiflung auf den alten Riedesch, damit er eingreife, die Lage rette, nur ein Wort sage, das diese tödliche Ruhe aufrisse; aber auch er war ohnmächtig: sie erstickten alle an der Lüge, die das Lied so erbarmungslos aufdeckte.

Es konnte jetzt jedes Unglück über sie kommen. Es musste etwas geschehen, etwas Aussergewöhnliches, deshalb hielt auch der Sturm an, aber was?!

Da grollte es wie ein Beben durch den Erdboden, das Haus zitterte auf seinen Fundamenten, und ein fremdartiges Brausen ging durch die Nacht . . .

Um Gotteswillen, was war das?! — Die junge Frau hielt sich mit der Hand das Herz, das stürmisch sprang. Sie dachte an die Gerichte Gottes und sah voll Entsetzen auf die beiden Männer.

Der alte Riedesch suchte, obwohl selbst auf das tiefste erregt und Schlimmes ahnend, sie zu beruhigen. „Es wird ein Windbruch in der Hardt sein,“ sagte er, das befremdende Geräusch auf eine natürliche Ursache zurückzuführen suchend. — Er hatte schon einen bestimmten Verdacht; doch es war so ungeheuerlich, was sich ihm da aufdrängen wollte, dass er es mit Gewalt zurückwies.

„Es war aber doch gar kein Wind,“ klagte sie und heftete, gleichfalls von bangen Ahnungen durchzittert, ihre Augen auf Peter, als müsse sie auf seiner finster verschlossenen Stirn die Lösung des Rätsels lesen können . . .

Jetzt stürmte auch das Gesinde aus dem Keller herauf und vermehrte den Wirrwar.

Sie hatten dort weniger gehört als gespürt, und nach ihren Wahrnehmungen war das Rollen gewiss im Boden gewesen. — Aber wo?

Es gab unter den Knechten einen Halbweisen, den Joki; er hatte die Sprache nur halb und kümmerte sich wenig um die Menschen, wusste dafür aber um so mehr von der Erde, mit der er innig verwachsen war. Der drängte sich ungebärdig vor. „Ist Brauning in den Teich gerutscht,“ sagte er, in gewaltsamer Verzerrung die Gesichtsmuskeln bewegend und auf die Richtung deutend, in der die Mühle lag.

Der Brauning . . . ! Die Mühle . . . ! Eine Rache . . . !

Die drei Wörter, richtig zueinander in Beziehung gebracht, erklärten alles, und das Rätsel war kein Rätsel mehr.

Von allen Seiten züngelte jetzt unlautere Neugier aus lüstern forschenden Augen zu den Herren auf, um ein Stückchen von einer Sünde, die sich verbergen, den Zipfel eines Leids, das sich verhüllen wollte, zu überraschen.

In diesem kritischen Augenblick nahm der alte Riedesch wieder mit Macht das Kommando und jagte Knechte und Mägde aus der Stube und in ihre Kammern.

Auch Elise, die junge Frau, die nunmehr leise weinte, schickte er mit dem Kinde fort.

Jetzt waren die beiden Männer allein: Vater und Sohn.

Es bedurfte keiner Verstellung mehr, und der

Alte funkelte, sich in seiner ganzen Grösse aufrichtend, den Jüngern zornig an:

„Das hast du angestellt!“

Der Junge brauste trotzig dagegen auf:

„Und den Aussagen eines Blöden glaubst du!“

„Nein, nicht den Aussagen eines Blöden glaube ich, sondern mir. Ich wusste es, ehe es geschah. Als ich sah, dass du von Riedesch kamst, wusste ich es.“

„Aber ich war doch nur zu dem Schober!“ verteidigte sich der Junge. Seine Augen glimmten böse auf.

„Lüge nicht!“ Der Alte schlug ihn mit einem funkelnden Blick nieder: „Auf Riedesch hat noch kein Herr gelogen! — Der Fränzchen war bei dir. Ich fürchtete es noch bei jedem grossen Wasser, und heute ist es geschehen. Der Fränzchen war gegen die Nacht hier und er fragte nach dir. Nun leugne, wenn du den Mut hast!“

Eine kurze tragische Pause des Schweigens, in welcher der Junge vergeblich nach einem Ausweg aus der Enge suchte, in der er gefangen war; dann gestand er in verbissenem Trotz:

„Nun ja, es stimmt, und in dieser Minute haben sie das Wasser in der Mühle.“

Das Schändliche war also wahr, kein Zweifel mehr möglich. — Der Alte sah den Jungen eine Weile schweigend an; seine Verachtung für ihn war zu tief, sein Zorn gegen ihn zu gross, als dass er gleich Worte gefunden hätte, sie auszudrücken. Dann schüttete er ihm, als ihm die Sprache wiederkam, seinen ganzen Abscheu vor die Füsse:

„Es ist feige, feige, feige!“

„Es war auch feige, mir die Maria zu stehlen!“

„Du hast eine gute und schöne Frau; an die sollst du dich halten!“

„Ich liebe sie aber nicht!“

„Das ist kein Grund, sie nicht zu achten!“

„So mag sie nur gehen, wenn es ihr nicht gefällt!“

„Schweige! — Willst du das Haus auseinanderreißen?! Hast du nicht genug an dem zu tragen, was du angerichtet hast, und fürchtest du keine ewige Vergeltung, wenn du die menschlichen Gerichte nicht scheust?! Die Nacht ist so, dass Leben auf dem Spiel sein können!“ Der Alte stand da wie ein Richter mit der funkelnden Strafe Gottes in der Hand.

Der Junge kochte in weisser Wut, aber der Name Gottes schloss ihm den Mund; er war, wie alle Riedesch, in der Furcht Gottes erzogen; sie lag wie ein Berg auf ihm.

So konnten sie zu keinem guten Ende kommen, und zu dem mussten sie doch kommen; denn wenn jetzt Gefahr aufzog, mussten sie einig sein. Es war deshalb besser, dass das Auge von dem Auge weg kam, und es musste auch wieder der Weg der Güte beschritten werden, wenn es auch schwer hielt, wieder hinaufzukommen.

Der Herrchen durchmass, seine Erregung zu dämpfen suchend, einmal das Zimmer. Es war jetzt wohl der Augenblick da, wo er das Höchste einsetzen musste, um Haus und Geschlecht zu retten, ein Geständnis machen, das ihm das schwerste auf der Welt war, um ihm ein Beispiel und einen Weg zu zeigen.

Er blieb vor dem Bilde seiner Frau stehen, sah hinauf, sah wieder weg, ging bis ans Fenster, kam zurück, immer im Kampf mit sich selbst. Doch es musste ja sein. Und feierlich hob er die Hand zu dem Bild:

„Sieh' da deine Mutter! — Hast du je gesehen, dass ich hart gegen sie gewesen wäre?“

Jeder Zorn war aus seiner Stimme verschwunden;

es war nur mehr liebende Sorge in ihr und mahnende Güte.

„Auch ich habe sie nicht geliebt, und auch ich habe eine andere geliebt, aber ich habe es überwunden. Ich habe euch Kindern ein Heim gegeben, in dem nur Licht und Wärme strahlten, und ich habe nie einen Fränzchen eingelassen. Das ist die einzige Handlungsweise, die eines vollwertigen Menschen würdig ist; das andere mag passen für überreiztes Stadtvolk, das nicht ganz ist. — Was den Fränzchen anbelangt, schick ihn fort, morgen noch! Es ist der einzige Weg, deine und unsere Ehre zu retten, wenn sie noch gerettet werden kann. Man muss glauben, dass er gegen deinen Willen gehandelt hat. Gib ihm, was du willst, und schick ihn fort!“

Der Junge zuckte die Achsel:

„Meinetwegen!“

Die Angst vor der Verantwortung, wenn mehr geschehen sein sollte, als er beabsichtigt hatte, beugte ihn unter den fremden Willen, und er war nur noch bemüht, sein Unterliegen mit einer trotzigen Gleichgültigkeit zu verschleiern.

Der Herrchen hatte einen stolzen Sieg erfochten; doch liess er es den Besiegten nicht fühlen und er fuhr, um auch sein Herz zu wenden, eindringlich auf ihn einzureden fort, soviel Wärme in seine Stimme legend, wie der Ernst der Dinge, von denen er sprach, es gestattete:

„Ich habe schon lange mit dir über diese Dinge reden wollen; aber du glaubst nicht, wie schwer es mir wurde. Deshalb schob ich es auf von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr, in der Hoffnung, dass dir einmal das Einsehen von selbst käme. Du klagst über gebrochene Liebe; ich weiss, dass ein wundes Herz schmerzen kann. Doch sieh zu, ob du dich nicht ab-

sichtlich täuschst und ob es nicht vielmehr beleidigter Stolz ist, den du am Müller rächen willst. — Du wunderst dich vielleicht, dass ich so tief in dich hineinsehe. — Ich bin ja durch dieselben Dornen gegangen, durch die du nun gehst. Ich brauche, um in dich zu sehen, nur in mich selbst hineinzuschauen; denn du bist ich, und ich bin du. Und beide sind wir unsere Herren nicht, beide dürfen wir nicht nach unserer Laune leben; wir schulden uns beide dem Haus und dem Stamm, den wir weiter führen müssen.“

Dann schilderte er, da kein Widerspruch kam, die Grösse des Hauses und seiner Vergangenheit, machte die Runde durch alle Gaue des Landes, wo Stecklinge vom Riedeschbaum hingepflanzt oder Pfropfreiser aufgesetzt worden waren, die überall Blüten getrieben und reiche Früchte getragen hatten, bis in die höchsten Stellen des Staates und der Kirche hinein. Und ob denn er, Peter, mit seinen geschlagenen vierzig Jahren, noch so kindisch launenhaft sei, dass er den Hauptstamm absägen wolle, wo er in seinen Wurzeln noch Saft genug für Jahrhunderte führe?!

„Die Riedesch“, schloss er mit einer steigenden Bewegung, sind noch allzeit spät fertig geworden mit ihren Herzen, und sie wurden es noch immer im Guten, wenn das Blut weniger stürmisch zu fließen begann. Das hoffe ich auch von dir, und dass dies geschehe, ist der letzte und grösste Wunsch, den ich noch auf dieser Erde habe. Und nun, gute Nacht, Peter, und sei ein Riedesch — in allem! — Auch wenn es gilt, die Folgen dieses Abends zu tragen, die ich dir nicht zu schwer wünsche.

Wie der Herrchen die Treppe auf den Stock hinaufgekommen war, wusste er selbst nicht; jedenfalls ohne Licht. Erst als er die Tür zu seinem Zimmer aufmachte und ein neues Dunkel ihn anstarrte, kam

er wieder zu sich und zündete seinen Oelfunzel an.

Es war das Abtzimmer, das er betrat, und es hiess so wegen des grossen Oelbildes, das Abt Matthias, den Urgrossheim aus der Zeit vor der französischen Revolution, darstellte. Dieser Matthias war der letzte Abt von Sankt Maximin gewesen. Als das Refugium in der Stadt aufgegeben werden musste, liess er dieses Bild sowie etliche Andenken, die ihm persönlich gehörten oder ihm besonders lieb waren, in sein Heimathaus auf Riedesch bringen, wo sie in dem besten und trockensten Zimmer auf dem Stock aufbewahrt wurden, das der jeweilige Stammhalter auf Riedesch beschlief: ein Vorrecht, das ihm auch dann blieb, wenn er Herrchen wurde und sonstwie das Heft aus der Hand gab; schien es doch nur natürlich, dass er, als der nächste am Grabe, dem Toten die Hand in die Ewigkeit hinüberreichte und so das Diesseits mit dem Jenseits verband. Denn dass Abt Matthias einen gesicherten Platz im Himmel hatte und von dort aus über sein Heimathaus wachte, daran zweifelte auf Riedesch kein Erwachsener und kein Kind.

Es war ein richtiger Riedesch gewesen, dieser Abt Matthias, gross von Wuchs, mit breiter Brust und herrisch gebogener Nase. Voll selbstsicherer Würde trug er die goldene Kette mit dem Kreuz, und voll entschlossener Festigkeit lag die Hand mit dem Siegelring auf dem Evangeliumbuch.

In dem flackernden Oellicht belebten sich die Züge des Toten. Die Brauen, die das Alter nicht zu färben vermocht hatte, schatteten mächtig über den Augen, und die schmalen Lippen, auf denen noch die Entschlossenheit lag, mit der er den alten Glauben und den alten Besitz gegen die stürmischen Sanskülotten verteidigt hatte, schienen sich zu bewegen.

Sprach das Bild zu ihm? — Nein, denn es gibt keine Stimmen aus der Ewigkeit.

Abt Matthias brauchte das auch nicht; er brauchte keine Wunder. Was er zu sagen hatte, war da auf den geschlossenen Flügeln des Altarschranks im Bilde fasslicher ausgedrückt, als es je in einer Sprache gesagt werden könnte: ein stürmendes Meer ins Holz geschnitzt, und darauf ein Schiff in Not. In den spielenden Schatten scheinen die Wellen sich zu heben und das Schiffein im Spiel der Winde zu tanzen . . .

Gefahr, Hilfe! — Aber auf dem breiten Sockel steht in trotziger Fraktur die siegreiche Verheissung:
Fluctuat nec mergitur!

Es ist das Schiffein der Kirche, der alte Riedesch weiss es. Doch längst haben die Riedesch die Kirche auf den Hof umgedeutet.

„Fluctuat nec mergitur!“ Die Riedesch hatten aus dem kräftigen, verheissungsvollen Spruch ihr Lösungswort gemacht, und sie trauten ihm eine um so grössere Kraft zu, als es mit dem Geheimnis jener fremden und zaubermächtigen Sprache umgeben war, die in der Kirche und in den heiligen Gebeten die Quellen aller Gnaden öffnet und die dunklen Gewalten bannt.

Und als der alte Riedesch zu Bette lag und die Winde an den Fenstern rüttelten und die Sorge wie ein Geier an ihm frass, da stieg Abt Matthias von der Wand herunter, drückte den grauen Sorgengeier leise fort und legte dorthin, wo er gewesen, seine grosse, kühle Hand, hielt sie, bis der Herrchen entschlummert war . . .

Auf dem stürmisch bewegten Meer das Schiffein wird nicht untergehen!

Abt Matthias wacht . . .

Das graue Wolkengeschiebe, das seit dem grossen Stürmen in ununterbrochener Folge vom belgischen Meere heraufgetragen wurde, zog sich langsam auseinander und entschleierte hier und dort den blassblauen Novemberhimmel. Einmal sogar schien die Sonne wirklich und durchleuchtete die kahle Welt mit einem fahlen, nassen Schein. Es war nicht viel, aber genug, damit die Saaten lichtvoll aufschimmerten und die Wälder sich bis in ihre Tiefen freundlich erhellten.

Auf der Landstrasse, die von Sinzen aus bergauf bergab über die Quertäler zweier kleiner Flösschen nach Norden führt, schob eine Frau ein Handwägelchen, einen alten abgetakelten Kinderwagen. Ein etwa zwölfjähriger Junge half ihr schieben. Er hatte den unsicheren, tastenden Gang der Blinden; und in der Tat, er war blind. Es war der Johannes aus dem Taubenhaus, und die Frau war seine Mutter, das Täubchen.

Die Strasse stieg jetzt stark. Die Frau stemmte sich und schob, dass ihr der Schweiss auf die Stirne trat; denn das Wägelchen war schwer bepackt, und der viele Regen hatte den Schotter aufgeweicht. Jetzt legte sich auch der Junge energischer an die Stange, und sie schoben beide wortlos das Vehikel bergan. Sie merkten nichts von dem Sonnenstrahl, der sich hinter sie stahl und ihnen den Weg erhellte; er war auch so flüchtig und kraftlos und schon war er wieder fort, und die Erde novembergrau und totenstill. Nur ein Schwarm Saatkrähen ordnete sich hoch oben in der Luft zu geselligem Rundflug und kündete krächzend ein Abendrot.

Die Frau hielt erschöpft oben auf der Höhe, und jetzt, da sie aufrecht stand, wurde sichtbar, was das

Kleid in ihrer gebückten Haltung versteckt hatte; sie ging über einem Kind.

„Mutter, ist es noch weit bis ins Oesling?“ fragte der Junge zage. Sie waren seit dem Morgen auf dem Weg.

„Bist du müde, Johannes?“ fragte sie sanft zurück und streichelte ihm die Hand. Sie wollte ihm nicht antworten, um ihn nicht traurig zu machen; denn sie waren noch nicht auf dem halben Wege.

„Nein, Mutter, ich wollte nur wissen.“

Sie schoben wieder schweigend das Wägelchen, das leichter rollte; denn die Strasse lief jetzt auf ebener Höhe, und die Chaussee war hier härter.

Nach einer Weile unterbrach Johannes wieder das Schweigen:

„Warum sind wir denn nicht daheim geblieben, Mutter?“

„Jetzt, da der Vater tot ist, haben wir kein Heim mehr, mein Junge!“

„Aber der Riedesch-Peter hat dir doch das viele Geld geben wollen! — Warum hast du denn das nicht genommen? Wir hätten dann fahren können! Und die Tante im Oesling ist ja auch nicht reich!“

„Nein, die ist nicht reich!“

„Also, warum hast du das Geld nicht annehmen wollen, Mutter?“

Die Frau sah den Jungen mit einem Blick an, der ihm die Seele durchschnitten hätte, wenn er ihn hätte sehen können:

„Ich durfte nicht, Johannes.“

„Aber warum denn nicht, Mutter, da er dir es doch anbot?! —“ Die Frage des blinden Jungen war von Unruhe und Angst geschwellt. Es war sicher, dass er zweifelte; vielleicht war er gar auf der Fährte zur Wahrheit.

Das Leid, das dem Täubchen auf dem Gesichte stand, grub seine Furchen noch tiefer in ihre Stirn:

„Schweige, Johannes! Ein kleiner Junge, wie du, soll seine Mutter nicht zur Rechenschaft ziehen wollen.“ — Lieber ihm so wehe tun als ihn mit der ganzen, schrecklichen Wahrheit belasten.

Der Kleine schwieg gehorsam, und das Knirschen des Wagens auf dem Kies bildete eine Zeit lang das einzige Geräusch in der abendlichen Stille.

Die Frau hatte jetzt die Hände an der Lenkstange, mehr um sich zu stützen, als um zu drücken. Sie war müde zum Umfallen und seit der letzten Steigung fühlte sie Schmerzen. Eben hatte sie einen solchen Riss, dass sie stehen blieb und sich in der Pein krümmte.

Johannes hielt unruhig das Wägelchen an:

„Fehlt dir etwas, Mutter?“

„Nein, Johannes!“ Sie richtete sich mühsam wieder auf und griff an den Wagen.

„Mir scheint, du gehst so schwer; lass mir den Wagen ganz!“ bat er und versuchte ihr die Hand vom Griff zu lösen. „Ich finde die Richtung schon allein!“

Sie drückte ihn sachte beiseite: „Ach! lass nur, ich habe so zu gleicher Zeit eine Stütze.“

Sie krampfte die Hand fester um den Griff, denn ein neues Weh zog herauf, deutlicher seine Natur zeigend. Da erblasste sie in einem jähen Schreck: „O Gott, nur diese Prüfung nicht! Nur nicht hier am Weg, allein mit meinem blinden Johannes . . .!“ Ihre Augen suchten im Fieber die Strasse entlang. Wenn sie es nur noch aushielte bis zum nächsten Städtchen! Dort war ein Spital mit Schwestern. „O Gott der Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

„Mutter, ich weiss, weshalb du das Geld nicht

angenommen hast," begann wieder Johannes mit der erbarmungslosen Hartnäckigkeit, die Kindern eignet.

„Weshalb denn, Johannes?“ fragte sie gequält.

„Mutter, es ist nicht wahr, dass der Müller den Vater gerufen hat, ihm zu helfen.“

„Aber Kind! Du hast doch selbst gehört, wie die Maria den Gendarmen gesagt hat, der Müller hätte deinen Vater gerufen, ihm zu helfen — und dann seien sie beide gestürzt!“

„Mutter, die Buben haben es anders gesagt. Der Vater habe die Schleuse gezogen, und da sei der Müller gekommen, haben sie gesagt — und der Vater sei schuld am Tode des Müllers. — Sag, Mutter, ist das wahr?“ Johannes fragte mit einer Eindringlichkeit, als ob nur noch Seele und kein Leib mehr an ihm sei.

Das Täubchen litt Todesqualen. Durfte sie lügen? Jetzt, da sie den Schutz Gottes so nötig hatte! Durfte sie die Wahrheit sagen?! Die arme Seele ihres blinden Johannes so belasten!

„Sag, Mutter!“ drängte Johannes. „Und deshalb nimmst du das Geld nicht. Es war Sündengeld, ich weiss es.“

Ein neues Weh riss durch die Frau, als schneide es sie in der Mitte entzwei, und sie wurde eiskalt am ganzen Leibe . . .

Wenn sie durch ein volles Geständnis Gott beugen könnte! Gott liebt die Wahrheit . . .

Sie fühlte, wie sie ihren Willen und ihre Selbstbeherrschung verlor . . .

Gestehen . . . Gestehen . . . Das Geständnis brannte ihr auf der Zunge . . .

Ihre Augen waren in unsäglicher Angst fleberig geöffnet . . .

Da liess der Krampf locker; eine wohltuende Müdigkeit zog ihr durch die Glieder.

„Ja, Johannes,“ sagte sie besiegt; die Buben haben Recht, und das Geld war ein Sündengeld.“

„So ist er auch in der — Hölle!“ — Johannes hielt den Wagen an; er konnte nicht mehr gehen, so wankten seine armen Blindenkniee.

Die Mutter schob das Wägelchen leise wieder an:

„Gott ist barmherzig, Johannes; er hat ihn vielleicht nur ins Fegfeuer geschickt. Aber auch dort sind die Flammen schon heiss!“

Die Strasse führte jetzt in einer Senke durch den Wald, und der Weg düsterte unter zwei mächtigen Tannenreihen, in deren Wipfeln es leise rauschte. „Mutter, wollen wir nicht beten?“ bat Johannes, von dem Rauschen seltsam geängstigt.

„Doch, Johannes, wir wollen den schmerzhaften Rosenkranz beten; bete du vor!“

Sie beteten laut hinein in den leise dämmernden Wald, Gesetz um Gesetz: der für uns Blut geschwitzt hat; der für uns gezeißelt ist worden; der für uns mit Dornen gekrönt ist worden . . .

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes!“

Die Strasse stieg wieder aus dem Talgrund hoch, und sie schoben keuchend an dem Wagen. „Der du für uns das schwere Kreuz getragen hast,“ betete Johannes vor; „der für uns gekreuzigt ist worden . . .“

Die Frau antwortete nicht mehr. Ein neues, heftigeres Weh riss durch sie; sie fasste in ihrer Pein die Hand des Johannes und drückte sie, dass ihn die Finger schmerzten.

Eine unsägliche Angst erfasste das Kind, und es klammerte sich jammernd an die Frau: „Oh, liebe Mutter, was fehlt dir nur?“

Die Umklammerung des Jungen löste noch einmal den Krampf, und sie suchte sich frei zu machen:

„Komm, Johannes, wir müssen suchen, Menschen zu erreichen!“

Der Blinde hielt sich nur noch fester an sie:

„Ich fürchte mich so, Mutter!“

Sie löste seine Hände mit Gewalt:

„Ich bin ja bei dir; was sollst du dich fürchten?
— Wir wollen noch die Litanei beten, damit die Mutter Gottes uns hilft.“ Und sie selbst fing an:

„Herr, erbarme dich unser!“

„Christus, erbarme dich unser!“ nahm er ab.

Sie kamen auf die Höhe. Die Strasse senkte sich einem friedlichen Wiesental zu, und unten bleichte ein Haus: Menschen!

Heilige Maria!

Bitt für uns!

Heilige Gottesgebälerin!

Bitt für uns!

Heilige Jungfrau aller Jungfrauen . . .

Am fernen westlichen Himmel reissen die Wolken auf, und in blutroten Strahlen steht der Abend über der Erde.

Die Frau antwortet nicht mehr. Sie spart jeden Atem, jeden Hauch, alle Kraft nur auf das eine gerichtet: Nur bis zu dem Haus . . .

Mutter Christi!

Mutter der göttlichen Gnade!

Der Junge weint in seiner Angst; sie zieht ihn mit fort:

„Komm nur, komm!“

Das Wägelchen fliegt. Die Frau fühlt sich selbst kaum mehr. Nur noch eine Minute es halten! Sie beisst die Lippen aufeinander, hält mit allen Muskeln. Nur noch bis dreissig zu zählen, bis zehn . . .

Da, Gott sei Dank! ein Schuppen, nach der Strasse zu offen, mit Stroh . . .

Ein Lager . . . und sie ist erlöst . . .

Johannes hat sich im Dämmer neben sie gekauert, sucht mit den Händen nach ihrem Gesicht :

„Mutter, bist du krank ?!“

Sie nimmt seine Hand in ihre Hand :

„Nein, Johannes, aber müde, sehr müde . . .“

Er streichelte ihr das Gesicht: „Wenn ich gross bin, will ich für dich arbeiten, Mutter; dann sollst du es besser haben.“

Besser haben! — Wie fernes Echo kamen die Worte an sie heran, und es schien ihr, als sei sie weit, weit von ihnen weg. Sie empfand auch gar keinen Schmerz mehr. Nur wurde es unheimlich stille in ihr, so stille, dass ihr bange wurde. „Johannes,“ bat sie leise, des Jungen Hand auf ihr Herz legend, „fühle, ob es noch schlägt.“

Da warf sich der Junge mit einem lauten Aufschrei über sie und küsste ihr das Gesicht :

„Mutter, stirb nicht!“

Sie wollte sich regen, aber sie konnte nicht mehr. Da wurde es ihr in einem letzten Aufdämmern klar: sie verblutete sich. Und mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte richtete sie noch einmal den Kopf hoch:

„Rufe Menschen, Johannes, Menschen!“

Dann verlor sie das Bewusstsein . . .

„Mutter, verlass mich nicht! . . . Mutter! . . . Mutter!“ Der blinde Junge bat, rief, schrie immer lauter, immer verzweifelter . . .

Erst bellte ein Hund, dann kamen Menschen . . .

Sie fanden eine tote Frau, noch warm, einen blinden Jungen, und ein neugeborenes, lebendes Kind . . .

Ein lustiges Holzfeuer prasselte im Zimmerofen, denn der Morgen war neblig kalt. Die Schwester, die das Fenster zum Lüften etwas geöffnet hatte, baute trotz des hellen Feuers einen Wall von Kissen vor die Kranke auf, damit sie gegen die Zugluft geschützt sei. Dann rührte sie noch die Zuckerlösung zurecht, von der die Sterbende — im letzten Stadium des Magenkrebses — nur noch seit Wochen lebte.

„So, Madame François; nun sind wir mit der Morgentoilette fertig, und ich lasse Sie für eine Weile unbehelligt.“

Die Kranke schien jedoch noch nicht zufrieden und hob verlangend eine magere Hand:

„Meine Bilder, Schwester!“

„Ach ja, Ihre Bilder!“ — Die Schwester holte von einem Tisch drei farbige, stark abgegriffene Pappbilder, das eine den hl. Joseph, das andere die Mutter Maria, das dritte die verschlungenen Symbole von Glaube, Hoffnung und Liebe, nämlich das Kreuz, den Anker und das Herz, darstellend.

Sie machte einen Bausch in das Federbett und legte die Bilder so, dass die Kranke sie mühelos betrachten konnte. Dann beugte sie sich, um ihr Vergessen, das als Lieblosigkeit oder wenigstens Mangel an Interesse gedeutet werden konnte, wieder gut zu machen, noch einmal teilnahmsvoll über die Sieche nieder:

„Liegen Sie auch gut so, und tut Ihnen die Wundstelle im Rücken nicht zu weh?“

Die Kranke winkte schwach:

„Ach nein. Schwester, ich büsse; ich habe viel abzubüssen — wenn Sie wüssten!“

„Ein jeder Mensch hat abzubüssen; wir sind alle Sünder,“ sagte die Schwester sanft.

Die Kranke legte die Bilder so, wie sie es wünschte: Anker, Kreuz und Herz in die Mitte, den hl. Joseph rechts und die Mutter Gottes links.

Die Schwester sah lächelnd dem frommen Tun zu:

„Auf jeden Fall, Madame François, Sie haben die richtigen Fürbitter gewählt; mit diesen gehen Sie nicht zugrunde! Und das Leben im Himmel ist auch viel schöner als das Leben hier. Da sind Sie wieder ganz gesund!“

Die Kranke hörte nur mit halbem Ohre auf diese tröstlichen Versprechungen. Eine andere Sorge beschäftigte sie augenscheinlich mehr als die Frage nach ihrem eigenen Glück in der anderen Welt. Nun, da die Schwester wieder schwieg, suchte sie forschend ihre Augen:

„Glauben Sie, dass die Sünden der Eltern auf die Kinder übergehen?“

Die Schwester, die auf eine solche Frage nicht gefasst war, verwirrte sich:

„Ich weiss nicht; ich verstehe Sie nicht recht.“

„Ich meine, wenn die Eltern gesündigt haben, ob die Kinder dafür gestraft werden können?“

Die Schwester verwirrte sich noch mehr:

„Mein Gott, Madame François, das sind Dinge, die über das Urteilsvermögen einer armen Krankenschwester hinausgehen. — Aber Sie wissen ja: Gott ist barmherzig! Und dann haben Sie ja auch das Opfer, durch das Sie Gottes Zorn brechen können, wenn er da sein sollte! Sie können ja schon Ihren Tod verdienstvoll machen, indem Sie Gott Ihr Leben schenken.“

„Ja, ja, das Opfer!“ murmelte die Kranke, in Gedanken verloren, und schob die Bilder unruhig durcheinander; „ich habe auch schon daran gedacht; aber

es ist doch kein richtiges Opfer, wenn ich nur das anbiete, was sowieso verloren ist.“

Die Schwester ermunterte sie mit einem Lächeln:

„Wenn Sie sich bedrückt fühlen und wenn Sie glauben, dass das Opfer Ihres Lebens nicht genügt: Sie sind ja reich und könnten irgend eine Geldspende machen. Es bleibt noch so viel Gutes auf der Welt zu tun.“

Sie wollte eben mit der Aufzählung einzelner günstiger Gelegenheiten beginnen, die erlaubten, ein Kapital fruchtbringend für den Himmel anzulegen, als Monsieur François zu seinem Morgenbesuch ins Zimmer trat und sie sich diskret zurückzog.

Die Kranke drehte sich, als sie den Schatten ihres Mannes sah, so, dass sie ihn nicht anzusehen brauchte.

Monsieur François las nach kurzem Gruss, der unerwidert blieb, prüfend ihr Gesicht ab: die Nase spitzer, die Haut durchsichtiger, die Höhlungen der Augen tiefer, die Knochen stark vordrängend: der fertige Totenkopf, wenn die Nasenspitze abfiel. — Er verfolgte den Lauf dieser Krankheit und ihr langsames Zerstörungswerk mit einer kühlen, teilnahmslosen Neugier, die Stunden und Tage berechnend, die es noch bis zum letzten Ende dauern könnte. Er fürchtete ihren Tod nur in der Hinsicht auf die Aufregung, die er ihm ins Haus brächte, und in dieser selben Hinsicht wünschte er, dass alles schon vorüber sei.

Sie wusste, dass seine Augen auf ihr standen, und sie wusste auch, was er an ihr suchte und was er von ihr dachte. Sie hatte es vielleicht nicht besser verdient, denn sie hatte ihm nicht viel Liebes in ihrem Leben angetan. Einerlei! Sie bereute nichts, und wenn sie noch einmal anzufangen hätte, gäbe sie wieder nichts. Auch das Sterben fiel ihr nicht schwer, war es

doch der willkommene Abschluss eines Lebens, das sie um nichts in der Welt zurückkaufen möchte.

Es regte sie dennoch mehr auf, als sie es sich selbst gestehen wollte, und die Erregung brachte einen Krampf. Sie suchte, um nicht vor dem verhassten Manne schwach zu scheinen, ihre Schmerzen zu zwingen, krallte die Hände in die Decke; aber sie bohrten in ihr wie glühendes Eisen und trieben ihr den Schweiss auf die Stirn. „Jesus, Maria, Joseph,“ wimmerte sie in ihrer Pein; „helft, helft!“ Und ihre Augen stierten in Fieberglut auf die Bilder.

Die heiligen Namen halfen, und der Krampf ging vorüber. Nun lag sie wie tot, nur die Lippen zitterten noch leise, und auf der Stirn perlte der Schweiss in dicken, matten Tropfen.

Monsieur François nahm in einer Regung von Mitleid ein Fläschchen Kölnisch Wasser vom Tisch, schüttete einige Tropfen auf ein bereitliegendes Linnentuch und erfrischte ihr damit die Stirn. Sie war schliesslich doch seine Frau und ein leidender Mensch.

Gegen seine Erwartung liess sie ihn machen. Es war der erste Liebesdienst, den sie in ihrem Leben von ihm annahm.

So gering auch das Entgegenkommen war, das sie ihm dadurch zeigte, es war doch ein Lichtstrahl für ihn: die Sonne, die an einem langen, verregneten Erntetag, der voll drängender Arbeit gewesen, am Abend mit einem sterbenden Strahl durch die Wolken grüsst.

Nach einer Weile wendete sie den Kopf leicht zu ihm und sagte, ohne die Augen aufzuschlagen, mit müder Stimme:

„Willst du dich nicht zu mir setzen, Antoine? wir müssen einmal miteinander reden.“

Um der paar Tropfen Kölnisch Wasser willen, mit denen sie sich von ihm die Stirne hatte erfrischen

lassen, brachte er es nicht über sich, sich trotzig zu zeigen, und rückte, wenn auch misstrauisch, einen Stuhl ans Bett:

„Ich kann mich ja hersetzen, aber was sollen wir uns zu sagen haben?!“ — Seine Stimme war voller Zweifel.

„Es ist auch nicht wegen unserer,“ entgegnete sie, während eine Bitternis ihren Mund umspielte; „es ist wegen des Raymond.“

Der lichte Schein, den die Güte einen Augenblick auf die Stirne des Monsieur François gelegt hatte, verflog, und es legte sich wieder ein Düstter hinauf: die Vorzeichen eines aufziehenden Sturmes

„Du weißt, dass er der Stein ist, an dem sich unser Leben zerrieb; weshalb willst du jetzt einen neuen Streit anfangen?!“

„Einen Streit anfangen!!“ — Sie warf ihm einen Blick voll stehender Feindseligkeit zu; dann schloss sie die Augen, damit sein gehasstes Bild nicht mehr hineinscheine:

„Ich weiss, du hast ihn nie geliebt!“

Monsieur François hielt den aufsteigenden Groll nur mit Mühe nieder:

„Ich habe mir redlich Mühe gegeben, ihn zu lieben; aber du hast es mir unmöglich gemacht.“

Sie legte den Kopf ganz zur Mauerseite. „Oh, ich hätte dich nie nehmen sollen,“ klagte sie; ich hätte mit meinem Kinde allein bleiben müssen!“ — Eine unendliche Bitternis klang aus ihren Worten, eine hoffnungslose Enttäuschung. Ihr ganzes fried- und freudloses Leben türmte sich vor ihr auf wie ein riesiger Berg, dessen Schatten sie erdrückten.

Ihre Klage rief nur seinen Hohn wach: „Oh ja, es wäre wohl das Beste für uns beide gewesen!“ greinte er mit galliger Bitterkeit. Sein ganzes Leben hatte er

sich um sie gemüht, wie sonst wohl kein Mensch auf der Erde um ein Weib, und nun diesen Vorwurf anhören zu müssen! — Es überspülte ihn plötzlich, in dem Gefühl der Ungerechtigkeit, die an ihm geschah, eine Welle von so hassvollem Zorn, dass er ihr den augenblicklichen Tod wünschte, um ein für allemal von ihr erlöst zu sein.

Da zitterten, letzte, stumme Klage, zwei Tränen aus ihren Augenwinkeln und rannen langsam an den Wangen nieder:

„Oh mein armes, armes Leben!“

„Oh, dein armes Leben!“ brauste er, unfähig, sich noch länger zu beherrschen, und vor Erregung zitternd, auf. „Und meins denn! — O wärest du doch mit deinem Raymond da unten im Frankreich geblieben! Ich hätte wohl auch eine andere Frau gefunden und eigene Kinder gehabt, statt dass ich einen fremden Buben aufzog!“

Bube! Ihr Herzenskind ein Bube! Und das ihr ins Gesicht! — Ihre Augen, halb schon vom Tode gelöscht, flammten auf. „Der Raymond ist kein Bube!“ schrie sie ihn, unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte, an. Dann wühlte die Leidenschaft in einem plötzlichen Wirbel ihre hassgeladene Seele bis auf den Grund auf, alle Hefe in Bewegung bringend, und sie spie ihm ihren ganzen Abscheu, ihre ganze Verachtung ins Gesicht:

„Ich war es ja auch nicht, die dich lockte; es war das Geld, das dir geboten wurde. Du wolltest ja gar keine Frau, du wolltest nur Haus und Hof, um es den Riedesch oben gleich zu tun. Das hast du dir mit mir und meinem Kinde erkaufte. Von dir hattest du ja nichts, denn du warst nur das Spinnbein, ein armseliges Spinnbein, der Rest von nichts!“

Eine gänzliche Erschöpfung machte diesem häss-

lichen Zornausbruch ein Ende, und nun lag sie schweratmend mit geschlossenen Augen.

Monsieur François hatte ihr in jener Zeit, als er sie noch brennend liebte und nicht wusste, wie hart und unzugänglich ein Frauenherz sein kann, wenn es sich verschliessen will, alles erzählt, was ihn zutiefst bewegte, all sein Hoffen und Planen, sein Streben, dem Riedesch gleich zu kommen, der geholfen hatte, ihn als Kind verspotten, ein Gut zu besitzen wie er. Als Heiligstes, Verborgenes hatte er ihr das geoffenbart, in der Hoffnung, dass sie diese gänzliche Hingabe mit etwas Entgegenkommen, vielleicht mit ein bisschen Liebe lohnen würde. Nun schoss sie die Waffe, die er ihr selbst in die Hand gegeben hatte, als bittersten Pfeil auf ihn zurück, weil sie wusste, dass er unsäglich darunter litt.

Ja, er hatte darunter gelitten, früher; er hatte darunter gelitten wie unter Lanzenstich und Dornenkrone; aber sie hatte die Waffe durch zu häufigen Gebrauch abgestumpft, und in diesem Augenblick verfehlte sie gänzlich ihre aufreizende Wirkung. Gewiss, er litt noch darunter; aber es war mehr eine tiefe, geduldige Qual, Trauer und Not über die Abgrundlosigkeit einer Bosheit, die es fertig brachte, in so höllisches Feuer zu wandeln, was so himmlisches Licht hätte sein können.

So war es eher Mitleid, das in ihm aufstieg, als er diese Menschenruine so erschöpft und hilflos da liegen sah, seine Frau: Und so kannst du sein, arme Philippine, wo der Tod dir aus den Augen sieht!

Madame François mochte nach ihrem heftigen Leidenschaftsausbruch und so dicht an der Schwelle der Ewigkeit gleichfalls ihre Härte zu hart gefunden haben, und so begegneten sie sich, als sie die Augen wieder aufschlug, ohne Ueberraschung in einem veröhnlichen Blick, gebrochen alle beide. „Wir haben

uns viel gequält, Antoine,“ sagte sie, und es klang fast weich, „und es hätte nicht immer sein müssen. Aber es ist ja nun bald aus, und vielleicht gewährt du mir eine Bitte, wenn ich dich darum angehe. Es ist ja das erste Mal und es wird wohl auch das letzte sein, dass ich etwas von dir begehre. — Du weisst, dass der Raymond nicht immer macht, wie er machen sollte, und es könnte sein, dass es einmal schlecht hier geht, wenn keins von uns mehr da ist. Da wäre es vielleicht gut, wenn wir ein Opfer für ihn brächten.“

Ein Opfer für ihn! — Des Monsieur François Stirn überschattete sich wieder mit bösem Dämmer. Welch grösseres Opfer konnten sie bringen als das ihres ganzen, langen Lebens, das sie schon gebracht hatten?!

Sie deutete einen Widerspruch aus seinem Zögern, bat:

„Es würde mir das Sterben leichter machen. Ich war wohl oft zu schwach gegen ihn und nahm dadurch eine Schuld auf mich.“

Eine Schuld! — Endlich ein Geständnis! Monsieur François atmete einmal tief und befreiend ein. Es war ihm, als werde ein Alpdruck von ihm genommen, der ein Leben lang wie eine beschwerende Last auf ihm gelegen hatte.

Sie gestand also ihr Unrecht und gab damit zu, dass er im Recht gewesen war! Ja, jetzt könnte er Rache an ihr nehmen, wenn er wollte. Er bräuchte ihr nur die Früchte der Erziehung vorzuhalten, die sie ihm hatte angedeihen lassen. — Seit es mit ihr auf den Tod ging, war er noch nicht ein einziges Mal zu ihr auf das Zimmer gekommen, weil er den Anblick eines Sterbenden nicht verträge! — Allerdings, sie erduldet auch noch dieses ohne Klage und sprach ihn von allen Pflichten gegen sie frei, obschon dieses Gefühl des

Verlassenseins ihr grösstes Leid war, ein Schmerz, der ihr wie brennender Schwefel aufs Herz tropfte, Tag und Nacht.

Doch Monsieur François war in dieser Stunde barmherzig. — Wie musste sie gelitten haben, ehe sie zu diesem demütigenden Bekenntnis kam, das sie zu seinen Füßen legte. Der lichte Schein, den die Annahme seines kleinen Samariterdienstes auf seine Stirn gelegt hatte, kam wieder, wandelte sich in eine erfrischende Helle. Verzeihen! — Eine beseligende Wärme durchströmte ihn und weckte in ihm ein tiefes Glücksgefühl: die erste wärmende Frühlingssonne nach einem harten Wintergrauen: der Himmel blau, alle Quellen rieseln und an den Halden schmilzt der letzte Schnee. So fühlte er, wie auch auf den grauen Halden seiner Seele das Eis schmolz.

Doch über Nacht kommt die Kälte wieder und schlägt alles in weissen Reif . . .

Ja, wenn es nur das Herz wäre, wie oft wäre es bereit, sich in irgend einer heiligen Flamme zu verzehren; aber das Geständnis der Liebe, die es brennt, muss über die Zunge, und dort löschen Stolz und Scham die heiligen Feuer.

Nein, wenn Monsieur François die Frau, die ihm das Leben zu einem Martyrium gemacht hatte, in diesem Augenblicke nicht demütigen wollte, er brachte es aber auch nicht über sich, ein Wort der Liebe und der Verzeihung zu sprechen. Aber er neigte sich ihr freundlich zu, um ihr zu zeigen, dass ihre Bitte angenommen war, wenn sie sich erfüllen liess:

„Und welches Opfer willst du denn bringen?“

„Irgend eine Stiftung,“ sagte sie, durch sein unerwartetes Entgegenkommen leicht verwirrt; „ein Werk der Barmherzigkeit. Es gibt noch so viel Gutes zu tun auf der Welt!“

„Wohl!“ nickte er zustimmend. „Aber was willst du aus dem Vielen wählen? Hast du irgend eine Idee?“

Sie stutzte einen Augenblick, und ein verlegenes Rot hauchte sie an; dann sagte sie, um über ihre Benommenheit hinwegzukommen, die Bilder mischend:

„Ich war eben im Begriff, mit der Schwester darüber zu beraten, als du kamst.“ Es war ihr peinlich, in diesem Augenblick von seiner Ankunft sprechen zu müssen, die einen so hässlichen Streit gebracht hatte.

Auch ihn befiel ein Unbehagen und durchströmte ihn kühl; doch meisterte er es rasch und versuchte ein Lächeln, um den Zwang, der auf ihnen lag, etwas zu lockern:

„Nun, so will ich die Schwester ersetzen, und wir wollen zusammen untersuchen, was sich tun lässt. — Wenn immerhin du willst . . .?“

Sie kam zu keiner Antwort auf seine Einladung, denn, noch während er sprach, klopfte es an die Tür, und ein Mädchen meldete Besuch: Ein Gendarm sei unten und wünsche den Monsieur François zu sprechen.

„Ein Gendarm?!“

„Ja, es ist, glaube ich, wegen des Täubchens.“

„Aber die ist doch fortgegangen?!“

„Ja, aber es scheint, sie ist tot.“

„Tot?!“

„Ja, der Gendarm sagt so. Es handelt sich darum zu wissen, wohin sie begraben werden soll, und auch der Johannes müsse versorgt werden, sagt er.“

„Gut, ich komme.“

„Da hast du schon eine Gelegenheit,“ sagte er, ans Bett zurückkommend, mit einer sichtlichen Bewegung; „der blinde Johannes muss versorgt werden.“ — Wenn er auch durchaus nicht abergläubig war und der Vor-
sorgung nur eine sehr entlegene Wirkung auf den Lauf der Dinge in der Welt zugestand, so war doch das

Zusammentreffen dieses plötzlichen und unter so seltsamen Umständen erfolgten Todes des Täubchens mit dem von seiner Philippine ausgesprochenen Wunsch so auffällig, dass es schwer war, darin nicht eine Fügung zu sehen, und der Gedanke, dass Gott doch von irgend einer Höhe aus seine Augen auf ihm hätte, erfüllte ihn mit einem leisen Schauern.

Madame François mischte unruhig ihre Bilder. Es war auch ihr Gedanke und ihr Wunsch; aber mit der Hellsichtigkeit, die ihr die Nähe ihres Todes gab, sah sie neue Schwierigkeiten mit den Riedesch voraus, die in der Aufnahme des Johannes unter den gegebenen Umständen eine Herausforderung sähen, und sie wollte ihre Seele, ehe sie in die Ewigkeit hinüberging, nicht noch mit einer neuen Sünde belasten; noch weniger das Opfer, das sie für ihren Raymond bringen sollte, an der Wurzel vergiften, so dass es Fluch statt Segen brächte . . .

Zwei Uniformierte erwarteten Monsieur François unten in der Stube; der Brigadier, den er dienstlich kannte, und noch ein anderer, blutjunger Gendarm, der erst seit kurzem auf dem Posten sein musste und dessen Gesicht ihm deshalb fremd war.

Beide grüssten militärisch stramm, die Hand am Tschako.

„Da hätten wir ja das Täubchen tot,“ meldete der Brigadier burschikos, auch nach dem offiziellen Gruss noch immer soldatisch stramm. Fünfzigjährig, von robustem Bau und voll strotzender Gesundheit, schien er in seine Uniform gegossen, und jede seiner Bewegungen war ein Stück Disziplin. Aber zwei lustige, graue Augen, die beständig auf der Jagd nach irgend etwas Schnurrigem waren, spotteten in ihrer leichten Beweglichkeit jeder ernstesten Haltung. So brachte

er auch die Meldung vom Tode des Täubchens im Tone lustigster Heiterkeit vor.

Monsieur François, der gelegentlich sein Vergnügen an dem jovialen Wesen des Brigadiers fand, war heute nicht in einer Stimmung, dass er Gefallen an dessen burschikoser Art gefunden hätte, und so nahm er, sich absichtlich in Gegensatz zu ihm setzend, die Meldung mit betontem Ernst auf:

„Das Mädchen hat mir davon gesprochen; aber wie ist es gekommen?“

Der Brigadier gab sich Mühe, gleichfalls einen ernsteren Ton zu treffen:

„Man hat sie tot unter einem Schuppen aufgefunden; es scheint, sie war unterwegs zu einer Schwester, die sie im Oesling haben wollte.“

„Allerdings, sie ist fortgefahren, aber sie sagte nicht, wohin.“

„Der Junge hat es gesagt, der blinde Johannes, der mit ihr war. Nur weiss er nicht, wo diese Schwester wohnt, und das Oesling ist gross!“

„Und da sind Sie hier wegen des Begrabens?“

„Eben, Monsieur François, und da sie zuletzt hier wohnhaft war — das Mensch muss doch irgendwo unter die Erde gebracht werden! Oder wohin meinen Sie, dass wir uns wenden sollen? Sie als Schöffe haben nach dem Gesetz zu bestimmen.“

„Und der Johannes denn?!“ — Monsieur François brachte unvermittelt die Rede von dem Täubchen auf den blinden Jungen. Offenbar lag ihm mehr an diesem als an der toten Frau.

Jetzt war es an der Zeit, die andere Neuigkeit bekannt zu geben: eine Ueberraschung. Der Brigadier zwang seinen Schalk nicht mehr, und seine grauen Augen blitzten auf, als gebe es etwas prikelnd Lustiges:

„Es ist nicht nur der Johannes zu versorgen; es ist noch ein zweites Kind da!“

„Ein zweites Kind!!“ In den Augen des Monsieur François stand ein ungläubiges Staunen.

„Jawohl!“ lachte der Brigadier und freute sich, dass ihm die Ueberrumpelung des Schöffens so gut gelungen war; „ein zweiter Junge. Sie brachte ihn eben unter diesem Schuppen zur Welt und starb über seiner Geburt!“

Es entstand eine Stille. Das Vorhandensein dieses zweiten Kindes verwickelte die Lage.

Monsieur François durchmass nachdenklich die Stube, mit sich selbst im Unklaren. Sollte er sich nun ganz grossmütig zeigen und sich gleich beider annehmen, oder doch nur des blinden Johannes? Oder war es vielleicht ein neues Zeichen, ein Wink, dass er die Hände von beiden lassen und sich nach einem andern guten Werk umsehen sollte. Er geriet in eine wirkliche Not, und in dieser Verlegenheit stellte er sich vor den Brigadier, als könne dieser ihm raten:

„Wenn es nur der Johannes wäre! — Aber was machen wir mit dem Wurm?!“

„Ja, das ist es, der Wurm,“ sagte der Brigadier spassig nach. — „Was machen wir mit ihm! Und es scheint, er ist auch noch zu früh gekommen. Aber der Johannes soll wie ein Tier geschrieen haben, bis Hilfe kam, und, wie die Weiber denn sind, packten sie mitleidig den Balg auch noch in Schafswolle, um ihn am Leben zu erhalten. Und nun haben wir die Bescherung!“

Der Sarkasmus, mit dem er anfangs gesprochen, war einer Art herablassender Besorgnis gewichen, die er als Vertreter eines Theiles der öffentlichen Gewalt sichtbar machen zu müssen glaubte.

Eigentlich hätte er, wenn er aufrichtig hätte sein wollen, eingestehen müssen, dass er, trotz der zur

Schau getragenen Entrüstung über die Ungelegenheiten, in die der Schöffe durch die Brandt gebracht wurde, sich nicht wenig freute; hatte doch der Monsieur François ihn in dem Kampf, den er in der „Blütezeit“ des Fränzchens mit diesem zu führen gehabt hatte, nicht immer in dem Maß unterstützt, wie er es von ihm als dem Haupt der zivilen Gewalt hätte erwarten dürfen.

Unterdessen war Monsieur François zu dem Entschluss gekommen, sich der beiden Kinder anzunehmen. Es hatte ihn dazu weniger die Betrachtung gebracht, dass mit der Grösse des Opfers auch der Segen, der durch dasselbe bedingt sei, wachse, als der Wunsch, seiner Philippine zu zeigen, wie sehr ihm die Erfüllung ihrer Bitte am Herzen liege und wie es nicht an ihm gelegen habe, dass kein besseres Einverständnis zwischen ihnen hätte sein können.

Er verwies deshalb dem Brigadier seine Härte gegen die Kinder des Fränzchens, die doch unschuldig seien. „Und,“ fügte er, nicht ohne eine gewisse Schärfe hinzu, „was den Fränzchen selbst anbelangt, so sind jene, die hinter ihm steckten, wohl schuldiger als er.“

Es war leicht herauszuhören, auf wen das ging; doch der Brigadier tat, als habe er Wachs in den Ohren. Gewiss, der Riedesch war vielleicht schuldiger als der Fränzchen, und wenn man auch in der Schleusengeschichte ernstlich hätte nachforschen wollen, es hätte wohl Ueberraschungen gegeben; doch als guter Gendarm wusste er, dass es Fälle gibt, wo man die Schuldigen nicht finden darf, abgesehen davon, dass er ein guter Freund der Riedesch war.

Monsieur François enthob ihn übrigens einer Stellungnahme in der Frage. „Sie wissen,“ begann er, die Stimme leicht hebend und seinen Worten eine gewisse Feierlichkeit gebend, „dass meine Frau am Sterben

liegt; und ehe der Mensch in die Ewigkeit hinübergeht, liebt er es, sich ein Kapital anzulegen, das Zinsen für die Ewigkeit trägt. Gerade ehe Sie kamen, pflegten wir Rats, was wir tun könnten. Nun legt uns Gott offensichtlich diese Kinder auf den Weg. Ich dachte anfangs nur an den Johannes; nun, da es zwei sind, wird es wohl nicht angehen, das eine anzunehmen und das andere auf der Strasse zu lassen. So übernehmen wir, wenn meine Frau einverstanden ist, die beiden.“

Der Brigadier nahm die Mitteilung mit einem erzwungenen Lächeln entgegen, das er sich mühte, nicht allzu respektwidrig erscheinen zu lassen:

„Das ehrt Sie natürlich, Monsieur François; nur hätte ich geglaubt, Sie könnten etwas von einer besseren Zucht finden!“

„Gott ist nachsichtig,“ Brigadier,“ sagte Monsieur François mit eindringlich mahnendem Blick; „warum sollen wir Menschen härter sein? — Also bringen Sie die Frau und die Kinder!“

„Zu Befehl, Monsieur François!“ — Die beiden grüssten wieder militärisch stramm, der Gendarm vorschriftsmässig indifferent, der Brigadier überlegen piquiert, und verliessen das Haus.

Monsieur François stieg sinnend die Treppe hinauf. Wieder freude Kinder, die er annähme! — Doch wer weiss, welcher Samen der bessere ist?!

Er fand die Kranke lebhafter, sogar ein bisschen Farbe schien auf den Wangen. Er erzählte ihr alles: den Tod des Täubchens unter dem Schuppen, die Geburt des kleinen Wurms, das Rufen des blinden Johannes, um ihr Mitleid zu erwecken und auch sie zur Annahme auch des zweiten Kindes zu bewegen.

„Was denkst du,“ fragte er, als er seine Schilderung beendet hatte, „sollen wir uns nicht der beiden annehmen?“

Sie hing mit angstvoll unruhigen Augen an ihm:
„Ich möchte wohl den einen und den andern annehmen, wenn es dir so recht ist; aber fürchtest du nicht, dass die Riedesch es uns schief nehmen?“

Er straffte sich, als hebe er eine Last auf seine Schultern, und seine Augen belebten sich in einem aufglimmenden Feuer:

„Es wird wohl so kommen, wie du sagst; aber soll etwa die Sonne nicht scheinen dürfen, weil der eine oder der andere kranke Augen hat und das Licht ihm weh tut?! — Wenn ich mit dir einig bin, fürchte ich die Welt nicht!“

Da legte sie ihre Hand an den Rand des Bettes, ihm entgegen:

„Ich danke dir, Antoine!“

Er legte in einem Anflug von Mitleid und Güte die seine daneben . . .

Aber die beiden Hände berührten sich nicht; der Weg von der einen zur andern war noch zu weit . . .

Madame François war tot und begraben. Es war eine schöne Feier geworden mit vielen Kränzen und vielen Kerzen, entsprechend dem Rang der Verstorbenen und dem Reichtum des Hauses.

Das Bild, das ein Chroniker von ihr entworfen hätte, wenn er sich von dem hätte leiten lassen, was ihr ins Grab nachgesagt wurde, wäre ein durchaus günstiges gewesen.

Man sprach viel von dem tiefen, sittlichen Ernst, mit dem sie durchs Leben gegangen, allen aufdringlichen Tand und sogar jeden berechtigten Kleiderschmuck meidend, beinahe wie eine Heilige aus der Legende. War ihre Frömmigkeit vielleicht manchen etwas hochmütig und unnahbar erschienen, so hatte das Werk der Liebe, das sie an den beiden Brandt getan hatte, ihr, weil es an den ärmsten der Armen geschehen war, hoch angeschrieben worden, und es hatte viele für sie gewonnen, die sie früher als stolz hatten ansehen wollen.

Besonders rühmend hervorgehoben wurde das würdige und vornehme Zusammenleben mit ihrem Manne in einer Ehe, die man für mustergiltig hielt. Anfangs hatte man allerdings ihre Sitte, sich in der Oeffentlichkeit möglichst viel an seiner Seite zu zeigen und sich beispielsweise von ihm zur Kirche und wieder zurück begleiten zu lassen, etwas befremdend gefunden und sie leicht bspöttelt; doch allmählich hatte man sie als Ausdruck einer feineren Lebensart angenommen und gebilligt, teilweise sogar nachgeahmt.

Monsieur François liess ihr ein herrliches Kreuz richten, und zwar mit französischer Inschrift: *A ma chère épouse . . .* und dies wirkte wiederum inmitten

der andern bescheiden deutschen Inschriften ungemein vornehm.

Zuhause räumte die junge Madame François, die, zum Unterschied mit der alten, das Dämchen genannt wurde, den Schrank der Verstorbenen aus, ihm alles entnehmend, was im gemeinsamen Haushalt Verwendung finden konnte, besonders das Linnen; was aber die Tote am Leibe getragen oder persönlich zu Gebrauch gehabt hatte, musste sie sein lassen. So hatte es Monsieur François eigens bestimmt.

Das Liebeswerk an den beiden Kindern des Fränzchens hatte ihm seine Frau in den letzten Tagen ihres irdischen Daseins allmählich näher gebracht, und als er an ihrem Sterbebette gestanden und ihre Augen hatte brechen sehen, hatte er einen wirklichen Schmerz empfunden. Er hatte sogar manchmal, seit sie tot war, das Empfinden, als liege in ihm der Keim zu einer neuen Liebe, die noch aufgehen könne. Für den Fall wollte er sich wenigstens einige Erinnerungen an sie zusammenhalten, und so schloss er den Schrank mit allem, was er noch enthielt, ab, und legte den Schlüssel in seinem eigenen Schrank in eine Schatulle, in der er noch einige Messingknöpfe von seines Vaters Kutscher-Uniform sowie einige Schrotkörner von dem Schuss, an dem jener gestorben war, aufbewahrte.

Dann schritt langsam die Zeit.

Auf die Schuermühle kam ein neuer Müller mit neuen Menschen, baute die Schleuse wieder auf und festigte den Hang des Braunings mit eingerammten Pfählen und dornigem Flechtwerk.

Auf Riedesch kletterte der Milli aus der Wiege und rutschte durch die Stuben, und die Hebamme legte an seinen Platz ein zartes, feines Mägdelein, ein Kind mit tief violetten Augen und aschblondem Haar. Die glückliche Mutter, die während des Tragens in-

ständig um ein Mädchen gefleht hatte, nannte es, nach dem Namen der Gottesmutter, „Maria“, überzeugt, dass es ein Geschenk des Himmels sei.

In der Tat schien das Kind ein lichter Engel aus dem Himmel und gedieh auch so freundlich süß und zart.

Bald erzählte man sich wonders, wie lieb der Riedesch es habe, und dass er es nicht um die Hälfte seines Hofes hergäbe.

Es war wirklich so; aber er liebte das Kind nicht nur, weil es so zart und zerbrechlich fein war. Auch er war, besonders weil es so gar nicht in die derbere Art der Riedesch passte, nicht weit davon entfernt zu glauben, dass es vom Himmel geschickt sei, vielleicht durch die Fürbitte des Abtes Matthias, als Sühnekind, damit er sich an ihm loskaufe von der Sünde, die er durch den Tod des Fränzchens und des Müllers auf sich und das Haus geladen. Er empfand zwar keine absonderliche Reue über den Unglücksabend an der Schleuse; er hatte sogar eher das Gefühl einer dauernden Befriedigung darüber, dass das Unrecht, das an ihm geschehen, seine Sühne gefunden hatte. Er konnte sich ja auch leicht einreden, dass er nur einen geringen Teil an der Schuld trug, indem eine ganze Reihe von Umständen hatten eintreten müssen, damit es so kommen konnte, wie es gekommen war.

Trotzdem war es eine böse Angelegenheit gewesen, und er war nur durch die merkwürdige, ihn vollends entlastende Aussage der Frau Maria an den weltlichen Gerichten vorbeigekommen.

Wegen dieser Aussage, durch die sie, wie auch immer sie begründet sein mochte, sich unendlich hoch über ihn stellte, schämte er sich jenes Abends und alles dessen, was weiter zurück lag, wenigstens, so weit sie im Spiele stand.

Auch seine Frau und der Herrchen hatten die richtige Art gefunden, ihn all das Vergangene bereuen zu lassen, indem keines auch nur mit einem Wort davon Erwähnung tat, wie schwer sie auch an dem Geschehenen trugen. Sie hatten es zutiefst in ihre Herzen begraben und mit Liebe und gewolltem Vergessen so fest zugedeckt, dass es nimmermehr als Wort auf die Zunge kommen konnte.

Er lohnte es ihnen mit einem dankbaren, fast demütigen Entgegenkommen, und besonders in den Dingen, in denen er sich früher dunkel und gewalttätig gezeigt.

So umgab er auch die kleine Maria, das Himmelskind, mit allem, was in ihm licht und hell war, und hinwiederum wirkte die liebevolle Holdseligkeit des Kindes, die sich mit jedem Tag steigerte, auf ihn zurück; so gediehen sie beide miteinander: das Kind und das Lichte in ihm.

Die Veränderung an ihm war so sinnenfällig und so gross, so ganz zu seinen Gunsten, dass die junge Frau mehr als einmal die sündhafte Versuchung ankam, die Nacht zu preisen, in der jenes Unglück geschehen, dem sie ihr Glück verdankte. Aber dann erschrak sie bei dieser lästerlichen Annahme, dass ihr Glück auf einen solchen Grund gebaut sein sollte, und es befahl sie eine unheimliche Angst vor kommendem Unheil.

Sie suchte sich alsdann einzureden, dass die Wendung nicht durch jene Nacht, sondern durch das Kind herbeigeführt sei. Und für dieses Kind gewann sie eine Liebe, die an Vergötterung grenzte, weil es nicht nur das Himmelskind war, das sie sich erbetet hatte, sondern zugleich auch ein Unterpand ihres Glücks, das sie wie ihren Augenstern hüten musste.

Sie gebar auch noch zwei weitere Kinder in jener

Zeit; aber es waren wieder Jungen mit allen Merkmalen der Rasse, derb und hart.

Auch das François-Dämchen schenkte ihrem Manne zwei weitere Mädchen, die er, aus Coquetterie, auf die Namen der beiden folgenden Prinzessinnen, Charlotte und Hilde, taufen liess.

Im übrigen beschäftigte der weisse Herzog die Phantasien, indem er das verrufene Schlossmoor am Rande der Schlosswälder, von dem die Sage ging, dass ein Fluch auf ihm liege, trocken legen und dort eine Ziegelei aufrichten liess, um die Torheit jenes Aberglaubens zu erweisen. Es nahm aber ein schlimmes Ende mit dieser Ziegelei, indem das erste Haus, das in der Gegend mit den hier gewonnenen Ziegeln gebaut wurde, zusammenbrach, noch ehe das Dach auf den Mauern stand, was dem Besitzer der Ziegelei einen Prozess einbrachte und das Stilllegen der Arbeiten zur Folge hatte. Es kam dann noch in jenem Sommer ein Ungewitter mit solch brausendem Sturm, wie niemand im ganzen Tale sich erinnerte, es je erlebt zu haben, und als es vorbei war, lagen die ganzen Trockenschuppen mit ihren riesigen Stellagen zusammengeknickt am Boden und bildeten mit den gebrochenen Dachziegeln einen unentwirrbaren Trümmerhaufen. In der Gegend des Moors aber waren im nahen Schlosswald nicht weniger als zwölf Eichen vom Blitze gefurcht oder gänzlich zersplittert.

Von jenem Tage an war für keinen Sinzener Buben mehr ein Zweifel daran, dass der Huflattich, der in der Gegend des Moors in launiger Verstreutheit wuchs, von des Teufels Rossen aus dem Boden gestampft war, und dass die warzigen braunen Erdnüsse mit ihrem milden Fleisch eigens von den Hexen zum Lab-sal für ihren höllischen Meister hingepflanzt waren.

Das Vergangene aber fiel allmählich ins Vergessen,

und wenn jetzt an stillen Abenden das Wasser der Sinz über die Schleuse rauschte, so klang das vom Fränzchen schon beinahe wie ein Märchen . . .

Die tiefste Veränderung ging wohl an dem Monsieur François vor sich. Er tue kein Gutes mehr, sagten die Sinzener, weil die Frau ihm weggestorben sei, und sie sagten auch, dass sie ihn rufe und dass es die Sehnsucht nach ihr sei, die an ihm zehre.

Monsieur François wusste selber nicht, ob sie ihn nicht rief. Die erste Zeit hatte er allerdings ihren Tod als eine Erleichterung empfunden; aber dann kam leise, zitternd leise wie die Sterne abends am Himmel, hier und dort ein Lichtpunkt, eine Erinnerung an einen besseren Tag in ihrem so sturmbewegten Leben, ein Wort, das er jetzt anders deutete, und mit jedem Tag kam er ihr um ein winziges näher.

So zogen fünf Jahre ins Land. Fünfmal blühten die Veilchen duftig zart an den Frühlingshecken, fünfmal standen die blassen Zeitlosen zitternd nackt in den kahlen Herbstwiesen: eine Zeit, dass die härtesten Samen weich werden und quellen können.

Fünf Jahre hatte das Korn Gottes im Herzen des Monsieur François gelegen; dann ging es zu einer neuen Blüte auf.

Es war Fastnachts-Montag, ein Erinnerungstag für ihn, weil er an diesem Tag seine Philippine zum ersten Mal gesehen.

Er suchte einen stillen Winkel im Garten auf, um allein zu sein. Die Luft war frostig klar, aber in diese Ecke kam kein Wind, und die Primeln und Veilchen lugten schon mit zage gespitzten Blättern aus der Erde, während ein Spalierbaum, Diels gesegnete Butterbirne, in der hellen Sonne ihre schwellenden Blütenknospen mit würzigem Saft füllte.

Es war warm dort wie in einer Stube und sonnig

still. Nur ein rostbrauner Zaunkönig, der in einem Haufen gebrauchter Erbsenreiser seinen Schlupf hatte, zeterte aufdringlich von einer dünnen Zweigspitze herunter.

Monsieur François hatte es seit dem letzten Winter auf dem Herzen. Der regelmässige Rhythmus der Schläge wurde ab und zu unterbrochen durch ein eigenartiges Schüttern, das von einem beängstigenden Heiss begleitet war; wohl die Vorläufer eines Schlagess, dachte er. Da wurde es denn Zeit, dass er alles in Ordnung brachte für die grosse Fahrt, auch das mit seiner Philippine; denn wie man an der Schwelle des Todes hinfiel, so lag man für die ganze Ewigkeit.

Eine helle Kinderstimme störte ihn aus seinem Sinnen auf:

„Grossvater. Grossvater, wo bist du? Ich suche dich. Ein Brief! Ein Brief!“

Es war die kleine Adelheid. Sie war ein allerliebstes kleines Mädchen geworden mit dunklen Augen und dunkellockigem Haar. Wie ein Marathon-Läufer stürmte sie daher, die ausgestreckte Hand mit der frohen Botschaft schwingend.

Es war ein Brief aus dem Blindenheim, von der Oberin geschrieben.

Sie wusste vieles über die beiden Kinder zu berichten, den Johannes und den Theodor, die beide dort erzogen wurden, besonders von den erstaunlichen Leistungen des Johannes auf dem Klavier und Harmonium; und dass er schon in Ersetzung des erkrankten Schullehrers die Orgel in der Dorfkirche gespielt hätte, schrieb sie. Der kleine Theodor entwickele sich auch jetzt gut, obschon er noch immer zart und blass sei. Merkwürdigerweise festige sich jetzt das seltsam ältliche Gesicht, das er mit auf die Welt gebracht habe, und nehme definitive Formen an, so dass er aussehe wie ein richtiger Zwerg. Er gebe auch Proben

von aussergewöhnlicher Frühreife und sei deshalb einigermaßen schwer zu führen, berechtige aber zu den schönsten Hoffnungen.

„Doch weshalb ich Ihnen gerade heute schreibe? — Der Johannes hat so Schlimmes von Ihnen geträumt; nämlich, dass Sie bei einem Feldfeuer zu nahe an die Flammen herangekommen, von ihnen erfasst und bei lebendigem Leibe verbrannt worden seien, und nun lässt mir der Junge keine Ruhe mehr. Da seine Träume sich schon öfters als Warnungen erwiesen haben, bin auch ich schliesslich unruhig geworden, und so schreibe ich Ihnen, damit Sie auf Ihrer Hut seien.

Johannes bittet auch so inständig um ein kleines Andenken an seine Wohltäterin. Wenn Sie irgend etwas fänden, nur eine Medaille oder einen alten Rosenkranz! Der Junge beginnt jetzt nachzudenken über die Grösse der Wohltat, die an ihm geschieht, und es ist gut, dass er in diesem Gefühl der Dankbarkeit unterhalten wird.

Wir haben auch hier in den letzten Tagen unsere gute alte Schulschwester verloren, Sie wissen, die den blinden und taubstummen Thomas grossgezogen hat, der sie für seine Mutter hält. Der schwerste Abschied der armen Schwester war, glaube ich, der von ihrem armen Jungen, und der Junge selbst! — Nein, einen solchen Schmerz habe ich noch nicht gesehen! Doch das von den Höhen und Tiefen der Freude und des Leids wissen Sie, Monsieur François, dem Gott ein blühendes Familienleben geschenkt hat, besser als eine arme Klosterfrau.

In der Hoffnung, dass des Johannes Träume nur Schäume gewesen sind und dass Sie sich noch lange einer rüstigen Gesundheit erfreuen, grüsst Sie mit der ergebensten Hochachtung

Schwester Maria Benedicta.“

Ein blühendes Familienleben! — Welch bittere Ironie!

Monsieur François faltete den Brief zusammen und stiess einen Seufzer aus, der lauter ausfiel als er es gewollt hatte.

Die kleine Adelheid, die sich zwischen seine Kniee hineingebohrt und ihn beim Lesen unverwandt angeblickt hatte, offensichtlich mit einer bestimmten Vorstellung hinter ihrer kleinen Stirn, glaubte jetzt den Augenblick gekommen, die Angelegenheit zu klären, die sie seit gestern so seltsam beunruhigte:

„Sag, Grossvater, stirbst du bald? Steht etwas davon in dem Brief?“

Monsieur François sah sie mit verwundertem Staunen an:

„Weshalb denn, Adelchen? Und wie kommst du auf den Gedanken?“

„Weil du so traurig bist und weil der Vater gesagt hat, es sei Zeit, dass du stirbst.“

„Hat der Vater das gesagt?“ — Monsieur François fühlte das eigentümliche Schüttern auf dem Herzen, und das Blut staute sich heiss in allen Adern.

„Ja, und er hat gesagt, du gehst im Hause herum wie ein Spion. — Was ist das, ein Spion?“

„Ein Spion?!“ Monsieur François hatte die gefährliche Blutstockung überwunden und sah voll Güte auf das Kind, das ihn so ohne allen Arg anschaute. Er konnte doch unmöglich in diese unschuldigen Augen die ganze Bosheit der Welt legen, und lächelnd sagte er, Fluch in Segen wandelnd:

„Ein Spion ist ein Mann, der überall im Hause aufpasst, damit nichts verloren gehe und nichts zu Schaden komme, und der alles aufhebt, was von Nutzen sein kann.“

Die Kleine sah ihn misstrauisch an:

„Der Vater meinte es aber gewiss nicht so, denn er war recht böse und er hätte ja dann auch nicht zu wünschen brauchen, dass du bald sterben solltest.“

Monsieur François streichelte ihr liebevoll das Haar:

„Es war, damit ich vom Himmel aus über euch wache. Du weisst, dass die Menschen im Himmel viel grössere Macht haben als hier auf Erden.“

Die kleine Adelheid wusste das nun eigentlich nicht und hatte auch nicht viel Interesse für den Unterschied in den Wirkungsmöglichkeiten, die es im Diesseits und im Jenseits gab; dafür lockte sie eine andere Neugierde, die das Wort „Tod“ in ihr geweckt hatte:

„Sag, Grossvater, wenn die Menschen gestorben sind, sind sie dann wie der tote Hahn neulich, auf den man treten konnte, ohne dass er sich rührte?“

„Ja, Adelchen, aber auf tote Menschen darf man nicht treten.“

„Oh, ich trete auch nicht auf dich, Grossvater, wenn du tot bist!“

„Das ist schön von dir — aber wann hat denn dein Vater das gesagt von dem Sterben?“

„Das?!“ — Die Kleine legte nachdenklich den Finger an die Stirn: „Das war gestern abend beim Schlafengehen. — Aber ich habe in meinem Bettchen gebetet, dass du nicht würdest wie der tote Hahn.“ Und sich zu ihm aufschmeichelnd: „Nicht wahr, Grossväterchen, du stirbst noch nicht? Du musst noch viel mit mir spielen!“

Monsieur François hob sie aufs Knie und liess sie Hühpferdchen springen:

„Nein gewiss nicht, Adelchen, und wir werden noch oft zusammen froh sein.“

Da wehte vom Hause her ein feiner Duft . . .

Die Kleine erschnupperte ihn über dem Hopsen:

„Oh, die Mutter bäckt die ‚Mäuschen‘!“

Ein Rutsch, ein Schlupf, und fort war sie . . .

Wieder allein! — Nun brauchte er seinen Gefühlen keinen Zwang mehr anzutun, um sie zu verbergen. Also das war er nun hier im Hause: ein Spion! Und der junge Herr wünschte seinen Tod. Und er, Peter Tunnes, konnte ihn nicht hinauswerfen, weil er sich damit selbst vernichtet hätte! Also blieb ihm nichts übrig, als sich treten zu lassen von diesem Buben, den er in sein Leben hineingeschmuggelt hatte, und von ihm ins Grab gestossen zu werden . . .

Ins Grab zu ihr . . .

Wohin gehörte er denn sonst auf dieser Welt noch, als zu ihr? Mit einer Herbheit, wie nie zuvor, empfand er die bittere Not ihres gemeinsamen Lebens, das er, der Raymond, vergiftet hatte. War er besser zu ihr gewesen?! Was hatte sie nicht alles für ihn getan und gelitten, und in ihrer bitteren Todesstunde suchte ihn ihr Auge vergeblich und brach, sein Bild suchend . . .

Er fühlte es: Heute musste er in die Gemeinschaft mit ihr. Die Geburtsstunde der neuen Liebe war da; aus gemeinsamem Leid ging sie auf, aus qualvollster Not.

Tiefbewegt ging er die Treppe zum Stock hinan, nahm aus der Schatulle, in die er ihn vor fünf Jahren hineingelegt hatte, den Schlüssel zu ihrem Schrank, und es war ihm, als rufe er sie wieder zum Leben.

Dort lag noch immer, sauber aufgeschichtet, das Linnen, das sie auf dem Leibe getragen. Alles einfach und kunstlos gearbeitet, weil sie es so gewollt hatte; Tücher von ihr, Hauben; ein Gebetbuch mit roten Samtdeckeln und silbernen Beschlägen, das er ihr zur Hochzeit geschenkt und in dem sie nie gebetet hatte, ein anderes, in einfaches, schwarzes Tuch gebunden, stark abgegriffen, weil stetig im Gebrauch, und mit Bildern vollgepfropft, Totenbildern und andern. Sie

hatte es in ihrer Dienstzeit in Frankreich gekauft und darin gebetet, als er sie liebte, der andere, dem sie treu geblieben war. Auch einige Rosenkränze lagen noch da: ihr Erstkommunikantenkranz mit Messingkette und billigen, weissen Kugeln; ein zweiter, mit teuren, rotgeschliffenen Steinen und vergoldeter Kette, auch ein Geschenk von ihm, das sie aber ebensowenig angerührt wie das schöne Gebetbuch. Auch aller sonstiger Schmuck, den er ihr im Laufe der Jahre geschenkt hatte, lag noch unberührt in den Futteralen.

Auf der Seite, wo die Kleider hingen, war alles schwarz. Sie hatte immer nur dunkel getragen vom Strumpf am Fuss bis zur Haube auf dem Kopfe; denn für ihn war sie in ewiger Witwentrauer.

Er schob die Kleider beiseite und legte einen kleinen Holzeinbau frei, ein Geheimschränkchen, wie auch er ein solches in seinem Schrank hatte, und in dem jeder von ihnen sein Geheimstes verwahrte. Ein leichter Bausch in dem Stapel der aufgeschichteten Hemden deutete den Platz an, wo die Hand das Schlüsselchen hinzugleiten pflegte, um es zu verstecken. Wirklich fand er es dort nach kurzem Suchen und öffnete mit zitternder Hand das Schränkchen, kam er sich doch vor, als schneide er nun ihr Herz entzwei.

Da war ihr anderes Leben, jenes Leben, in das er nicht hineingekommen war, alles verblasst und tot. Bänder und Schleifen, einst lebhaft und bunt, alles, was er so gerne an ihr gesehen hätte und was sie ihm so unbarmherzig versagte. Und feinstes Linnen, das sie einst auf der Haut getragen, vergilbt von dem langen Einliegen; aber es war darin noch wie ein Duft von Jugend und Liebe.

Er liess alles durch die Finger gleiten, sich in schmerzliche Betrachtungen versenkend. Ja, wenn er das alles hätte greifen dürfen, als es noch von ihrem

schwellenden jungen Leibe durchwärmt wurde und seine Hände noch voll begehrenden Verlangens waren! — Doch er war auch so an das Ende gekommen, ein langes, braches Ende; und jetzt stand er, eine taube Fruchtbäre, im späten Herbst und wartete auf den grossen Schnitter Tod . . .

Nun könnte er Rache an ihr nehmen, all dies sündige Zeug auseinanderreissen und in alle Winde zerstreuen, die letzten Erinnerungen an sie löschen, sie endgültig töten in dem, was noch von ihr übrig blieb! Doch nein, er wollte das nicht; er wollte ihr etwas Gutes tun an diesem Erinnerungstag, sie am Leben halten. Und eins nach dem andern legte er all die brüchigen Bänder und Schleifen, all das feine Linnen- und Seidengewebe zurück . . .

Doch noch war das Versteck nicht ausgeschöpft. Seine Hände griffen etwas Hartes, und er schälte aus einer Hülle von dunklem Samt ein gar niedliches Ding heraus, das wie ein Kinderspielzeug aussah. Es war ein Miniaturschrankchen aus chinesischem Speckstein, mit lichten Blumen und zartfarbenen Schmetterlingsflügeln hauchfein bemalt.

Mit einem feinen Silberschlüsselchen, das an der Tür hing und so klein war, dass er es kaum zwischen den Fingern behielt, öffnete er, und es erschien eine Reihe von winzigen Auszügen mit je einem goldenen Ringlein als Griff. Er zog die Züge der Reihe nach auf, und in jedem von ihnen war ein Andenken: eine welke Blume, ein Stück verblassten Seidenbandes, das ausgetrocknete Gestiele einer Traube, ein dürrer Fichtenzweig. Alles Erinnerungen an ihn, an irgend eine heimliche Stunde der Liebe . . .

Und im untersten Schubfach zusammengefaltet ein Papier . . . Ein Brief an ihn, von ihr, und ungeöffnet zurückgeschickt. Sie hatte ihn so hingelegt, wie er

zurückgekommen war und wohl nicht mehr den Mut gefunden, ihn zu öffnen . . .

„Mon cher Raymond“, fing er an, und die ersten Seiten waren angefüllt mit Schwüren der Liebe, Erinnerungen an selige Tage gemeinsamen Erlebens. Klagen über die jetzige Trennung, alles mit einer flammenden Leidenschaftlichkeit hingeschieben, und dann kam die Verzweiflung: „Je ne supporte plus la vie ici, et si je n'avais pas ton petit Raymond, je me serais jetée depuis longtemps dans la Sinz, une misérable petite rivière d'ici, mais qui a quand même assez d'eau pour qu'on puisse s'y noyer. Il (je ne veux pas profaner cette lettre en y mettant son nom) ne m'a pas encore touchée et il ne me touchera jamais, je te le jure. Tu auras été le seul à me posséder, et je porterai éternellement le deuil de ton amour perdu, si tu ne veux plus me prendre. Mais, si tu veux encore de moi, indique-moi l'endroit où je pourrai te trouver, et je volerai vers toi, car je suis ta chose, à toi pour toujours.“

Ta Philippine.“

Er liess die Hand mit dem Brief fallen. Es war richtig, was da stand, wahr, Wort für Wort und Silbe für Silbe; sie hatte es mit ihrem Tod besiegelt, und er stand als erschütterter Zeuge daneben. Oh, als er noch jung war, hätte er sie oft dafür in Stücke reissen mögen, wenn er die Fassade nicht um jeden Preis hätte aufrecht halten wollen, die er mit so vielen Opfern aufgebaut hatte. — Jetzt allerdings war er ein ausgebrannter Vulkan, in dessen toten Krater die Sonne scheint: alles starr und still.

Aber sie hatte es wohl noch schwerer gehabt als er, und sie waren beide zwei arme Menschen gewesen, die sich aus dem Leben eine Qual gemacht hatten und denen die Liebe der unerreichbare Stern am

Himmel geblieben war. Alle Feindseligkeit, die er ihr je nachgetragen, wandelte sich in Mitleid, und mit schmerzlicher Sorgfalt legte er all die kleinen Pfänder dieser Liebe, die einst ihr Glück gemacht hatten, in das Schränkchen zurück. Fand sie auch jemand, aus ihnen war nichts Böses zu erlesen. Nur den Brief nahm er zu sich; der sollte in keine andere Hand kommen, und ihr Andenken musste rein in den Augen der Kommenden bleiben. Es war übrigens an der Zeit, dass er seinerseits alles vernichtete, was zu einer Aufdeckung der Wahrheit führen könnte. Er verwahrte in seinem Geheimschrank immer noch den Taufakt Raymonds, der auf dessen Mutternamen lautete, sowie die Abmachung betreffend die Höhe der Abfindungssumme, die ihm für die Uebnahme der Vaterschaft an dem kleinen Raymond ausbezahlt werden sollte. Er hatte die beiden Schriftstücke aufbewahrt, so lange Philippine lebte, um gelegentlich eine Waffe gegen sie zu haben; aber jetzt hatte das alles keinen Zweck mehr, und es war besser, dass die Schriften verschwanden.

Doch wie er auch sein Geheimschrank durchwühlte und alle Papiere auseinander riss, das Gesuchte war nicht zu finden, obschon er ganz klar wusste, dass die beiden Stücke immer obenauf gelegen hatten, damit sie nicht in Vergessen fallen und liegen bleiben sollten. Schliesslich blieb nur noch die eine Möglichkeit, dass er sie schon einmal herausgenommen und vernichtet hatte und dass die Erinnerung daran ihm entfallen war. Nach einem letzten, fruchtlosen Suchen, bei dem er schon durch das langsam einbrechende Dunkel behindert wurde, schloss er, das Unerklärliche hinnehmend, die beiden Schränke wieder zu, versicherte sich, ob er wenigstens noch den Brief auf sich hatte, und stieg die Treppe hinunter.

In der Stube war es schon dunkler als oben, und sie war gänzlich leer. Er legte ein paar Holzscheite auf die Kohlen, denn mit dem Abend war die Kühle gekommen, und setzte sich vor die leise auflodernde Glut . . .

In dem stillen Atmen der Dämmerung kamen die Erinnerungen drängender, und in gaukelnden Bildern, in die das Flammenspielen an den Wänden unruhig hineingeisterte, entrollte sich vor ihm sein Leben . . .

Da legte sich sachte eine Hand auf seine Kniee . . .

Es war die kleine Adelheid. Sie hatte sich lautlos herangeschlichen und stand erwartend neben ihm, die Augen voll von dem flackernden Ofenlicht

„Was willst du?“ fragte er, ihr die Hand sachte aufs Haar legend.

„Zu dir kommen, Grossvater,“ sagte sie schlicht und drängte sich gegen ihn. Es war, als fühlte sie, dass er litt, und als wollte sie ihn mit ihrer kleinen Liebe trösten.

Er zog sie zwischen seine Kniee, näher an sich heran: „Das ist schön von dir, Adelchen, dass du an deinen alten Grossvater denkst.“

Sie blickte treuherzig besorgt zu ihm hinauf:

„Sag, Grossvater, bist du traurig?“

„Weshalb soll ich traurig sein?!“

„Weil der Vater das vom Sterben gesagt hat.“ — Ihre Augen wurden um einen Ton dunkler, und es spiegelte sich eine warme Teilnahme in ihnen.

Monsieur François zupfte ihr die Schleife im Haar, die sich etwas verschoben hatte, zurecht; dann sagte er, sich in die Augen des Kindes versenkend, die ihm so innig warm entgegenleuchteten: „Ach nein, ich bin nicht traurig. Wenn die Leute alt werden, werden sie müde. Da ist ihnen der Tod willkommen, denn er bringt die grosse, lange Ruhe; doch davon versteht

ein kleines Mädchen nichts, das voll zappelnden Lebens ist, wie du.“

Wirklich, die kleine Adelheid verstand nichts davon. Sie dachte auch schon nicht mehr an des Grossvaters Trauer. Ein Flammensurren im Ofen hatte sie angelockt, und jetzt sah sie der wabernden Lohe im Zugloch zu.

Da öffnete Monsieur François die Thür, zog Philippinens Brief aus der Tasche und legte ihn in die Glut.

Das Papier bog und krümmte sich knisternd wie unter einer Folter; dann sprangen die Flammen es an und rissen es lodernd hoch.

Was machst du da, Grossvater?“ fragte Adelheid, die Augen voll von dem Widerschein der Flammen.

„Ich verbrenne das Herz deiner Grossmutter,“ sagte er mit tiefer Ergriffenheit, dem Flammenreissen zusehend. — Nun war er tot, der lange Notschrei ihres enttäuschten Lebens, tot wie so viele andere, die täglich ersterben.

Die Augen der Kleinen füllten sich langsam mit Wasser, und sie sah, halb erschrocken, halb vorwurfsvoll auf:

„Aber das tut ihr doch weh!“

„Nein,“ sagte er mit einer verhaltenen Andacht und griff ihr tröstend die Hand, „es ist eine Erlösung. Wenn die Menschen sterben, gehen sie nicht gleich in den Himmel, sondern vorerst in das Fegfeuer, und da kommen sie erst heraus, wenn ihr Herz ganz verbrannt ist. — Und jetzt habe ich deiner Grossmutter Herz verbrannt.“

„Und sie ist jetzt im Himmel?“ fragte Adelheid, plötzlich aus ihrem Leid in eine entzückte Freude überspringend. Sie dachte an Scharen von Engeln, die

ihre weissen Flügel schwangen und Silberglöckchen läuteten.

„Ja, jetzt ist sie im Himmel,“ entgegnete er sanft, noch immer meinend, dass sie menschlich erlöst sei. Doch dann kam plötzlich, aus unergründlichen Tiefen quellend, ein seltsames Gefühl der Angst über ihn, das, aufsteigend, sich in eine bange Freude wandelte: Wie, wenn er unbewusst wahr gesprochen und sie wirklich aus einem Flammenbrand erlöst hätte! — Es überlief ihn kalt und warm, und seine Hände begannen in der Erregung zu zittern.

Das Kind sah eine Weile nachdenklich in das flackernde Ofenlicht:

„Sag, Grossvater, wenn du stirbst, kommst du dann auch ins Fegfeuer?“

„Wahrscheinlich, Adelchen; wenige Menschen gehen geradeaus in den Himmel. — Doch warum fragst du?“

„So will ich dein Herz verbrennen,“ rief sie strahlend vor Freude, „damit du in den Himmel kommst!“

„Vielleicht!“ sagte er nachdenklich und hob sie aufs Knie, näher an sein Herz.

So sassen sie beide eng aneinandergeschmiegt in der traumhaften Dämmerstunde und sahen in die Ofenflammen, die jedem ein eigenes Lied sangen . . .

In dieser Nacht träumte Monsieur François zuerst von ihr, seit sie tot war. Es war ein verworrener Traum. Er ging erst lange Zeit durch wogendes Korn, immer weiter, immer weiter, und er wurde nicht müde zu gehen; denn all der unendliche Reichtum war sein. Und er wollte doch bis zu Ende gehen. Da wandelte sich vor ihm der Boden, das Gelände wellte sich, und in der Ferne standen Tannenwälder auf, zu denen verschwiegene Heckenwege liefen. Ein solcher Hohlweg nahm ihn auf und führte ihn zwischen zwei

Hügeln einer Höhe zu, auf der lange Tannenreihen scharfgezackt im Lichte standen. Der Weg war unendlich still, der Boden mit dichtem Gras gepolstert; nur in der Mitte war eine schmale, sandige Gehrinne frei. Mächtige Brombeerstauden überwucherten die breiten Weissdornhecken, und ihre derben Ruten hingen, von der schweren Last der süssblauen Früchte gebogen, an beiden Seiten nieder. Bunte Falter gaukelten von Strauch zu Strauch, belebten, sich in haschendem Spiel jagend, die Stille mit farbigem Schillern . . .

Er hätte sich den Gang durch diesen verzauberten Pfad endlos gewünscht, so ruhig still war das Licht, so beglückend die Ruhe. Doch bald hörte der Pfad auf, und er befand sich am Rande eines Tannenwaldes, der in mässiger Steile an einem Hang emporstieg. Die Hoffnung, eine Aussicht zu gewinnen und das Gelände zu überschauen, lockte ihn der Höhe zu. Doch plötzlich tat sich vor ihm im halben Hang eine lichte Buchtung auf, in der reglos still ein rotes Blumenmeer lag. Es war eine Rodung, dicht mit blühenden Weidenröschen bestanden. Die Luft, von der Sonne angenehm durchwärmt, war wunderbar klar, voll Duft und voll Glanz, und alle Bäume ringsum standen in sonniger Stille; nur in den fernen Wipfeltiefen gurrten die Ringeltauben . . .

Langsam schritt er in das Blumenmeer hinein, trotz Brombeergeranke und anderem Geschlinge, das ihn belästigte, strebte einer kahlen, mit silberig schimmerndem Gras überzogenen Stelle zu, die wie eine Insel in dem Blumenschäum lag. Die Holzer hatten dort eine Tanne zu hoch abgesägt, und der Stumpf, von Regen und Sonne gebleicht, schimmerte wie ein silberner Thron. Dorthin setzte er sich zur Rast.

Da kam sie . . .

So wie sie als junges Mädchen gewesen war, in

einem Kleid, das er nicht kannte. Sie kam langsam auf ihn zu, die Augen gross auf ihn gerichtet . . .

Er wollte sie anrufen, aber er hatte ihren Namen vergessen . . .

Sie kam näher, winkte ihm zu . . .

Er machte eine Anstrengung, um aufzustehen; aber er konnte kein Glied am Leibe rühren . . .

Sie stand eine Weile zögernd, bis an den Gürtel in den Blumen; dann kam sie heran, tat die Lippen, die bis dahin fest geschlossen waren, voneinander. „Komm!“ sagte sie und reichte ihm die Hand.

Wie sie ihn berührte, verliess ihn die Starre. Er hatte zu gleicher Zeit jede Schwere verloren und folgte ihr wie die Wolke dem Winde, der sie von den Felsen hebt.

Eine ganze Weile ging er so hinter ihr durch den blühenden Schaum, den sie mit ihrem Kleide leise auführte. Sie führte ihn an den fernsten Rand der Lichtung, wo die Tannen besonders still und feierlich standen. Und wie sie den Fuss an den Waldrand setzte, da wandelten sich die Stämme in Säulen, die Kronen schlossen sich zu Steingewölben; es stand eine Kirche da, mit hellen Fenstern erleuchtet, und hoch oben, auf einer schwindelnd hohen Empore, brauste eine Orgel . . .

Sie leitete ihn auf einer luftigen Stiege, die aus dürrem Tannenreisig geflochten war, bis hinauf vor die Orgel. — Da sass der blinde Johannes und spielte . . .

Sie sah mit einem langen, bittenden Blick erst auf ihn, dann auf den blinden Johannes . . .

In demselben Augenblick zogen sich die Gewölbe-teile wieder auseinander, richteten sich erneut zu steilen Tannenwipfeln auf, und all die Zapfen, die an den weitgespreizten Aesten hingen, verwandelten sich

in silberne und goldene Glöckchen, die ein himmlisches „Te Deum“ zu läuten anfangen . . .

Von diesem Läuten erwachte er.

Um ihn war tiefe Nacht und Stille. Kein Zweifel daran, dass er in seinem Zimmer lag und sein Gesicht, so lebhaft es auch gewesen, nur ein Traumbild war. — Aber es war doch, als verklinge leise eine Musik und als wehe ein Duft von Harz durch das Zimmer.

Noch ganz überwältigt von der Erscheinung, machte er Licht und sah nach der Uhr. Sie zeigte genau Mitternacht, und die Stunde musste eben geschlagen haben, denn das Schlaggewicht zitterte noch an seiner Kette. Daher auch wohl die verklingende Musik, dachte er und wollte sich zum Schlafen zurücklegen. Doch da merkte er, dass „die Unruh“ nur mehr schwach ausschlug, schon ohne Ticken — so als habe jemand ins Werk gegriffen —, um dann gänzlich stille zu stehen.

Nun begann er ernstlich an Geister zu denken; doch wehrte er sich gegen die abergläubische Angst, die ihn aus dem Dunkel der Nacht anspringen wollte. Es war doch wohl reiner Zufall, dass der Pendel auf dieser Stunde stehen geblieben war. Vielleicht hatte das fallende Schlaggewicht die Störung verursacht. Er stand, obschon ihm ein kaltes Unbehagen zwischen den Schultern sass, auf, stiess den Pendel wieder an; aber wie oft er es auch tat, und, ob heftig, ob leise: er blieb immer wieder stehen.

Er durchleuchtete das Räderwerk, ob keine Klemmung vorhanden sei, untersuchte die Zeiger, ob sie sich nicht festgefahren hätten, liess die Gewichtkette spielen, ob sie locker sei. Alles in Ordnung, aber der Pendel ging trotzdem nicht. Es war unheimlich . . .

Da wurde die Kälte, die ihm zwischen den Schultern sass, zu Eis. Es konnte kein Zweifel mehr daran

sein. Sie war durchs Zimmer gegangen und hatte ihm dieses Zeichen zurückgelassen.

Er legte sich ins Bett zurück und überdachte den Traum, den er gehabt. Auch er war wohl von ihr geschickt; sie wollte zu ihm reden . . .

Und die ganze übrige Nacht lag er in heisser Unruhe und suchte, den Traum zu deuten. — Was konnte es anders sein, als dass er eine Orgel stiften und den blinden Johannes als Spieler hinbringen sollte?! Vielleicht war das die Bedingung, dass das Gericht, das er am Abend über sie gehalten, Wahrheit würde und dass sie wirklich erlöst sei.

War aber das der Fall und war ihre ewige Seligkeit in seine Hand gelegt — nun, so wollte er, der verachtete Peter Tunnes, das Spinnebein, wie sie ihn schimpfend nannte, „der Rest von nichts,“ ihr Böses mit Gutem vergelten und ihr gnädig sein.

Es wäre seine Rache, die er an ihr nähme, und zu dem, dass er sie erlöste, würde er sie noch im Himmel erröten machen über die Härte, die sie ihm auf dieser Welt gezeigt hatte, und die nicht verdient war.

Befriedet und zufrieden mit sich selbst, glitt er allmählich in ein Gefühl wohligh dämmernder Ruhe hinein, das ihn mit leisen Wellen umspülte, und der Morgen fand ihn mit leicht geröteten Wangen in tiefem Schlaf.

Pfarrherr Aegidius Beyl klassierte seine Dokumente und schichtete sie, fein sauber in graue Deckblätter geschlagen, auf seinem Schreibtisch auf. Er hatte eine weite Bahn durch die Welt gezogen, Herr Aegidius Beyl, ehe er die Pfarrerstelle in Sinzen angenommen hatte. Aegypten, Syrien, Palästina hatte er durchzogen; auf dem Berge Sinai hatte er gestanden und am Grabe Christi gekniet; den Nil hatte er befahren und das rote Meer und bis in die Berge Abessyniens war er hinaufgestiegen, über-allhin das Kreuz und seinen Segen tragend. Dreissig Jahre lang hatte er die Mühen des Missionslebens erduldet, war auf Eseln und Kamelen geritten und hatte sich die eigenen Füße wund gelaufen auf steinigem Wüstengrund; dann versagte das Herz, und er fuhr in seine Heimat zurück. Vielleicht, dass auch die Sehnsucht nach einer grünen Bachwiese, nach einem kühlen Buchenwald, nach einem blühenden Apfelpfad mitziehen half.

Seine Pfarrstube hatte er in ein kleines Museum umgewandelt; dort wurden allerhand Andenken aufbewahrt, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, und eine von ihm selbst angefertigte Karte zeigte in roten und blauen Strichen das Zick-Zack seiner Querreisen in jenen sonnenglühenden Ländern. Das Prunkstück der Sammlung, eingefasst zwischen glasgeschützten Blumentafeln, auf denen hinter jeder einzelnen Blume Tag und Ort des Fundes eingetragen war, und die er sämtlich auf dem heiligen Grabe niedergelegt hatte, war ein mächtiges, ganz aus Zedernholz geschnitztes Kruzifix, über dem schräg eine schlanke Araberflinte hing, das Geschenk eines Cheiks, dem er das einzige Kind vor der Blutrache gerettet hatte.

Jetzt verwaltete er die Pfarrei Sinzen und verwendete seine Mussestunden dazu, die Geschichte der Geschlechter in seinem Pfarrdorfe aufzuschreiben. Selbst bäuerlicher Herkunft, betrieb er dieses Studium aus einem inneren Drang, und es war ihm eine liebe Gelegenheit, sich hineinzuleben in diesen Boden der Heimat, den er draussen in der heissen Welt nicht vergessen konnte und die ihn nun bald aufnehmen würde: die schönste, ruhigste und würdigste Vorbereitung auf den Tod.

Heute nun hatte er seine Studien über die Riedesch, die er naturgemäss zuerst in Angriff genommen hatte, weil sie die älteste und angesehenste Familie der Gegend waren, beendet. Er packte all die grauen Heftchen, in denen nach Stämmen und Generationen die Geschichte der Mitglieder dieses Hauses geordnet war, in einen grösseren Umschlag, der in zitteriger Steilschrift die Aufschrift trug: Familia Riedesch de Riedesch. Dann nahm er noch einmal das Heft vor, das von den Sinzener Riedesch in direkter Nachkommenschaft handelte: Matthias, der jetzige Herrchen, ungefähr gleichen Alters mit ihm selbst; dessen Vater, Kaspar, der in der Notzeit der Riedesch das Gut gehalten und dann bedeutend vermehrt hatte. Es war die holländische Zeit und die Generation, in der von den sechs Kindern nur eines sich verheiratete, weil das Gut von den voraufgehenden Riedesch verschuldet überkommen war und gehalten werden musste. Die andern blieben alle beim Haus und halfen mit werken, und nun lagen sie alle längst tot unter dem grossen Kreuz auf dem Kirchhof, alte Junggesellen und alte Jungfern, Soldaten in der grossen Schlacht des Lebens und treu der Fahne bis zum letzten Atemzug. Weiter zurück der Bartholomäus, der als erwachsener Mann die Napoleonseiche auf Riedesch pflanzte, als

dem Bonaparte sein Sohn, der König von Rom, geboren wurde. Unruhigen Geistes und von dem grossen Wirbel der Zeit erfasst, hatte er sich in die Wirren der Politik hineinreissen lassen, und, die Geschäfte vernachlässigend, das Gut mit Hypotheken schwer belastet. Dessen Oheim war der erste Matthias, der Abt von St. Maximin, von dem die Andenken auf Riedesch stammten. Noch weiter hinauf ging die generatio in direkter Linie bis in die Anfänge der österreichischen Zeit, wo die Urkunden zum ersten Mal einen Kaspar Matthias Riedesch in der Gegend erwähnten. Da war wohl der Anfang der Kette, aber wo würde das Ende sein?! Wie würde es sein?! — Er schlug wieder zurück bis auf das letzte weisse Blatt. Dort stand nichts als der Name Peters, seiner Frau und seiner vier bis jetzt getauften Kinder: Emil, Maria, Jakobus und Matthias.

Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht, während er die Namen las. — Wie würde diese Seite später ausgefüllt werden? Mit welchen Schicksalen?

Er wusste durch die Beicht von der Schuld, die auf dem Stammhalter lag; er wusste es von ihm selbst. Und er wusste auch von seiner Frau, dass die Sühne bereits auf dem Wege war. Die kleine Maria, ihr Himmelskind, „fiel“.

Doch, war es an ihm, Sünden zu behalten, wenn Gott sie vergeben hatte?! Mochte ein anderer später die Fäden dieses Gewebes entwirren! Uebrigens, wieviel Quellen blieben, wollte man bis auf den Grund rühren, ganz rein?!

So nahm er die Feder und schrieb, die letzten beunruhigenden Geschehnisse ausser acht lassend, in seiner zittrigen Steilschrift sein Urteil über die Riedesch,

so wie er es sich aus seinem Studium gebildet hatte^{*)}: Gens fortissima, quae mira quadam constantia et per asperrima quoque tempora eidem glebae adhaesit atque genus suum maxima cum dignitate ad nostra saecula produxit. Pulcherrimus vero flos illius stipitis fuit ille abbas Sti-Maximini, cuius imago etiam hodie in domo de Riedesch piissime colitur, atque, ut sunt in casa de Riedesch reliquiae quaedam de Sti-Maximini abbatia, ita puto et hominibus illius domus inesse aliquid de animi magnitudine et de virtute illius principis Sanctae Ecclesiae nostrae.

signatur: Aegidius Beyl,
parochiae curator.

Dann legte er die Feder beiseite und lehnte sich sinnend in seinen Schreibsessel zurück. Es war sonnige Nachmittagsstille. Vor dem offenen Fenster bewegten sich leise die Zweige eines Apfelbaumes mit ihren aufbrechenden Knospen. Es wurde mit Gewalt Frühling, und drüben am Riedeschhang, das grosse Graskreuz, zeichnete seine mächtigen, grünen Balken in den Riedeschkern. Auf diesem Kreuz liess Herr Aegidius Beyl seine Augen ruhen. Es hatte ihn schon so oft in tiefes Denken hineingezogen, und er hatte schon oft dessen tiefe Symbolik in seine Predigten hineinbringen wollen! Aber dann fürchtete er, die Feindschaft zwischen den Riedesch und den François mit aufzurühren, und er liess es sein. Doch für sich dachte er wie oft, dass es eine wunderbare Offenbarung sei, dieses Graskreuz,

^{*)} Ein starkes Geschlecht, das mit einer staunenswerten Ausdauer auch in den härtesten Zeiten der Scholle treu geblieben ist und seinen Stamm bis auf unsere Tage herübergeleitet hat. Die schönste Blüte an diesem Baum war jener Matthias, Abt von St.-Maximin, dessen Bild auch noch heute auf Riedesch in hohen Ehren steht. Wie dort gewisse Andenken an die Abtei St.-Maximin verwahrt werden, so eignet auch den Mitgliedern jenes Hauses, glaube ich, etwas von der Seelengrösse und der Charakterstärke jenes Kirchenfürsten zu.

ein Beweis dafür, dass das Kreuz alles segnete, alles bis in die Wurzeln der Samen hinein . . .

Er wollte eben ans Fenster gehen, zu Gottes Lob und Preis das Sehbild zu erweitern und das Werden des Frühlings tiefer auf sich einwirken zu lassen, als Besuch gemeldet wurde: Monsieur François.

Seine Stirn runzelte sich und verriet ein peinliches Berührtsein.

Herr Aegidius Beyl liebte die François nicht. Die Tatsache allein missfiel ihm schon, dass sie aus Frankreich gekommen waren, aus dem Land des notorischen Unglaubens mit dem sündigen Babel als Hauptstadt. Sie führten zwar ein untadelhaftes Leben und erfüllten all ihre kirchlichen Pflichten; aber es war etwas Unoffenes in ihrer Art, und alles, was sie taten, schien auf eine bestimmte Wirkung berechnet. Besonders jedoch verübelte er es ihnen, dass sie ihren Namen gefälscht hatten, und von diesem Hang aus, zu scheinen, was sie im Grunde nicht waren, beurteilte er dann ihr ganzes übriges Tun. Auch liess ihn Monsieur François bei allen kirchlichen Angelegenheiten, die auch die Gemeinde betrafen, als Schöffe, mit einer zuweilen beleidigenden Deutlichkeit fühlen, dass die Gemeinde mit ihrer zivilen Gewalt über der Kirche stehe und zum mindesten ihre Wünsche überwachen müsse. Das bestritt nun Herr Beyl keineswegs; doch bei der Bescheidenheit seiner Ansprüche schien diese scharfe Betonung des Kontrollrechtes von Seiten der Gemeinde eine Schikane und machte ihn nervös. Da gefiel ihm schon der alte Riedesch besser, mit dem man von Herz zu Herz verhandelte und nicht nach den geschriebenen Paragraphen eines Gesetzestextes. So war sein Verhältnis zum Monsieur François, weit das Gebot der christlichen Nächstenliebe nicht mehr

erlaubte, zum mindesten kühl, und die Freude, ihn begrüßen zu dürfen, nicht übermässig gross.

Monsieur François seinerseits gab sich keiner Täuschung hin über die Gefühle, die Herr Beyl gegen ihn hegte. So war die Begrüssung der beiden Männer eher kühl; auch die Unterhaltung kam nur schwer in Fluss und hielt sich mühsam an nichtigen Dingen.

Wozu er denn eigentlich gekommen sei, fragte schliesslich Herr Beyl mit leiser Ungeduld, als sein Besucher noch immer mit dem Zweck seines Besuches hinter dem Berge hielt.

Monsieur François schien sich zu sammeln. Was er wollte, wäre kurz gesagt, wenn er offen sein dürfte: Herr Beyl möchte ihm erlauben, eine Orgel in die Kirche zu stiften, damit seine arme Philippine die ewige Ruhe fände. Doch gerade diese Absicht wollte er geheim halten. Was brauchte auch ein anderer Mensch, und besonders dieser Herr Beyl, zu wissen, wie es mit ihrer und seiner Ruhe in diesem und in jenem Leben stand! Er durfte ihn nicht merken lassen, dass irgend eine Not ihn trieb; er musste ihn vielmehr zu der Ueberzeugung bringen, dass ihm über Nacht die Laune gekommen sei, der Kirche das Geschenk dieser Orgel zu machen. Leicht war das allerdings nicht wegen der hohen, mit dieser Stiftung verbundenen Auslagen, die gern misstrauisch machten, und es musste schon ein Meisterstück in der Verstellungskunst geleistet werden, wenn es gelingen sollte. Doch durfte er sich in dieser Kunst manches zutrauen, da er sich sein ganzes Leben lang in ihr geübt hatte.

So gab er sich den Anschein, als überhöre er den unwillig ungeduldigen Ton, in dem der Pfarrer seine Frage an ihn gerichtet hatte, und als freue er sich,

in einer Angelegenheit zu Wort zu kommen, die ihm Spass mache.

„Es ist wegen der Kirche,“ sagte er unbefangener, sich mühend, den Ton scherzender Freundlichkeit zu treffen.

„Wegen der Kirche!!“ — Herr Beyl sah ihn durch seine hellen, frischgeputzten Brillengläser misstrauisch an. Er witterte Gefahr, wenigstens irgend etwas Unangenehmes und schloss sich feindlich zu.

Monsieur François blinzelte ihn freundschaftlich an und legte ein vielsagendes Lächeln auf sein Gesicht:

„Es ist dieses Mal nicht, um Ihnen Schwierigkeiten zu machen, im Gegenteil! Ich kann Ihnen ja auch einmal eine Freude machen wollen.“ Seine kleinen grauen Augen schienen voll Schalk und forderten den Pfarrer listig überlegen heraus: Raten Sie doch!

Herr Beyl blieb allen Lockungen widerstehend, misstrauisch auf seiner Hut.

„Haben Sie noch nie daran gedacht,“ fragte Monsieur François, vorsichtig seine Positionen aufdeckend und noch immer im Ton freundlichen Wohlwollens, „eine Orgel in die Kirche zu stellen?“

„Eine Or . . .!“ — Weiter kam Herr Beyl nicht; der Rest des Wortes blieb ihm buchstäblich im Munde stecken. Eine Orgel, und die Anregung dazu kam von dieser Seite. Es war grotesk!

Nun war es für Monsieur François an der Zeit, ein ernsteres Gesicht zu zeigen, ehe der Pfarrer richtig zu sich kommen und seine Anregung unter der Lächerlichkeit begraben könnte. „Ja, eine Orgel,“ sagte er deshalb mit betontem Ernst, durch seine ganze Haltung bedeutend, dass er gewillt war, die volle Verantwortung für das zu übernehmen, was er gesagt hatte.

„Aber wie um des Himmels willen kommen Sie

zu dieser Idee? Sie wissen gar nicht, was eine Orgel kostet!“

„Doch, ich weiss es sogar ganz genau. Für zwanzig- bis dreissigtausend Franken bekämen wir schon eine Orgel, die sich hören liesse.“

Herr Beyl lachte belustigt auf:

„Dreissigtausend Franken! Das ist ja ein ganzes Vermögen!“

Monsieur François zuckte mit keiner Wimper unter diesem Sturz von beinahe beleidigender Heiterkeit. „Es könnte ja jemand sie stiften wollen!“ sagte er ruhig, aber bestimmt, die Worte wie ein Versprechen ausziehend.

„Und der Spieler denn?! — Wir müssten doch auch einen Spieler haben! Sie wissen nicht, was Sie sagen!“

„Der Spieler ist auch schon da: der blinde Johannes, der Brandt, der Sohn des Fränzchens! Das alles bietet keine Schwierigkeit. Die Frage ist nur die, ob Sie bereit wären, eine Orgel aufzustellen, wenn jemand sie stiftete.“

Das hiess schon fast mit dem Zaunpfahl winken! Der Pfarrer schob die Brillengläser auf die Stirn. Er zeigte das unangenehm überraschte Gesicht eines Menschen, der aus einer seltsamen, aber heiteren Traumvorstellung zu einer noch erstaunlicheren, aber feindlichen Wirklichkeit erwacht. Er fasste seinen Besucher fest ins Auge:

„Und die Stifter wären . . .?!“ — Er wollte „Sie“ sagen, brachte es aber nicht über sich, weil eine plötzliche, heftige Abneigung gegen einen solchen Plan ihn befahl und er fürchtete, das blosses Verstehen möchte schon als eine halbe Zustimmung gedeutet werden.

„Ja, ich!“ ergänzte Monsieur François eigensinnig

hart. Wenn ein Kampf angesagt würde, nun, er war bereit, ihn zu bestehen.

Herr Beyl hielt eine Weile seine blassen, blauen Augen neugierig fest, ohne Wohlwollen, auf ihn gerichtet. Was in aller Welt konnte den alten Geizkragen — als solchen beurteilte er den Monsieur François wegen des Aufhebens, das er im Kirchenrat auch mit der mindesten Ausgabe machte — zu diesem so ungewöhnlichen Entschluss gebracht haben, eine Orgel in die Kirche zu stiften? Er suchte an der Rüstung von Falschheit, mit der sein Widerspieler sich gewappnet hatte, den unbewehrten Punkt zu finden, der erlauben würde, in dessen Inneres vorzudringen und seine Absichten zu entschleiern. — Er konnte schliesslich keinen andern Grund finden als den Wunsch, auch noch über das Grab hinaus zu scheinen, was er nicht war, und in der Kirche mit der Orgel zu prunken, wie er es schon draussen auf dem Kirchhof mit dem grossen französischen Kreuz tat. Doch da sollte er, bei Gott! an ihm keinen Helfer finden.

Des Pfarrers für gewöhnlich grau-fahles Gesicht belebte sich über den leicht vorstehenden Backenknochen mit einem leichten Rot, das die Aufregung hinauflegte. Wenn auch solche Gefühle wenig christlich waren, er konnte nicht umhin, eine gewisse schadenfrohe Genugtuung darüber zu empfinden, dass es ihm gegönnt war, die Pläne dieses Mannes, der ihm so wenig sympathisch war, zu durchkreuzen und ihm für die vielfachen Demütigungen, die er sich von ihm hatte gefallen lassen müssen, heimzuzahlen.

So sagte er und gab seiner Stimme eine betonte Schärfe: „Sie wolten wissen, was ich über eine Orgel denke?! — Dass ich für einen würdigen Schmuck des Gotteshauses und für eine würdige Feier der kirchlichen Feste bin, das dürfte gerade Ihnen, Monsieur

François, nicht unbekannt sein, umso mehr, als ich bei Ihnen in dieser Frage nicht immer das Verständnis fand, das ich gewollt hätte, weshalb mich auch dieser Ihr Antrag, ich gestehe es offen, aufs äusserste überrascht hat. Doch, was gerade den Dienst anbelangt, so bin ich der Meinung, dass die Art, wie er immer hier gehalten wurde, die beste ist: nämlich ohne Orgel, einfach, aber herzlich; und in der Stille ist Gott am leichtesten hörbar.

Monsieur François antwortete auf den bissigen Ausfall des Pfarrers mit einem sicher beherrschten Lächeln:

„Sie haben vollkommen recht, und auch ich bin dieser Meinung. Aber wir müssen auch an die Jüngeren denken, die anspruchsvoller sind als wir und etwas mehr in der Kirche finden wollen als nur ein paar nackte Mauern und ein paar stammelnde Gesänge.“

Sein Lächeln hatte sich, einem sanft mahnenden Ernst Platz machend, über dem Sprechen verflüchtigt, und er lud den Pfarrer mit einer diskret ausgeführten Handbewegung ein, sich weitherziger zu zeigen und den Bestrebungen einer neuen Zeit mehr Verständnis entgegenzubringen.

Herr Beyl zwinkerte nervös mit den Augen, wie er zu tun pflegte, wenn der Unmut sich stärker in ihm regte. Der gewollt überlegene Ton, den Monsieur François ihm gegenüber anschlug, wo er noch dazu als Bittsteller vor ihm sass, missfiel ihm im höchsten Grade, und der Gedanke, diesem Manne, der von Falschheit nur so triefte, noch länger Rede und Antwort stehen zu müssen und sich vielleicht von ihm narren zu lassen, wurde ihm plötzlich unerträglich. Er schnitt die Diskussion kurz ab und erklärte mit ärgerlicher Bestimmtheit, wenn der Gottesdienst, so wie er jetzt gehalten werde, den Jungen nicht mehr gefiele, so möchten

sie warten, bis sie selbst ans Ruder kämen, um ihn abzuändern; er, Beyl, sei gegen die Aufstellung einer Orgel, von wem und unter welcher günstigen Bedingungen auch immer das Angebot zur Beschaffung einer solchen gemacht würde.

Monsieur François war, obschon barsch abgetrumpft, Herr genug über sich selbst, um mit keinem Muskelzug einen Aerger oder eine Enttäuschung zu verraten; er machte im Gegenteil sein Gesicht süßlich freundlich und sagte nur, sich scheinbar in das Unabänderliche fügend, mit dem Akzent eines leisen Bedauerns:

„Es ist schade um den Johannes; es wäre so eine schöne Gelegenheit gewesen, ein bisschen Gutes an ihm zu tun und ihm eine seinen Neigungen entsprechende Lebensstellung zu sichern, da ich im Sinne hatte, ihn als Spieler an die Orgel zu bringen.“

Hatte Herr Beyl sich bis dahin Mühe gegeben, in diesem sonderbaren Kampf ironisch kühl zu bleiben, so wurde er jetzt, da er glaubte, den wahren Grund für die staunenswerte Freigebigkeit des Schöffens durchschimmern zu sehen, hitzig und feindlich schroff:

„Gerade weil Sie den Johannes auf die Orgel bringen wollen, wird die Angelegenheit für mich undiskutierbar, und Sie dürfen in diesem Fall meine Stube verlassen!“

Trotz aller Beherrschung entfärbte sich Monsieur François leicht:

„Und weshalb denn?“

„Weil Sie die Ruhe im Dorfe aufstören wollen!“ platzte der Pfarrer heraus.

„Und wieso soll ich die Ruhe aufstören wollen?“ fragte Herr François, der seine Beherrschung wiedergefunden hatte, mit einem befangenen Lächeln.

Der Pfarrer sah ihm eine Weile prüfend scharf

zwischen die Augen, um zu erfahren, ob seinem Benehmen Ahnungslosigkeit oder teuflische Verstellung zugrunde liege; dann begann er, jedem Wort eine feindliche Betonung gebend:

„Sie haben seinerzeit sich des blinden Johannes und des kleinen Theodor angenommen, und es war gewiss eine lobenswerte Tat, für die der Lohn Ihnen nicht entgehen wird. Aber Sie wissen auch, und, wenn das nicht der Fall sein sollte, sage ich es Ihnen, dass das Gerücht herumgetragen wurde, Sie hätten es nur den Riedesch oben zum Aerger gemacht. Auf jeden Fall sind die Riedesch selbst fest davon überzeugt, und deshalb möchte ich nicht, dass der Johannes ausgerechnet hiehin ins Dorf käme, und ich möchte um keinen Preis, dass unter irgend einem frommen Vorwand Gott und die Kirche in diesen Streit hineingezogen würden, der zwischen euren beiden Häusern besteht. — Uebrigens habe ich für die Riedesch einen sehr grossen, den grössten Respekt, den ich leider für Sie nicht aufbringen kann!“

Alles Lächeln war allmählich aus den Zügen des Monsieur François entwichen; sein Gesicht war aschgrau und todernst geworden. Er schwieg eine Weile, nachdem der Pfarrer geendet hatte, als müsse er sich erst sammeln; dann begann er mit völlig veränderter Stimme:

„Da Sie es auf dieses Gebiet schieben, werde ich wohl beichten müssen, um Ihnen zu beweisen, dass ich nicht der Intrigant bin, für den Sie mich halten. — Oh, wehren Sie mir nicht! Es soll auch keine Beichte sein, wie Sie es meinen, sondern ein Geständnis von Mensch zu Mensch. Und so bekenne ich Ihnen gleich dieses eine, das zugleich auch alles ist; es hat unser ganzes Leben vergällt und es hält uns noch bis über den Tod hinaus in der Schuld: der Raymond ist

mein Kind nicht; ich habe ihn erkauft — und meine Frau ist nie meine Frau gewesen!“

Die Offenbarung war so überraschend für Herrn Beyl gekommen, dass er es nicht sogleich fassen konnte, und er hielt seine Augen noch immer fragend gross auf seinem Gegenüber, als dessen Mund sich schon längst über dem letzten Wort seines schweren Bekenntnisses geschlossen hatte.

Der Mann, der noch vor einigen Minuten stattlich und überlegen vor ihm gesessen hatte, war mit einem Male greisenhaft zusammengeschrumpft, und sein Gesicht war nur noch eine Handvoll gelber Runzelhaut mit zwei leidvollen Augenlichtern.

„Aber wie . . .?!“ Herr Beyl, dessen Lippen sich erst eine Weile sprachlos bewegten, fand endlich wieder ein Wort zu einer Frage.

Nun erzählte Monsieur François den ganzen Lauf seines Lebens: seine Armut, den Spott, den er als Kind von Knecht und Herr auf Riedesch litt, und den Traum, so zu werden wie die Riedesch:

„Und war es denn ein böser Traum, Herr Pfarrer? Und wenn ich später hochkam, war es nicht mein Recht, mein Teil an der Sonne zu verlangen, wenn auch gelegentlich ein Riedesch dadurch in den Schatten kam? Und die Annahme der beiden Brandt erfolgte in einer der bittersten Stunden unseres Lebens, und es dachte gewiss keiner von uns daran, den Riedesch einen Stein in den Weg zu legen. Ich habe Ihnen vorhin gestanden, dass der Raymond das Kind einer Sünde ist, die Philippine, damals noch ein Mädchen, drüben in Frankreich begangen hat, und ich habe die Vaterschaft gegen Geld übernommen. Das ist der Anfang meines Wohlstandes, aber auch eine Schuld, die ich auf mich genommen habe. Sie wissen, dass der Raymond nicht die besten Wege geht, und seine

Mutter wollte, in dem Bestreben, noch für ihn über den Tod hinaus zu sorgen, noch ein Werk der Barmherzigkeit tun, ehe sie starb, damit Gottes Zorn nicht zu schwer auf ihn falle. Da geschah gerade das Unglück mit dem Täubchen, und wir durften, oder besser, wir mussten glauben, dass Gott selbst uns die Kinder auf den Weg gelegt hatte. Dies ist die reine Wahrheit, und alles andere Lüge und Verleumdung“.

„Und die Orgel denn?“ — Herr Beyl zeigte sich durch das Geständnis, an dessen Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln war, erschüttert, konnte jedoch nicht erkennen, was die Aufstellung einer Orgel in der Kirche mit diesem Drama zu tun habe.

„Ja, die Orgel! Ich komme auch darauf zu sprechen. Ich will Ihnen vorerst nur noch einmal sagen, dass die Philippine nie meine Frau war. Sie können sich denken, was unter diesen Umständen unser Leben war, wenn wir auch schon nach aussen hin die Fassade zu wahren wussten; und ich kann Ihnen versichern, dass ich an Selbstüberwindung das Unmögliche geleistet habe. Aber seit sie fort ist, habe ich viel über ihr Leben nachgedacht und über das meine, und im Tode sind wir uns näher gekommen und haben uns verziehen, ich ihr wenigstens, und ich glaube, sie mir auch. — Und nun die Orgel! Das ist wieder eine Geschichte für sich, und doch hängt sie eng mit dem Vorhergehenden zusammen. Sie wissen, dass der Johannes ein grosses Talent für Musik hat, und nun schrieb mir in den Fastnachtstagen die Oberin des Blindenheims, dass es der Traum des Jungen sei, einmal Orgelspieler in irgend einer Landkirche werden zu dürfen. Und in der Nacht nach dem Tage, an dem ich diesen Brief erhalten hatte, erschien mir Philippine im Traum. Es war ein ganz und gar seltsamer Traum. Wir trafen uns in einer blumigen Lichtung mitten in

Tannenwäldern. In einen dieser Wälder führte sie mich hinein, und während wir so dahinschritten, verwandelten sich die Bäume rechts und links in Säulen, die Kronen schlossen sich zu Gewölben, und der ganze Wald wurde zu einer Kirche. Auf einer luftigen Holzstiege führte sie mich zu einer Empore, und es war die Empore von Sinzen. Es war dort eine funkelneue Orgel, und auf dieser Orgel spielte der blinde Johannes. Sie deutete, mich traurigstill ansehend, nach ihm, als wollte sie sagen: „Sieh! Erkennst du ihn?“ Ich nickte ja; nun verklärte sich ihr Gesicht, und sie verschwand mit einem Lächeln auf den Lippen. Das Gewölbe der Kirche aber durchlichtete sich wieder, zog sich zu zackigen Tannenkronen auseinander, deren Zapfen sich in lauter goldene Glöcklein verwandelten, die zu läuten anfangen, und Johannes stimmte das „Te Deum“ an, das die Winde brausend weiter sangen.“

„Und Sie glauben, dass Ihre Frau durch diesen Traum wirklich zu Ihnen hat sprechen wollen?“ fragte Herr Beyl zweifelnd, als der alte Mann, wohl von der Erinnerung an das Gesicht bewegt, eine Pause machte. „Sie wissen: Träume sind Schäume!“ Er liebte einen hellen, vertrauenden Gottesglauben, der sich fern von dunklen Einbildungen hielt.

Monsieur François sah ihn voll fragenden Ernstes an: „Sie selbst lehren ja, dass die Toten an unsern Geschicken den lebhaftesten Anteil nehmen und uns mit ihrer liebenden Fürsorge umgeben. Ist es da nicht anzunehmen, dass sie versuchen, zu uns in einer Sprache zu reden, die uns verständlich ist? Und ist diese Sprache nicht der Traum?“

„Gewiss, ich will nicht abstreiten,“ antwortete der Pfarrer mit nicht weniger Ernst, „dass es Fälle gibt, wo die Geister suchen, mit uns Menschen in Verbindung zu treten; ich müsste sonst die Erscheinungen

leugnen. Aber die Brücke, die beide Reiche, das der Lebenden und der Toten, miteinander verbindet, ist so schwank und so schmal, und unter ihr starren Sümpfe von solch giftig wüstem Irr- und Aberglauben, dass es immer gefährlich ist, sich hinaufzuwagen, und ich bin eher geneigt, ihre Träume wie auch die andern Träume als Schöpfung einer erregten Phantasie anzunehmen. — Waren Sie an jenem Abend nicht besonders unruhig?!

„So hören Sie erst das Ende!“ entgegnete der alte Mann mit sichtlicher Bewegung, die Frage des Pfarrers unbeachtet lassend. „Auch ich glaubte, als ich erwachte, dass mein Traum nur ein Erzeugnis meiner Einbildung sei; aber es war unverkennbar ein starker Tannengeruch im Zimmer, als das Bild vorüber war, und als ich Licht machte, sah ich, wie der Pendel der Uhr, der genau auf Mitternacht stand, nur mehr leise schwang, um gleich stehen zu bleiben. Seitdem hat keine Kunst eines Uhrmachers es vermocht, ihn wieder in Gang zu bringen. — Wie erklären Sie nun das alles, wenn es nicht ein Zeichen sein soll?!“

Der Pfarrer schwieg. Er war weniger überzeugt von der Wirklichkeit dieser Erscheinung, als betroffen von der grossen Seelennot, aus der das Bild herausgewachsen sein mochte. Trotzdem waren die Widerstände in ihm so stark, dass er sich noch nicht zu einem „Ja“ entschliessen konnte.

„Sie sehen“, drang Monsieur François, sein Schwanken sehend, auf ihn ein, „dass es keine leichtsinnigen Gründe und noch viel weniger Gedanken der Rache sind, die mich zu meinem Entschluss bestimmt haben. Sie würden auf jeden Fall, wenn Sie annehmen wollten, mein Gewissen entlasten und ihr vielleicht die ewige Ruhe sichern, die sie wohl noch nicht gefunden haben mag. Fassen Sie es aber nicht so auf, als wollte ich dadurch

unsere Schuld zurückkaufen und als biete ich Ihnen ein Sündengeschenk an. Das ist die Sache unseres Lebens gewesen, und ich glaube, wir haben schwer genug gebüsst. Es soll vielmehr die Fortsetzung eines begonnenen Werkes sein, von dem ich hoffe, dass es Gott nicht unangenehm war, und es soll ein Zeichen der vollständigen Aussöhnung zwischen ihr und mir sein, auf dass wir im ewigen Frieden im Grabe tief unten nebeneinander liegen können.“

Er war am Ende seiner Worte, auch seiner Kraft, und schien noch kleiner, welker, ein Nichts . . .

„Ich finde das Opfer so hoch!“ bemerkte Herr Beyl mit einem letzten Misstrauen in Augen und Stimme . . .

Monsieur François richtete sich wieder etwas auf, ein gänzlich Erschöpfter, der seine letzten Reservekräfte hergibt:

„So will ich Ihnen auch noch hierüber Rede stehen. Der Betrag, den ich für die Erziehung der beiden Kinder des Brandt und für die Anschaffung einer Orgel auswerfe, stimmt ungefähr mit der Summe überein, die ich für die Uebernahme der Vaterschaft an dem kleinen Raymond erhielt. Wie Sie wissen, habe ich mit diesem einen Talent gewuchert, und da die Umstände günstig waren, habe ich es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Doch hatte ich immer das Empfinden, dass auf diesem Geld kein richtiger Segen sein könne, und so war ich schon lange im Bedenken, ob ich nicht etwa eine gleich grosse Summe zu irgend einem guten Werk verwenden sollte, um unsere Sünde aufzuwägen. Soweit Sie nun das Treiben Raymonds beurteilen können, werden Sie finden, dass meine Befürchtungen begründet sind und dass ich darnach trachten muss, meinen Vorsatz in die Wirklichkeit umzusetzen. Nicht aus Liebe zum Raymond,

denn, bei Gott! ich liebe ihn nicht, und ich habe auch keinen Grund, ihn zu lieben; aber ich möchte doch, dass das Gut, das ich zusammengebracht habe, zusammen bleibe. Es ist das einzige, was mir auf dieser Welt zu schaffen gelungen ist, und ich möchte, dass es mich überlebe. Ich glaube auch, dass Sie, selbst eines Bauern Kind, mich verstehen. Ich habe eine Bauernseele, ich habe das Land zu sehr geliebt; das war meine grosse Sünde. Nun verurteilen Sie mich, wenn Sie es können!“

Herr Beyl ward durch dieses neue Bekenntnis, durch das die Aufrichtigkeit von einem Ende zum anderen zitterte, gewaltig ergriffen, und es schwangen auch in ihm Empfindungen mit, die ihn bis ins tiefste seines Herzens erbeben liessen! Ja, auch er hatte es im Blut, das vom Land, und wenn er nicht das Kleid Gottes trüge . . .

Es kam ihm aus dem tiefsten Herzen heraus einer jener Stösse, dem kein Mensch widerstehen kann, und er reichte dem alten Manne die Hand:

„Verzeihen Sie mir; ich habe Sie bis heute verkannt — und ich nehme die Orgel an.“

In den Augen des Monsieur François glänzten zwei Tränen auf:

„Ah ja, tun Sie das! Mein ganzes Leben war Trübsal und Finsternis; es will sich am Abend verklären. Nehmen Sie mir dieses letzte Abendleuchten nicht und geben Sie uns den Frieden!“

Schwankend, als sei er betrunken, verliess er die Stube, ohne Gruss . . .

„Menschen der Heimat“, murmelte Pfarrherr Aegidius Beyl, als er wieder an seinem Fenster stand, und, selbst schwankend, das verlorene Gleichgewicht wiederzufinden suchte; „verschlossen und tief!“

Zwei Jahre und genau ein halbes stand die Orgel in der Kirche zu Sinzen. Zwei und ein halbes Jahr spielte sie der blinde Johannes, — Monsieur François hatte ihm ein Häuschen an die Sinz bauen lassen — einfacher an den Werktagen, kunstvoller an den Sonn- und Feiertagen. Und genau zwei und ein halbes Jahr kam der Riedeschherrchen nicht mehr nach Sinzen zum Amt, zu keinem weissen und zu keinem schwarzen.

Es fiel ihm gewiss schwer; denn die Nachbar-kirche, in die er sich fahren liess, war wenig nach seinem Geschmack. Er fand sie zu niedrig, zu dumpfig, zu voll. Die Mauern, mit Stuckwerk im Stil eines verwilderten Barocks überladen, konnten ihm nicht gefallen, und die Heiligen, im ungezügelten Schwung desselben Barocks bewegt, schienen ihm der geraden Majestät Gottes, so wie er sich dieselbe vorstellte, wenig angepasst. Aber nach Sinzen wäre er, seit die Orgel dort stand und der blinde Johannes sie spielte, nicht hingegangen, auch nicht um den Preis seiner ewigen Seligkeit, wenn Gott sie davon abhängig gemacht hätte.

Nun ging es mit ihm zu Ende. Es war keine eigentliche Krankheit, die ihn dem Tode zuführte; er war nur von einer übergrossen Müdigkeit befallen. Zuerst hatte er sich in einen Lehnstuhl hinter den Ofen gesetzt, dann hatte er sich aufs Bett gelegt, und wenn es nach dem ging, was alle dachten und keiner auszusprechen wagte, war die nächste Etappe das Grab.

Die junge Riedeschfrau, die ängstlicher um seiner Seele Heil bedacht war als er selbst, hatte Herrn Beyl von der Lage der Dinge unterrichtet und ihn zu einem Besuch heraufgebeten; nur dürfe er nicht sagen, dass er gerufen worden sei.

Und heute schritt Herr Aegidius Beyl den Ziegenberg hinan auf Riedesch zu. Es war das der breitere Fuhrweg, der aus dem Tal zur Höhe führte und dessen Steigung weniger stark war als die des kürzeren, aber steileren Riedeschpfades. Er musste nämlich mit seinem Herzen rechnen, das seit einiger Zeit die leiseste Bodenschwellung meldete.

Der Weg stieg in zwei Absätzen zur Höhe. Auf der ersten Stufe angekommen, ruhte er, das Herz, das von der Anstrengung des Steigens heftig schlug, mit der Hand niederhaltend. Es ging wohl auch nicht mehr lange mit ihm; nur, solange ihm Gott die Gnade des Lebens schenkte, wollte er jede Stunde dankbar genießen, die ihm noch wurde.

Er blickte zurück auf das Tal. Wunderbar beruhigend lag es da mit dem sanften Grün seiner Wiesen, umschlossen von dem stillen Frieden seiner Wälder.

Er dachte an andere Gegenden, ferne Länder im Sonnenbrand, Wüsten von Stein und Sand, unbarmherzig heiss und unruhig bis in die trügerischen Spiegelungen der Luft. — Wie angenehm war dagegen seine Heimat! Dieses stille, ruhige Herbstleuchten, das die fernsten Fernen öffnete und sie mit einem milden Glanz füllte. Und dort am Wegrand in verschwenderischer Fülle an schwer beladenen Zweigen bis auf den Boden niederhängend die duftend kühlen Aepfel! Was waren die dürftigen, silberlichtigen Olivenbäume des steinigen Südens, was die sonnenglühenden Palmenwedel der Oasen gegen so einen heimatlichen Apfelbaum, in dessen Gezweig die Morgen- und Abendröten ihre Lichtnetze gesponnen und deren belebende Früchte die Kühle der silbernen Mondnächte angehaucht!

Doch weiter! Das Herz ist ruhiger geworden, und Herr Aegidius Beyl kehrt seine Gedanken auf Riedesch zu. Es wäre ein Werk der tätigen Seelsorge im

richtigen Sinne des Wortes, wenn es ihm gelänge, das Missverständnis wegzuräumen, das den Riedesch-Herrchen blind machte und ihm den Hass auf den Weg legte! Leider hatten sich auf dieses Missverständnis Burgen von Trotz aufgebaut, die so leicht nicht abgetragen werden könnten. Und er hätte doch gerade diesem Mann, dem im höchsten Maße seine Achtung galt, so gern das Sterben erleichtert, eine letzte Sonne auf sein Leben scheinen lassen.

Vorwärtsschreitend vertiefte er sich in Betrachtungen über die Menschen in seiner Heimat, suchte in einem Bild das Leben dieses Mannes festzuhalten, dem er jetzt vielleicht zum letzten Mal in seinem irdischen Leben entgegentrat und der eben solche Eigenschaften besass, wie sie ihm besonders gefielen: gerade Einfachheit, offene Ehrlichkeit, tiefer Glaube an Gott und das Leben, das auch er als etwas Heiliges bedingungslos hinnahm, den Menschen geschenkt als höchste und reichste Gabe.

Er hatte in den Bergen Abessiniens, dort, wo die angenehme Vielfältigkeit des Pflanzenlebens aufhört und die Majestät der kahlen Gipfel beginnt, hoch oben in den Geröllmulden, Seen von unglaublicher Stille und solch zauberhafter Helligkeit gefunden, dass man auf hunderte von Metern die kleinste Unebenheit auf dem Boden unterschied und die Fische bis in die tiefsten Tiefen als silberne Schatten sichtbar wurden.

So stellte er sich die Seele dieses Mannes vor, so still und ruhig, so tief und so durchsichtig klar, und wenn Gott auf Erden zu schauen war, war es gewiss in einem solchen Spiegel.

Was war dagegen sein eigenes Leben?! — Er hatte immer nur vom Rande aus in solche Seen geschaut, vom Rand aus, an den sie in irgend einer Wallung den Schaum und den Schmutz abgetragen hatten. Er hatte

in seinen vielen Irr- und Wanderfahrten keine Zeit gefunden, selbst See zu werden, hatte, fliessendes Wasser, immer nur fremden Sündenunrat abgeführt in den grossen Abgrund des ewigen Vergessens.

Er war auf dem zweiten Absatz angekommen, die Wangen rot und die Lippen blau. Doch nun hatte er gewonnenes Spiel; der Weg lief jetzt schnurgerade auf Riedesch zu, und es ging ein ganz leises, kühlendes Lüftchen.

Hier auf der Höhe schien er, an der Unermesslichkeit des Raumes gemessen, der ihn von allen Seiten frei umgab, klein, und klein und unansehnlich, vom Alter geschrumpft, schritt er, ein Kärner Gottes, über die einsame Strasse, und die milde Herbstsonne lag ihm auf dem Rücken wie eine gütige Hand, Gottes Hand, die ihn sachte schob . . .

Der Riedesch-Herrchen sah ihn von ferne kommen, Er hatte sein Bett so stellen lassen, dass er einen Ausblick auf die untergehende Sonne hatte, und damit überwachte er zugleich die Strasse. Er war eher erfreut als erbost über den Besuch, obschon er sich ihn verbeten hatte; er mochte im Grunde Herrn Beyl recht gut leiden, und er war froh, ihm dies durch eine freundliche Aufnahme beweisen zu können. Es war zudem noch ein so gnadenreicher Nachmittag, so voll warmer Herbststille, dass man seine Freude an einem kleinen Plauder haben konnte, sogar wenn er über den Tod ging.

So empfing er den Eintretenden mit einem halb ernstern, halb scherzhaften Gruss:

„Sie kommen wohl, mit mir über die letzten Dinge des Menschen zu reden?!“

Herr Beyl reichte ihm lächelnd die Hand:

„Nicht doch, ich komme als Freund zu einem kurzen Freundesbesuch.“ Er legte den Hut beiseite

und huldigte vorerst in einem Rundgang durchs Zimmer den Abtandenken. Besonders vor dem Altarschrank hielt er sich auf; als Freund und Kenner der kirchlichen sowie auch der profanen Kunst bewunderte er immer wieder dessen feine Holzarbeit, während er aus dem stürmisch bewegten Meeresbild und dem verheissungsvollen Spruch, der so kräftig trotzig darunterstand, jedes Mal ein volles Mass tröstlicher Stärkung schöpfte.

Der Herrchen liess ihm bei diesem Rundgang seine Augen mit einer freudig stolzen Genugthuung folgen. Er pflegte den Bildungsstand der jeweiligen Pfarrer nach dem Grad des Verständnisses zu bemessen, das sie für den Kunstwert dieser Gegenstände hatten, und er wog seine Sympathie für sie nach dem mehr oder weniger starken Interesse ab, das sie für dieses Abtzimmer zeigten.

Herr Beyl hatte nun gleich bei seinem ersten Besuche nicht nur das lebhafteste Interesse für die Abtandenken bekundet, sondern er hatte sich auch als gewiegten Kunstkenner geoffenbart, indem er über sie dasselbe Urtheil abgab, wie seinerzeit der Kunstmaler, der sie kopiert hatte.

Seit jenem Tage stand der Pfarrer bei ihm auf der höchsten Stufe der Achtungsskala, und es kostete ihn nur ab und zu eine kleine Artigkeit über den Wert dieses Zimmers, um sich oben zu halten.

Der Herrchen hoffte auch jetzt auf eine dieser kleinen Schmeicheleien, die, wie oft sie auch wiederholt wurden, ihm doch stets eine neue Freude bereiteten.

Doch Herr Beyl schien nicht so ganz bei der Sache zu sein wie sonst; er überging sogar einiges und kam, sich den Schweiss von der Stirne wischend, wieder zu dem Kranken zurück. „Es könnte ebensogut an mir sein,“ sagte er, auf die Begrüssung des Riedesch

anspielend, „an die letzten Dinge des Menschen zu denken; das Herz will nicht mehr recht, und der Weg hier herauf hat mich hart mitgenommen!“

„Ja,“ entgegnete der Riedesch, seine Gedanken, nicht ohne eine leise Enttäuschung, umstellend, und musterte eigentlich jetzt erst recht den Pfarrer, dessen dunkelviolette Lippen nur allzu deutlich die Herzschwäche verrieten; „wir werden beide alt, nur dass Sie Ihre Kreise weiter in die Welt hinausgezogen haben als ich; ich bin immer nur um Riedesch herumgegangen.“

Er blickte an dem Pfarrer vorbei nach dem fernen Horizont, dorthin, wo zwischen zwei Wäldern jeden Abend in einer Buchtung von Blau die Sonne unterging. Er hatte deshalb diesen Ausblick so gern, weil dort sich ein Weg nach der Ferne und weiterhin nach der Ewigkeit auftat, in die jeden Abend die Sonne versank und in die auch er eines Tages mit einem Abendrot hinuntergleiten würde.

Herr Beyl sah ihn mit den erfahrenen Augen des Menschen, der hinter dem Glanz der Fernen die Enttäuschung gesehen hat, mahnend an:

„Ich habe allerdings ein grosses und ein heisses Stück von der Welt gesehen, Riedesch, aber — ich spreche jetzt nicht von den Menschen, an die Sie ja auch wohl nicht denken, sondern von der Natur — der glücklichste Tag in meinem langen Wanderleben war jener stille Herbsttag, an dem ich wieder in einer heimatlichen Wiese unter einem fruchtbeladenen Apfelbaum mein Brevier beten durfte, die Ruhe des von einer lauen Sonne durchwärmten Schattens geniessend. Dass die Ferne Sie locken kann, begreife ich; auch mich hat sie ja gelockt; aber an Innigkeit und Tiefe, an gottseliger Erdverbundenheit ist noch kein Gefühl dem gleichgekommen, das ich heute noch habe, wenn der erste Mäher sein erstes Rund in den von Blumen

schäumenden Wiesenrund mäht, während in den Feldern die Halme in die Aehren gehen und darüber der blaue Himmel sich spannt, in dem die Lerchen singen. Wem Gott das zu schauen gibt, der soll ihn loben und preisen alle Tage seines Lebens.“

Der Herrchen hörte mit versunkener Andacht dem Pfarrer zu. Es war das in glückliche Worte gekleidet, was er selbst so oft und so tief empfunden hatte, ohne es aussprechen zu können. Diese Worte weckten zutiefst in ihm ein vielfältiges Echo, und er sah all die Flurbilder, die der Pfarrer nur flüchtig skizziert hatte, leuchtend hell und bis in ihre letzten Einzelheiten geprägt, vor seinen Augen. — Trotzdem, wie still und tief diese Bilder auch sein mochten, wenn die Sonne auf den bunten Fluren schief, oder auch wie sturm bewegt, wenn das Gewitter über sie hinbrauste: sie konnten die Sehnsucht nach den weiten Fernen, die von Kindstagen an in ihm lebte, nie ganz ersticken; ja es wurde grösser, dieses Sehnen, je näher er dem Grabe kam. „Auch die Bäume wurzeln im Boden,“ sagte er lächelnd, um den Pfarrer zu versuchen, „und doch wehen ihre Kronen den Wolken nach, wenn sie über sie ziehen!“

Herr Beyl hob schelmisch mahrend den Finger: „Die Schatten der Wolken sind flüchtig und von keinem Bestand, während die Menschen sich in den Schatten der Bäume legen; denn sie geben Kühle und Labung.“

„So dass es besser ist, Baum sein als Wolke?!“

„Ja, Riedesch. — Uebrigens, wie weit ich auch in der Welt herumgekommen bin, es war immer und überall nur die Reise um das Menschenherz, und das hat überall denselben Schlag.“

Das Menschenherz! — Das Wort wirkte auf den Riedesch wie auf den Felsen der Hammerstreich, der

die Quelle befreit, die unter Druck im Gestein stand und nun strömend fliesst. „Es dreht sich,“ sagte er, während eine Helligkeit sein Gesicht überstrahlte, „täglich einmal um sich selbst und einmal in seinem Leben um Gott. Wo es da angekommen ist, bleibt es auch im Tode stehen.“ Er hatte in der letzten Zeit oft und viel gerade über dieses Thema nachgedacht, und er hatte sich auf dieses kosmische Bild festgelegt, das ihm umso besser gefiel, als es an die grossen Gesetze vom Kreisen der Welten gemahnte, die er, wenn er sie auch nicht recht verstand, doch mit ehrfurchtgebietender Macht über sich fühlte.

Herr Beyl sah ihm mit einer stillen Freude in die Augen. Das Bild passte zu dem Mann, der, selbst ein markiger Stein in der Schöpfung, sich fügsam ihren grossen Gesetzen hingab. — Und doch! Schlag er ihm, indem er sich so auslieferte, nicht eine Brücke zu dem Ufer, an das er, Beyl, gelangen wollte? Er freute sich in diesem Erkennen, und ein heller Schein legte sich auf sein Gesicht, während er lächelnd fragte:

„Wo steht denn unser Herz, Riedesch?“

So kurz es auch gewesen war, der Herrchen hatte das listige Aufleuchten in den Augen des Pfarrers gemerkt, und das angeborene bäuerliche Misstrauen erwachte in ihm. „Es wäre vermessen,“ sagte er, einer bestimmten Antwort ausweichend, „das sagen zu wollen; doch ich hoffe, nicht zu weit von Gott, wenn es genügt, dass man die Gebote hält.“

„Sie vergessen, dass zu den Geboten auch noch die Liebe kommt,“ mahnte leise der Pfarrer, sein Schäflein mit sanftem Druck auf den Weg zu schiebend, auf dem er es haben wollte. „Es steht in den Schriften: Und redetet ihr die Sprache der Engel, hättet die Liebe aber nicht, so wäret ihr nur tönendes Erz!“

Der Herrchen sah den Pfarrer eine Weile prüfend

an, suchte die Maske scherzender Gutmütigkeit, die er sich vorhielt, zu durchbrechen, um zu sehen, welcher Ernst dahinter stand. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht in einem aufleuchtenden Verstehen, und es spielte ein schalkhaftes Lächeln um seinen Mund. Er hatte die Versuchung, das Spiel seines Mahners durch ein geschicktes Gegenspiel zu durchkreuzen, gab jedoch rasch dieses Vorhaben auf, weil es dem Respekt, den er für Herrn Beyl hatte, zuwider war, und auch, weil es als Mangel an Mut gedacht werden könnte. So stellte er sich mit einer freundlichen, aber entschlossenen Offenheit zum Kampf:

„Ich weiss schon, wo Sie hinauswollen, Herr Beyl! Sie wollen die Orgel wieder zur Sprache bringen. Aber ich bemerke Ihnen von vornherein, dass da alles umsonst ist. Sie könnten sich sonst falsche Hoffnungen machen!“

„Sie wollten doch selbst mit mir über die letzten Dinge des Menschen reden“, entgegnete Herr Beyl, sich mühend, den heiter-ernsten Ton zu treffen, mit dem der Herrchen ihn begrüsst hatte.

Der Riedesch liebte diese Art des Gespräches, wo unter dem Heitern das Ernste mitlief, und er antwortete in demselben Tone:

„Es gehört vieles ins Gericht, und ich habe, seit ich auf diesem Bett liege, oft an die letzten Dinge des Menschen gedacht, an Tod, Gericht, Himmel und Hölle. Es ist keine Schuld auf mir, wenigstens keine schwere, bis auf dieses mit den François. Das ist jedoch, da sie es sind, die den Frieden gebrochen haben, nicht meine Schuld, sondern die ihrige!“

Herr Beyl hörte diese Worte, die er, wenn sie aus einem anderen Munde gekommen wären, überheblich gefunden und gerügt hätte, mit einer ruhigen Heiterkeit an, weil sie mit so naiver und vertrauender

Unschuld gesprochen waren. Trotzdem war es angebracht, dass er dem Mann seine irrige Auffassung von dem Begriffe der Schuld vorhielt und ihn zu grösserer Demut zurückführte. „Es gibt Schuld und Schuld,“ sagte er, seine Augen mit wohlmeinender Güte füllend, um das, was er zu sagen hatte, weniger hart scheinen zu lassen, „und gewiss ist dieses keine Sünde wie Diebstahl und Totschlag. Doch Schuld ist auch da, wo Mangel an Ueberwindung ist. Und diese Schuld kann grösser werden als jede andere. Ich nehme gerne an, dass es Ihnen nicht schwer fällt, ehrlich zu sein, hingegen fällt es Ihnen wohl recht schwer, die François zu lieben!“

Das blosse Wort Liebe in Verbindung mit diesem verhassten Namen trieb dem Herrchen eine Blutwelle in den Kopf. „Allerdings, und mit Recht,“ trumpfte er, durch die Heftigkeit der Gefühle hingerissen, den Pfarrer in verbissenem Trotz ab, das Wort wie eine Geissel schwingend.

„Mit Recht?!“ Herr Beyl zog zweifelnd die Brauen hoch, durch kurzes, mit Wissen beladenes Schweigen den Riedesch zur Ueberholung seines Urteils mahnend. Dann sagte er mit langsamem Bedacht, die Augen klein machend, um anzudeuten, dass er nicht alles enthüllen durfte, was er wusste:

„Sie bilden sich vielleicht nur ein, dass der Monsieur François immer so gegen Sie gewesen sei. Auf jeden Fall dachte er bei der Stiftung der Orgel an ganz anderes, als Sie zu ärgern; dafür gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!“

Die Bestimmtheit, mit welcher der Pfarrer sprach, machte den Herrchen stutzig. Er überlegte eine Weile, ob er nicht denn doch im Unrecht sei, so von den François zu denken, wie er von ihnen dachte. — Nein, nein! er war im rechten, denn wo er auch hin-

sah, es türmten sich überall vor ihm nur Berge von Unrecht auf, das er erlitten; sie nahmen ihm jede Sicht in eine freundliche Ferne. Freilich, von all diesem Unrecht zu sprechen, dazu war er zu stolz; die Klagen wären ebenso viele Demütigungen für ihn gewesen, und so begnügte er sich mit einer allgemeinen, dafür um so leidenschaftlicher vorgetragenen Anklage:

„Es ist immer alles bei ihnen berechnet und auf irgend eine Bosheit gerichtet, und der alte Monsieur François ist falsch vom Kopf bis zu den Füßen, wie der Name falsch ist, den er trägt. Und der Sohn, der Monsieur Raymond! Doch am besten spricht man nicht von dem, man könnte in die sündhafte Versuchung kommen, sich zu freuen, dass er so ist, wie er ist! Nur, weshalb sind Sie so darauf aus, diese leidigen Begebenheiten wieder aufzurufen? Ich hätte das alles so gern in Ruhe gelassen!“

„Das denke ich mir“, sagte Herr Beyl gelassen, durch eine betonte Ruhe die Aufregung des Riedesch dämpfend! aber es ist besser, dass wir uns einmal richtig darüber aussprechen, auch wegen meiner.“ Und lächelnd fügte er hinzu:

„Ich glaube nämlich, dass Sie auch mir gram sind!“

Die Züge des Riedesch entspannten sich, um sich in einem friedlichen, von Würde getragenen Ernst festzumachen:

„Ihnen?! In der ersten Zeit wohl; doch dann habe ich es Ihnen nachgesehen. Sie empfinden das alles ja nicht so wie ich, und es ist ja auch wohl Ihre Pflicht, die Kirche und den Dienst so schön zu machen wie möglich. Da durften Sie denn wohl dieses Geschenk nicht ausschlagen. Sie sind eben mehr für das Lob Gottes als für die Ehre des Menschen!“

Diese gütig nachsichtige und im Grunde doch harte Beurteilung des Geschehenen, die einer Verurteilung

recht nahe kam, trieb Herrn Beyl eine Röthe ins Gesicht. „Sie irren sich“ entgegnete er, „wenn Sie annehmen, dass Ihre Ehre mir nicht am Herzen liegt oder lag. Ich habe mich lange gegen die Orgel gewehrt, eben aus Rücksicht auf Sie und Ihr Haus, obschon ich ein Recht hatte, das nicht zu beachten, was ich wusste. Und dann bin ich auch jetzt noch der Meinung, dass der Gottesdienst nichts dabei gewonnen hat, genau so wie Sie.“

„Aber dann?!“ — Der Herrchen sah den Pfarrer in einem heillosen Staunen an.

„Sie haben sich geirrt“, sagte Herr Beyl mit ruhiger Bestimmtheit und nahm sein Gegenüber fest in die Augen: „Sie hatten an dem Monsieur François eher einen Bewunderer als einen Neider!“

Der Riedesch schüttelte als Antwort nur den Kopf. Für eine solche Ungeheuerlichkeit gab es kein Wort. Es spielte ein Lächeln um seinen Mund, überlegen und nachsichtig zugleich: Mitleid über solch rührende Einfalt, wie der Pfarrer sie zeigte. Es war nicht darüber zu sprechen.

„Und doch ist es so, wie ich sage“, beteuerte Herr Beyl. „Sie dürfen mir glauben, dass es nur die ernstesten Gründe waren, die mich bestimmten, die Orgel anzunehmen. Es gibt ja so viele Dinge, die den Menschen dazu treiben können, ein gutes Werk zu tun: geheimes Leid, eine Krankheit, ein Fehler, der wieder gut gemacht werden soll. Was wissen Sie schliesslich von seinem Leben, da er allzeit verschlossen war? Sie brauchen nur damit aufzuhören, alles, was den Monsieur François und Sie angeht, aus dem engen Winkel einer persönlichen Feindschaft anzusehen, und Sie werden in der Stiftung der Orgel keine Herausforderung mehr zu suchen brauchen.“

Da richtete sich der Herrchen, alle Selbstbeherr-

schung verlierend, aufrecht im Bette auf, und es blitzte in seinen Augen ein ungebändigter Zorn:

„Aber warum mussten es denn, wenn er nun einmal, wie Sie sagen, glaubte, Gutes tun zu müssen, immer nur solche Werke sein, die eine Spitze gegen mich, gegen uns hier auf Riedesch hatten? Erst die Kinder des Fränzchens aufnehmen, obschon er wusste, dass wir alles daran setzten, sie wegzubekommen! Wären sie nicht ebensogut in irgend einem Spital untergekommen? Und nun der Streich mit der Orgel, auf die er auch noch, um das Mass seiner Niedertracht voll zu machen, den blinden Johannes gebracht hat, damit er mit jedem Ton, den er spielt, die Erinnerung an jene unglückselige Schleusennacht wieder wach rufe! Was Sie auch immer zu seiner Reinwaschung vorbringen mögen: ich behaupte, dass es die lauterste, purste Bosheit ist, die ihn bewogen hat, das alles zu tun. Schon als Kind taugte er nichts, denn Sie müssen wissen, dass wir uns schon als Kinder gekannt haben. Ich hatte da ein paar Tauben zum Geschenk erhalten, ein paar wunderschöne Tierchen, und diese Tauben waren mein Alles und mein Glück; ich liebte sie wie mein Leben. Die erwürgte er mir aus Neid! Und das ist der Leitstern seines Lebens geworden: der Neid, und alles, was er tut, tut er aus Neid!“

„Das Leben stumpft auch manchen Dorn ab,“ mahnte der Pfarrer ernst, „und es führt manchen weit von seiner Kindheit ab, Riedesch. Und was im besondern den Monsieur François angeht, so muss ich gestehen, dass auch ich ihn lange falsch beurteilt habe. Nun aber, da ich ihn besser kenne, ist es meine Pflicht, ein Wort für ihn einzulegen, und ich hätte es schon lange getan, wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte; aber Sie sind mir immer ausgewichen!“

Statt irgend eine Rührung zu zeigen, sah der

Herrchen den Pfarrer nur mit einem Spotte an, den der Respekt, den er ihm schuldete, kaum noch in einer dezenten Grenze hielt:

„Man möchte glauben, Sie hätten ihm ins Herz gesehen!“

„Ja, das habe ich“, sagte der Pfarrer ernst, „und es sieht nicht darin aus, wie Sie meinen. Und Sie dürfen mir auch auf mein Ehrenwort glauben, dass die Beweggründe, die ihn trieben, nicht die sind, die Sie meinen, wenn ich Ihnen sie auch nicht sagen darf. — Wenn ich aber,“ fügte er dann hinzu, und suchte durch seine hellen Brillengläser dem Herrchen bis in die Seele zu sehen, „so darauf bestehe, Sie mit dem Monsieur François auszusöhnen, so ist es wegen Ihrer; denn es wäre mein sehnlichster Wunsch, dass Sie vor Ihrem Tode, wann auch immer er eintreten mag, allen Groll aus Ihrem Herzen tilgten, und dass Sie ganz hell vor Gott träten. Sie wissen nicht, wie hoch ich von Ihnen denke!“

Der Riedesch überlegte eine Weile. Dieser Ueberschwang des Pfarrers, der so sehr im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Zurückhaltung stand, beunruhigte ihn und drohte, seine Selbstsicherheit zu zerstören. Hatte er doch vielleicht Unrecht und war er zu hart gegen das alte Spinnbein? — In seiner Unentschlossenheit sah er zum Abtbild auf, um sich dort Rats zu holen. Aber auf den strengen Zügen des hohen Kirchenfürsten stand nur gedrängter, abweisender Wille, ohne Erbarmen.

Das gab auch ihm seine Sicherheit wieder, und langsam sagte er, die Augen noch immer auf dem Bild, mit harter Entschlossenheit:

„Ich versichere Ihnen, dass kein Groll in mir ist in dem Sinne, dass ich ihm Böses wünsche. Aber, selbst wenn Sie mich überzeugt hätten, dass ich falsch

sehe: die öffentliche Meinung ist da, und über die sind wir beide nicht Herr. Auf jeden Fall ist dieses mein letzter Wunsch, und es freut mich, dass Sie mir die Gelegenheit gegeben haben, Ihnen denselben persönlich auszudrücken: die Orgel soll bei meinem Leichendienst nicht gespielt werden, wenn Sie wollen, dass ich im Grabe meiner Väter beigesetzt werde. Uebrigens,“ fügte er dann, als er des Pfarrers Augen sich in der Trauer über seine Verstocktheit verdunkeln sah, in milderem Tone hinzu, wobei er sich jedoch eines maliziösen Lächelns nicht erwehren konnte, „ich liebe ja auch die Orgel aus dem andern Grunde nicht; so mögen Sie es von dieser Seite nehmen, und Ihr Gewissen wird ruhig bleiben können.“

Der Pfarrer sah die Zwecklosigkeit jeder weiteren Bemühung ein. Es war zu schwer, solch hartes Holz zu biegen. So antwortete er auf die ironische Ausflucht des Riedesch nur mit einem Lächeln, dessen Natur er unbestimmt liess, und suchte das Gespräch auf ein anderes, weniger dorniges Gebiet zu bringen:

„Nun, Sie haben ja auch noch Zeit zum Ueberlegen. Doch während unseres Streites habe ich gänzlich vergessen zu fragen, wie es Ihnen eigentlich geht. Eine bestimmte Krankheit haben Sie wohl nicht?“

Der Herrchen atmete befreit auf, als die Rede von der Orgel abkam. Er sprach lieber von dem Tode als von all diesen Dingen, die eine schwere Vergangenheit aufrührten. Und nun erzählte er mit redseliger Weiterschweifigkeit und umständlicher Genauigkeit, bei den ersten Erscheinungssymptomen anfangend, von jenem geheimnisvollen Kräfteschwund, der ihn langsam, aber sicher, dem Tode zuführte.

Herr Beyl redete sich seinerseits in einer leichten Plauderei fort von dem unliebsamen Thema, über das sie sich nicht hatten einigen können, erzählte von seinen

Reisen durch die Wüsten, in denen es Manna geregnet hatte, und von dem Aufstieg auf den Berg Sinai fern über dem roten Meer, und der Riedescherrchen folgte ihm mit leuchtenden Augen. Er hörte immer gern von Reisen erzählen, insbesondere aber, wenn sie in so heiliges Land führten. Ob denn auch noch immer der Dornbusch da sei, fragte er mit naiver Unbefangenheit, vor dem Moses seine Sandalen von den Füßen gezogen hatte; denn ihm schien dieser Berg, auf dem Gott unter Donner und Blitz der Welt sein Gesetz gegeben hatte, ebenso heilig wie dem Moses, und er glaubte, Gott müsse daran ein Wunder tun und ihn in alle Ewigkeit so erhalten, wie er bei der Ueberreichung der Gesetzestafeln gewesen war.

Da lächelte Herr Beyl fein: er dürfe sich das nicht vorstellen wie irgend einen waldbewachsenen Knapp hierzulande; es sei ein Hochgebirge, mit vielen Gipfeln, und es sei wohl schwer, gerade den auszufinden, auf dem Moses gestanden, und sie seien auch durchgängig aus kahlem Gestein getürmt. Dann reichte er ihm die Hand zum Abschied.

Der Herrchen schien sich erst aus einer fernen Betrachtung frei zu machen, ehe er den Handdruck erwiderte. Es wollte ihm nicht recht gefallen, dass er seine Vorstellung vom Sinai ändern musste und dass etwas an diesen grossen Dingen, die an die Ewigkeit rührten, anders sein konnte, als er sich es gedacht. Dann aber tat er es mit um so grösserer Wärme; denn er wollte trotz allem dem Pfarrer seinen Dank für den Besuch bezeugen. „Nur,“ beschwor er ihn erneut, das andere bleibt: die Orgel wird bei meinem Tode nicht gespielt!“ und seine Augen baten heiss um ein Versprechen.

„Nicht, wenn Sie nicht wollen“, versicherte der Pfarrer mit bewegtem Ernst. „Der Monsieur François hat

seinen Willen gehabt. Sie sollen nicht weniger den Ihrigen haben!“ Durch den Ton seiner Stimme gab er zu erkennen, wie weit er ihn trotz allem über den Monsieur François stellte . . .

Herr Beyl ging mit einem seltsamen Gemisch von Gefühlen die Strasse wieder hinauf, die er vor kurzem herabgekommen war. Bedrückte ihn auch der Gedanke, dass er als Sendbote des Friedens das Versöhnungswerk an dem Riedesch nicht hatte vollbringen können, so wusste er doch nicht recht, ob nicht die Ergriffenheit über die unbeugsame Willensstärke dieses Mannes nicht noch tiefer in ihm war als die Trauer über den misslungenen Vermittlungsversuch. Durch Welten von ihm getrennt, fühlte er sich doch seltsam zu ihm hingezogen, und er hatte das Empfinden, dass er gerne an der Seite eines solchen Mannes in die Ewigkeit hineinschritte, sich gern in seiner Nachbarschaft zur ewigen Ruhe niederlegte. In den stillen, leuchtenden Herbstglanz hineinschreitend, fühlte er sich seltsam entschwert, so als ob seine Seele in den zitternden Sonnenglanz hineinfliegen wollte und das alte dürre Gerüst der Knochen mit hinaushöbe in dieses stille Leuchten . . .

Es war wie eine Sehnsucht nach Ruhe und Tod, die leise an ihm zog . . .

Doch nein, nein! Aufrecht im Berge des Herrn, bis er selbst das Ruheglöcklein läutete!

Und die Lippen blau, das Herz in pochendem Aufruhr, schritt Herr Aegidius Beyl aufrecht durch den heimatlichen Herbst:

„Bis du dein Ruheglöcklein läutest, o Herr; dann lege mich in die Erde meiner Heimat und zu solchen Menschen!“

Glasklar floss die Sinz mit herbstlich leisem Rauschen durch die kahlen Wiesen, die von dem violetten Schimmern der ungezählten Herbstzeitlosen duftig überhaucht waren. Eine sonnig durchwärmte Luft füllte das Tal, an dessen nördlichem Saum die langezogenen Schlosswälder in der stummen Andacht ihrer entzündeten Wipfel stille in einen glühenden Farbentod hineinbrannten. Wo ein Rauch zu sehen war, stieg er als Säule lotrecht auf und verhauchte sich langsam in die weissblaue Himmelstiefe.

Sanftes Abgleiten in Ruhe und Tod! Ein Maler hätte keine stimmungsvollere Vorlage finden können für ein Herbstbild. Er hätte, wäre er ein Ortsunkundiger gewesen, an seiner Staffelei träumen mögen von dem sanften Lichtzauber, der befriedend die Menschen, die dieses glückliche Tal bewohnten, durchdringen und die Stille in sie hineinlegen musste wie einen grossen, ruhigen Traum.

Doch die Ruhe war nur über dem Tal, nicht über den Menschen.

Der Riedesch war gestorben; die Glocken hatten geläutet wie bei jedem andern Toten, aber es hatte keine Orgel gespielt.

Es waren Minuten voll der gespanntesten Erwartung gewesen, als Herr Beyl den Sarg segnete, ehe der tote Herrchen zu Grabe fuhr. So stille war es gewesen, dass man die letzten, leisesten Tröpfchen auf das Laub der Kränze hatte fallen hören. — Würde die Orgel spielen? Der Pfarrer war in der Todesstunde bei ihm gewesen. Hatte er ihn umgebogen? Oder war er im Trotz gestorben und hatte es mit ins Gericht genommen?

Er hatte es mit in die Ewigkeit genommen, direkt vor Gottes Thron.

Nun war das Dorf tief aufgewühlt. Die einen, die nur tapfer mit dem Munde waren, prahlten mit der Stärke des Toten, als sei es ihre eigene gewesen, und tranken sich ihm zu Ehren Rausch um Rausch an. Andere, die in sich dieselbe Kraft und denselben Mut fühlten und vor ihrer eigenen Entschlossenheit zitterten, sprachen für ihn die heissesten Gebete, damit Gott ihm verzeihe und ihnen selbst gnädig sei, wenn sie über einen Stein nicht hinweg kommen sollten wie er. Wieder andere, die Friedensstörer und Streitmacher, schürten den alten Hass zwischen den beiden Häusern zu heller Glut.

So füllte sich das Tal mit Unruhe. Die Vergangenheit wurde rücksichtslos aufgerissen, die Schleusenbilder abends im Schummern an dämmerige Wände gemalt, wo sie sich im geisternden Flammenspielen der Herdfeuer zu höllischen Phantasmagorien auswuchsen.

Gierig nahmen die Kleinen die Bilder in sich auf, trugen sie mit fort in Traum und Spiel, so dass die Tage von ihnen voll wurden und die Nächte von ihrem Schein unheimlich wiederleuchteten.

Zwischen Widderbach und Sinz eingeklemmt, lagen die Riedesch-Wiesen, so genannt, weil sie samt und sonders den Riedesch gehörten. Es war acht Tage nach dem Tode des alten Riedesch, und der Tag, an dem nach altem Flurrechte die Wiesen zur Gemeinweide freigegeben werden mussten. So kam es, dass zu der Herde des Riedesch, die bisher allein in diesem Bering geweidet hatte, eine Reihe anderer, kleinerer Herden stiessen, da hier das Gras besonders zart war, und bald wimmelte es dort von buntscheckigem, rotgeblühtem Vieh. Die Kinder spielten am Rande des Baches, der, mit einem dichten Gewebe

von Wasserpflanzen verfilzt, langsam der Sinz zufloss. Die Buben fischten nach Stechlingen und Grundeln, von denen der Bach voll war, indem sie ganze Grasbüschel mit den Wurzeln ausrissen und dann die darin zappelnden Fischlein ausluden, um sie in einem kleinen Staubecken zu späterer Verwendung aufzubewahren. Die Mädchen hüteten die Vesperkörbe mit dem Essen und flochten aus Binsen Körbchen und Stühlchen für ihre Puppenkinder. Da warf der Bismarck, mit einer Handvoll Schlick, einen toten Frosch ans Ufer. — Der Bismarck war ein Bastardkind. Ein deutscher Rossknecht war auf einer Stromerfahrt durchs Land sein Vater geworden. Die Mutter, ein physisch schwaches und geistig beschränktes Geschöpf, war bei der Geburt des Kleinen, der unmenschlich gross und stark zur Welt gekommen war, eingegangen, und ein kinderloses Tagelöhnerpaar hatte gegen einen geringen Entgelt die Erziehung des Balgs übernommen.

Es erwies sich, als er heranwuchs, dass er störrischen und unbändigen Wesens war. Offensichtlich hatte die Berufsbeschäftigung des Vaters auf den Jungen eingewirkt. Er hatte einen deutlich geformten Pferdekopf, die charakteristischen Breitzähne der Pferde und eine Mähne von einem schmutzigen Rosssfalb. Er biss, wieherte, schlug aus wie eine Stute; sogar Wind schluckte er und koppte wie ein Krippenbeisser. Man nannte ihn deshalb allgemein „den Hengst“; doch schien dieser Name auf die Dauer zu tierisch plump, zu sehr ohne Witz. So kam es, dass nach einem wütenden Ausfall, den einst ein fremder Prediger gegen den Kulturkämpfer Bismarck gemacht hatte, man den wilden Gesellen, in Hinsicht auf seine deutsche Abstammung und seine teuflisch wilde Natur, in „Bismarck“ umtaufte. Das gab dazu noch die Möglichkeit, in neckischer Böswilligkeit die Nachbarn jenseits der

Mosel zu streifen, mit denen man reichlich nach dem Grundsatz zu leben schien, dass sich neckt, was sich liebt.

„Ein toter Frosch!“ Der Bismarck schrie es laut und schleuderte eine hässliche, weiss gedunsene Froschleiche, sie an den gespreizten Zehen eines Schenkels fassend, mitten in den Kreis der Mädchen, dass sie quietschend auseinander stoben. Das war der Beginn einer wilden Jagd. Die Buben machten sich über das hässliche Aas her und hetzten damit die Mädchen, bis diese, aufs äusserste getrieben, sich zur Wehr setzten und blindlings mit ihren Hütestöcken auf ihre wilden Verfolger einschlugen, wo es gerade hintraf, auch mitten ins Gesicht.

Vor solcher Raserei machten dann die Buben halt, da das Ganze doch ein Spiel bleiben sollte, und bewegten sich in wildem Kannibalentanz wieder der Lagerstätte zu.

Schon hatte der Bismarck einen neuen Skandal ersonnen: „Begraben! Begraben!“ Der Frosch müsse begraben werden wie der tote Riedesch, schrie er und wieherte wie ein Ross.

„Ja, begraben, begraben!“ Der Vorschlag fand heulenden Beifall. Das konnte einen Spass geben, da der Riedesch-Weisse — so wurde der Milli wegen der Farbe seiner Haare genannt — auch dabei war. Das Begräbnis seines Grossvaters war zu protzig, zu stolz gewesen. Dafür sollte der Kleine gedemütigt werden mit diesem toten Aas.

Flugs wurde mit Messer und Stock ein Loch in den weichen Wiesengrund gemeisselt, aus Binsen eine Bahre geflochten. Stock über Stock, das Kreuz ist fertig. Ein Stück Zeitungspapier an einem Stecken bildet die Fahne.

Feierlich setzt sich der Zug in Bewegung:

„Dies irae, dies illa,
Solvat saeculum in favilla . . .“

Die Froschleiche verwandelt sich in den toten Riedesch. Das Spiel ist nicht mehr Spiel, ist blutiger Hohn, geile Herausforderung . . .

Doch nun hält der Bismarck den Zug mit einem gebieterischen Fahnenschwenken an:

„Halt! wir haben die Orgel vergessen; wir müssen eine Orgel haben.“

„Ja, ja, eine Orgel!“ schrie es wild durcheinander, und höhnisch herausfordernde Blicke stachen auf den kleinen Weissen ein.

Der Spieler war rasch gefunden: der kleine Theodor, der Bruder des Johannes. Sie stiessen ihn vor:

„Du musst die Orgel spielen!“

„Und es wird nicht gespielt!“ Bleich vor Zorn sprang der Riedesch-Weisse vor die Schreier, Trotz vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Bismarck schob ihn, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, beiseite, riss ein Lischenblatt aus dem Graben und steckte es dem kleinen Brandt zwischen die Lippen:

„Nun blas!“

Der Kleine blies mit Todesmut. Er hätte ja auch alles andere gemacht, er wäre ins Wasser gesprungen oder hätte sich in die Luft gesprengt, um seine Vollwertigkeit zu beweisen und bei den Spielen mit voran genommen zu werden, statt dass er als nicht vollwertig galt und, als Findelkind, schutz- und rechtlos, überall beiseite geschoben wurde. Nun brauchte er nur auf dieser Lische zu blasen, und er blies, dass es gellend schrillte . . .

Da stellte sich der Weisse mit geballten Fäusten vor ihn:

„Lass das Blasen!“ Sein Gesicht war ohne Blut.

Das alte Spiel war vergessen; dafür bereitete sich ein neues, fesselnderes vor: ein Kampf, eine Balgerei...

Die Buben hetzten den kleinen Brandt mit ermunternden Zurufen, und er blies, die höchste Leistung aus sich herausholend, mit solcher Gewalt, dass ihm die Adern auf der Stirn quollen und das Lischenblatt missliebzig quäkte wie ein Hohnruf.

Da sprang der Weisse mit gesenktem Kopf auf ihn ein und rannte ihn nieder . . .

So furchtsam und zurückhaltend der kleine Brandt als Verstossener auch sonst war, er hatte heute Löwenmut und er war entschlossen, wenn es das Aeusserste gelten sollte, zu siegen oder zu sterben; denn er musste sich der Auszeichnung, die ihm zuteil geworden war, würdig erweisen. Zudem durfte er erwarten, dass jene, die ihn so gegen den Riedesch gestellt hatten, ihm im schlimmsten Falle beistehen würden, und auch diese Aussicht mehrte seine Kampfeslust. So kam es zu einer wilden Rauferei, die jedoch nicht lange unentschieden blieb. Der Weisse, gewichtiger und von kräftigerem Bau, bekam seinen Gegner unter und drosch, rittlings auf ihm sitzend, mit seinen beiden Fäusten hart auf ihn nieder.

Der Kleine litt die Schläge ohne Laut. Es war wohl noch nicht an der Zeit, dass Hilfe kam. Vielleicht musste er sich dieselbe auch erst durch tapferes Aushalten verdienen. Nun, da wollte er stark sein bis zum letzten! Und, die Zähne fest aufeinander gepresst, liess er sich schlagen.

Es war aber nicht, weil er es nicht verdient hätte, dass niemand ihm Hilfe brachte; im Gegenteil, es war das allgemeine Empfinden, dass er sich heldenhaft gewehrt hatte. Aber weshalb ein Schauspiel kürzen, das so anregend war wie dieses? Es rührte sich auch noch keine Hand, als der Weisse seine Faust mit

seinem Taschenmesser bewehrte, um sie härter zum Schlage zu machen. Ja, das schien nun erst ein richtiger Kampf zu werden, und wenn es Wunden geben sollte: es war ja nur der kleine Brandt, der Sohn des Fränzchens! Und was lag an dem?

Der erste Messerhieb ging hart auf die Stirn Theodors, ein blutunterlaufenes Blau schlagend . . .

Der Kleine wimmerte leise auf; dieses Mal gingen seine Augen hilfesuchend in die Runde. — Nirgends ein Mitleid, ein Erbarmen! — In diesem Augenblick litt er die bitterste aller Qualen, die Qual des enttäuschten Vertrauens, des einsamen Verlassenseins in der grössten Not, und verzweifelnd brach sein Mut.

Der Weisse hob unbarmherzig den Arm zu noch härterem, unerbittlicherem Schlag.

In dem Augenblick jedoch, wo die Faust sich senkte, riss es ihn an den Ohren, dass ihm der ganze Kopf sang, und er lag rücklings auf der Wiese, Arme und Beine hoch.

Neben ihm stand zornfunkelnd die kleine Adelheid, die Tochter des weissen Herzogs. Es war nicht nur das Mitleid mit dem Geschlagenen, das sie bewog, einzugreifen; sie glaubte sich auch als kleine François verpflichtet, für die Kinder des Fränzchens gegen die Riedesch zu streiten:

„Du Schinder! Willst du das Messer wegtun!“

Den neuen Feind erkennen, aufspringen und ihn anrennen war für den Weissen eins und dasselbe. Doch Adelheid, flink wie ein Reh, sprang beiseite, und er plumpste, über sein Ziel hinaus schnellend, mitten in den Graben hinein . . .

Nur mühsam arbeitete er sich, von dem aufspritzenden Wasser geblendet und dem schallenden Hohngelächter verwirrt, aus dem schmatzenden Schlick und schob, bis an den Bauch durchnässt und grau

vor Wust, heulend den Berg hinan, auf Riedesch zu, allen und jedem furchtbare Rache androhend.

Mit dem Spiel war es nun aus und auch mit der Lust am Zusammensein. Möglich war es ja auch immerhin, dass von Riedesch herunter ein Knecht mit einem Prügel kam, und dann wären sie hier in dem Winkel zwischen den beiden Wasserläufen eingekellt und wie in einer Mausefalle gefangen. So zogen sie in Gruppen und Grüppchen, wie es sich gerade traf, oder wie Freundschaft und Neigung sie miteinander verbanden, fort, das weite Tal mit dem fleckigen Gekupfe ihrer Herden überziehend. Nur einer blieb einsam zurück: der kleine Brandt. Die Willigkeit, mit der er sich zum gefährlichen Lischenspiel hergegeben, der Mut, mit dem er in der Arena vor den Caesaren gekämpft hatte: nichts hatte die Harten beugen können. Keine Gruppe, auch nicht die schäbigste, ärmste, hatte ihn sich anschliessen lassen; er war eben nur ein kleiner „Fränzchen“, und es wollte sich niemand mit seiner Freundschaft belasten. Es muss allerdings auch noch gesagt werden, dass die Kuh, die er hütete, ein durch ein Gewächs verunstaltetes Ungeheuer, das Gespött des ganzen Tales war, das niemand in der Nähe seiner Herde duldete und das er selbst mit Widerwillen austrieb, weil er sich dessen schämte. Er kam jedoch nicht an dieser Hütepflicht vorbei, denn die Kuh gehörte einer armen, kinderlosen Witwe, die den blinden Johannes und ihn betreute und die er Mutter nennen musste.

So stand er allein bei seiner missgestalteten Pinternell und sah betrübt auf das heillose Gewächs, das wie ein gewaltiger, abgerutschter Höcker mitten aus ihrem Leib vorquoll und sie dem Gelächter und der Verachtung preisgab.

Da kam Adelheid, die ihre Herde schon ein gutes

Stück bachaufwärts getrieben hatte, zu ihm zurück, legte ihm freundlich den Arm über die Schulter:

„Willst du nicht mit mir kommen, kleiner Brandt?“
Und ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie ihn mit sich, seine Kuh langsam vorantreibend.

Hätte ein Engel aus dem Himmel ihn berührt, der kleine Brandt hätte nicht seliger beglückt sein können.

Dass Adelheid ihn von dem Weissen befreit hatte, dafür wusste er ihr nur einen halben Dank. Er schämte sich seiner Schwäche. Er hatte auch Grund dazu. Es war gerade diese Adelheid, zu der immer seine Augen mit ehrerbietiger und doch sehnsüchtiger Scheu gingen, wenn er, abgestossen von den andern, seitwärts von den Spielen stehen musste. Wie eine kleine Gottheit stand sie am Rande seines Armenlebens, die Enkelin jener beiden alten François, von denen sein blinder Bruder immer so respektvoll dankbar sprach. Ein Glanz von ihnen fiel auch auf sie. Dazu hatte sie den Namen einer Prinzessin, einer wirklichen Prinzessin mit Leib und Bein, die auf allen Bildern zu sehen war und die einst auf einem Thron sitzen würde.

Schon hundertmal hatte er sich vorgenommen, für sie Heldentaten zu vollbringen, und nun hatte es so kommen müssen, dass sie die Geberin geworden war, und er der Nehmer. — Wie hätte er sich da nicht schämen sollen?!

So ging er eine Weile verschüchtert neben seiner kleinen Göttin, brennend von einem unnennbaren Glück und doch nicht wagend, die Augen zu ihr aufzuschlagen.

Sie redete leise auf ihn ein, [freundlich tröstend, lobte ihn für den im Kampfe bewiesenen Mut, geisselte die Feigheit der Buben, die ihm nicht geholfen, nachdem sie ihn in das Abenteuer des Kampfes hineingetrieben, fand die härtesten Worte für den Weissen, den sie einen Räuber, einen Mörder, einen Schinder

nannte, der dann aber seine verdiente Strafe im Schlick des Grabens gefunden habe; er solle sich ihn nur vorstellen, wie er aus dem Schlamm gekrochen sei, grau und wüst.

Diese Vorstellung erlöste durch das, was sie aufheiternd Komisches und zugleich erfrischend Rachesüßes an sich hatte, den Kleinen von dem Druck, der auf ihm lastete. Er brach in ein kurzes hustendes Lachen aus, das sich jedoch sofort in ein gewaltsames, massloses Schluchzen verwandelte: Erinnerung an all die erlittene Qual der Verstossung, gemischt mit dem unerträglichen Glück der Stunde.

Adelheid stand diesem leidenschaftlichen und so ganz unerwartet gekommenen Tränenausbruch, dessen tiefere und geheime Ursachen zu erkennen sie noch zu jung war, erst fassungslos gegenüber und sah ihm beängstigt zu; dann kamen auch ihr plötzlich Tränen in die Augen, und ihr kleines Herz schwoll ihr wehe in der Brust. Aber es war kein Leid, das diese Tränen auftrieb; es war eher ein Glück, das sie schmerzlich durchströmte und sich zu befreien suchte.

Sie nahm ihr Tüchlein und drückte es, in dem Bedürfnis, ihm etwas Liebes zu tun, beschwichtigend an die Beule, die er vom Messerschlag auf der Stirne trug, rieb, als habe ihre Hand Heilkraft, sachte darüber hin. „Tut es noch weh?“ fragte sie, durch ihre eigenen, stürzenden Tränen lächelnd.

„Nein,“ sagte er tapfer, einen Schluchzer niederwürgend, obschon die Stirn ihn heftig schmerzte. Doch wenn die kleine Mädchenhand auch nicht imstande war, ihm den Schmerz aus der wunden Stirne zu nehmen, sie war mächtig genug, ihm das Leid aus dem bedrängten Herzen heraus- und das Glück hineinzuzaubern. Es flog sogar wie ein freudiger Schein über sein kleines, welkes Zwergengesicht und hellte es freundlich auf.

„Siehst du,“ lachte Adelheid, froh über die glückliche Veränderung, die mit ihm vorging, und knüllte ihr Tüchlein wieder zusammen; „das heilt rasch. — Und nun wollen wir Beeren pflücken!“

Die Wiesen wurden hier von den Feldern durch eine Heckenwildnis getrennt, aus der die roten Mehlbeeren in feurigen Büscheln niederhingen.

Sie brach die schönsten Sträusse aus, jene, die sich unter ihrer roten Last am tiefsten beugten, und er begann, ihrem Beispiel folgend, scheu, die kleineren Zweige zu pflücken.

„Was macht man denn damit?“ fragte er, als er die Hände voll hatte und die Fülle nicht mehr bändigen konnte.

„Nichts!“ lachte sie, „es ist schön.“ Dann breitete sie ihre Ernte vor sich auf den Boden, suchte die Dolden aus, die besonders reich gekörnt und glänzend in der Farbe waren, steckte sich die Kleider voll davon, flocht sie sich ins Haar, hängte sich sie über die Schultern.

Er sah ihr mit einer Andacht und einer Hingabe, die alles andere um ihn versinken liess, zu, wie sie sich schmückte, freute sich, wenn die roten Beeren sie purpurn umperlten, gleich Rubinen in ihrem dunklen Haar glänzten, und er lächelte glücklich.

Nachdem sie sich genügend behängt und durch einige prüfende Blicke an sich hinauf und hinunter die Wirkung des Schmuckes bemessen, nahm sie auch ihn vor, ihn über und über mit den roten Trauben beladend.

Er stand wie ein Brett, obschon ihn die Dornen stachen.

„So“, rief sie munter, als sie fertig war, „jetzt musst du froh sein!“

„Ja!“ sagte er überzeugt und ging steif mit

stur gehaltenem Kopf, in der Angst, seine Rüstung könnte abfallen. Es war ein wunderliches Schauspiel, dieses unbegrenzt alte, verängstigte Zwergengesicht, auf dem alles Leid der Erde geronnen schien, zwischen diesen leuchtenden Beerenperlen, die es mit ihrer freudigen Lust umbrandeten.

„Und jetzt wollen wir ein Lied singen“, rief Adelheid, ihn bei der Hand fassend und ihn mit dem klugen und erfahrenen Ernst gereifter Ueberlegung aufmunternd: „Wenn man froh ist, singt man.“

Sie zog ihn in den Gleichschritt und stimmte mit der hemmungslosen Ungebundenheit einer gänzlich ungeschulten, mehr schreienden als singenden Stimme, aus voller Kehle die Marseillaise an:

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé!
L'étendard sanglant est levé!

Sie hatten unwillkürlich ein flottes Marschtempo eingeschlagen, und die Beeren tanzten im Sonnenschein um sie wie Feuerflammen.

Da sie jedoch nicht mehr als diese ersten Verse des Liedes kannte, wiederholte sie immer wieder dieselben Worte, bis sie ein gutes Stück Weges hinter sich hatten.

Und immer gaben die in herbstlicher Stille friedlich hinsterbenden Hänge das Echo des aufreizenden Liedes wieder:

L'étendard sanglant est levé!

„So!“ sagte sie mit stolzer Zufriedenheit, als sie fertig war, und ihr Gesicht glühte vor feierlicher Erregung: „das singt der Vater immer, wenn er froh ist.“ Dann hängte sie ihm seine Beerentrauben, die von dem

bewegten Marsch durcheinander geschüttelt worden waren, wieder zurecht, damit er festlicher aussehe:

„Nun sing du dein Lied!“

Der Kleine begann, sein kümmerliches Gesichtchen in einem angestregten Stirnrunzeln mit Energie füllend, und bestrebt, seinem Lied einen Heldenton zu geben, wie ihn der Sang seiner kleinen Freundin gehabt hatte, mit übermässig lauter Stimme:

Klagt in Leid das arme Herz,
Schwer bedrückt von Erdschmerz,
Fleh'n zu dir, Maria, wir,
Fleh'n zu dir, Maria, wir!

Adelheid hielt ihn nach der ersten Strophe unwillig an:

„Aber das ist ja kein lustiges Lied, und es lässt sich nicht darauf gehen! Wo hast du denn das her?“

Der Kleine sah sie erschrocken an:

„Von dem Johannes!“

„Weiss denn der keine andern Lieder, keine lustigeren?“

„O doch! Aber dieses singt er am öftesten, und ich kann es auch am besten!“

In den Augen des Kleinen spiegelte sich eine tiefe Not: Trauer darüber, dass sein Liebstes und Tiefstes so unbarmherzig abgewiesen wurde; Furcht, das Missfallen der neuen Freundin erregt zu haben und von ihr wieder verlassen zu werden; die bang aufdämmernde Erkenntnis, dass das Leid sich verschleiern und im sorglosen Freudenkleid vor den Menschen tanzen muss: alles das zusammen, unklar und dumpf empfunden und so weglos versperrt, dass er keinen andern Ausweg fand als ein paar Tränen, die ihm gross und glitzernd in die Augen stiegen.

Diese stumme Sprache der Tränen hielt Adelheid eindringlicher das Weh vor, das ihre Worte geschlagen

hatten, als es auch die bewegtste Klage hätte tun können. Sie begann, obgleich erst Kind, zu errathen, welche Noth den blinden Johannes dieses Lied gelehrt, und sie machte sich, um ihre Härte vergessen zu lassen, weich und sanft:

„Du mußt auch nicht singen, und wir wollen auch die Beeren abtun!“ Es schien ihr unpassend, ihn jetzt, wo sie wusste, wie weh er es im Herzen hatte, zu übertriebener Freude anhalten zu wollen, und so rüstete sie ihn ab und warf auch ihren Plunder fort:

„Und nun wollen wir vespere; das ist auch nicht unangenehm.“

Sie waren unterdessen an die „Heckeneiche“ gekommen. Es war dies ein wild gewachsener, niedriger Eichbaum, dessen dichtes und breites Geäst seinen Kronenschirm weit in die Wiesen hineinspannte, gegen jeden Regen und jede Sonne schützend, während die Hecke selbst, hochgewachsen und dicht wie ein Verhau, jeden Wind abhielt. Es war dies ein beliebter Ruheplatz für die Grasschnitter und Heumacher, die sich dort dauernde Steinsitze zurecht gelegt hatten. Kein Hütekind verfehlte, hier zu vespere, wenn der Zufall des Weidens es um die rechte Stunde in die Nähe dieses Baumes brachte, um so mehr, als man noch über sich das angenehme Schauspiel des schön gezackten Laubes und der schlanken Eicheln hatte, die so putzig glatt in ihren körnigen Nöpfchen sassen. So zog auch Adelheid ihren kleinen Begleiter mit sich auf einen der vielen Steinsitze. „Hast du auch etwas zu essen bei dir?“ fragte sie, ihr Körbchen vor sich stellend und aus einem Tuch ein grosses, weisses Butterbrot wickelnd.

Er verneinte erröthend, wollte auch gar keinen Hunger haben.

„Nun, so teilen wir,“ sagte sie freundlich, brach ihr Butterbrot entzwei und reichte ihm die eine Hälfte hin.

Er wollte nicht annehmen, versicherte wieder, dass er nicht den geringsten Hunger habe. Erst als sie ihn drängte, er müsse essen, damit er stark werde gegen den Emil, liess er sich beugen und ass, mehr aus Stolz, um ein zweites Mal ihrer Hilfe entraten zu können.

Unterdessen weideten die Kühe bedächtig in die „Tümpel“ hinauf. Es ist der Teil der Sinz, in dem kalkige Felsen das Tal beinahe schluchtartig engen. Die Sinz fliesst hier in launigem Lauf, bald singend hell in flacher Rinne über glitzerndes Gestein, bald zieht sie, hinter Weidenbüschen versteckt, bedächtig ihre leisen, schäumenden Kreise durch stille und tiefe Tümpel. Es gibt traumhaft stille Stellen hier, eingeschlossen zwischen Felsen und Erlengebüsch, Stuben der Andacht, in die von hoch oben der Himmel mit blauem Auge hereinsieht, und es betritt sie niemand ohne ein leises Erschauern.

Dorthin folgten die beiden ihren Kühen nach beendigter Vesper. Es war die äusserste Grenze des Sinzener Flurs, und dort begann der Broucher Bann; Brouch hiess nämlich das nächste Taldorf sinzaufwärts, weil da die Wiesen moorig und fäulig waren.

Es war für sie die Fremde, und eine Gegend voll Gefahren; denn in jener Gemarkung gab es oft zwischen den Hütejungen Kämpfe bis aufs Messer und wildes Hundehetzen.

So rückten sie, vorsichtig spähend, und Hand in Hand, vor, immer zu rascher Flucht bereit, Adelheid, die mutigere, voran, und Theodor schüchtern hintendrein.

Und wirklich, Vorsicht war am Platz. Eine dunkle Gestalt wurde hinter einem Weidenstrauch sichtbar, und sie prallten in unwillkürlichem Zurückspringen erschrocken gegeneinander.

Es war, gottlob! nur der Broucher Fritz, und der war nicht zu fürchten. Adelheid kannte ihn. Er war Student in der Missionsschule zu Clairefontaine und hatte schon zu verschiedenen Malen Bücher von ihrem Vater entliehen. Auch der Fritz erkannte sie, und so war die Begegnung eher beruhigend.

Es fand sich dass er gerade bei einer interessanten Beschäftigung war; er baute nämlich Wassermühlen, und es war lustig zu sehen, wie die Räder in der hellen Strömung schnurrten und glitzernde Funken sprühten.

„Gefällt es euch?“ fragte er, als die beiden mit bewundernden Augen, noch halb von der Furcht gebannt, in einiger Entfernung stehen blieben.

Adelheid antwortete mit einem schüchtern verlegenen Ja, während Theodor sich vorsichtig hinter ihr in Deckung hielt. Es war nichts so unberechenbar wie die Fäuste so eines grossen Jungen, wenn sie auch noch so scheinheilig ruhig hingen; deshalb war er auf seiner Hut.

„Du brauchst den Fritz nicht zu fürchten“, flüsterte Adelheid ihm ermutigend zu, obschon ihr selbst das kleine Herz noch ziemlich unruhig schlug.

Der Fritz sah rasch, was die Kleinen plagte, und er warf sich lachend ins Gras.

„Ihr braucht mich doch nicht zu fürchten!“

Ein Mensch, der so bäuchlings im Grase liegt, ist kaum zu fürchten; das verstanden auch die beiden kleinen Sinzener, und sie wurden freier in ihren Bewegungen.

Ob er auch so schöne Wassermühlen bauen könne, fragte der Fritz mit gnädiger Herablassung den kleinen Brandt, der mit leuchtenden Augen auf das glitzernde Funkenspiel der drehenden Lischenräder sah.

„Oh nein,“ gestand er betreten und wich einen

Schritt zurück. Es war jedoch nicht nur die Scham über seine mangelnde Kunstfertigkeit, die ihn zurücktreten liess. Er hatte auch Furcht vor dem Wasser, und diese Furcht war deutlich in seinen Augen zu lesen. Es wurde ihm schwindlig von dem Hineinstarren in die schlangenbucklig bewegte Strömung.

Der Fritz verlachte ihn ob seiner Angst und machte einen Sprung mitten in die Schnelle hinein, wo er sich einen breiten Stein zum Stehen zurecht gelegt hatte, balancierte eine Weile mit übertrieben heftigen Bewegungen, um das Unternehmen gefahrvoller erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit war, bückte sich gefährlich über das pfeilschnell dahinschiessende Wasser und rückte seine äusserste Mühle noch weiter hinaus in die tiefere und raschere Strömung.

Als die Mühle gehörig schnurrte, richtete er sich wieder auf, die Hände noch tropfend vom Wasser und das Gesicht voll Spritzer, sah den Kleinen spöttisch überlegen an:

„Nun, was kannst du denn eigentlich?“

„Hürden flechten!“ war die prompte, von einer freudigen Sicherheit getragene Antwort. Es war dem Kleinen schon lange unerträglich, dass er so ganz hinter dem grossen Jungen da zurückstehen sollte. Er brannte vor Begierde, auch seine Kunst zu zeigen, um seiner kleinen Freundin willen. Sie sollte nur sehen, was er konnte! Daher die freudige Zuversicht und das Strahlen seiner Augen.

Der Fritz sprang wieder ans Ufer zurück, lachte dem Kleinen ins Gesicht:

„Was sollst du Hürden flechten können?! Ein solcher Zwerg!“

„Ich kann es aber“, behauptete der Kleine mit sicherer Entschlossenheit. Wenn ich nur die nötigen Weiden hätte!“ Er richtete seine Augen verlangend

auf einen mächtigen Weidenbusch, dessen schwanke, rötlich zarte Ruten sich in einem breiten Tümpel spiegelten.

„Die sollst du haben!“ Der Fritz schnitt eine Handvoll Ruten aus und warf sie dem Knirps mit spöttischer Herausforderung zu: „Nun zeige deine Kunst!“ Er war sicher, den Prahlhans hereinzulegen. Für den Augenblick begnügte er sich damit, ihn mit anmassender Ueberlegenheit zu mustern; besonders ergötzte er sich an dem kleinen, uralten Zwergengesichtchen, das seinem Träger ein so gar komisch greisenhaftes Aussehen gab.

Theodor machte sich, ohne weiter auf die etwas verletzende Art des grossen Jungen zu achten, mit Eifer ans Werk, wählte die Ruten, sie auf ihre Biegsamkeit prüfend, sorgfältig aus, streifte mit kundigem Griff das Laub ab, rammte die stärksten und geradesten als Stecken in gleichen Abständen fest in den weichen Wiesengrund und begann kunstgerecht und geschickt zu flechten. In dem Willen, es möglichst gut zu machen, vertiefte er sich so in sein Werk, dass er die Welt um sich ganz vergass, und leise, ganz leise, als flüsse die Weise ihm über der Arbeit aus den Fingerspitzen, begann er zu singen:

Weide, liebe Weide,
Füge biegsam dich!
Weide, liebe Weide,
Füg' und biege dich!

Es war kein Lied, sondern nur ein gesprochenener Reim, und mit jeder neuen Rute, die er einflocht, wiederholte er dieselben Worte, aber immer in anderer Weise, bald leiser, bald stärker im Ton, je nach dem Widerstand, den die Rute der Hand bot.

„Was ist denn das für ein kurioses Lied, das du

da singst?“ fragte der Fritz mit spöttischem Lächeln, als die seltsame Strophe zum zweiten Mal anhub.

Der kleine Brandt erschrak. Er hatte gar nicht einmal gemerkt, dass er sang. Errötend gestand er, dass es gar kein Lied sei, aber der Johannes singe es immer; es gehe dann besser mit dem Flechten.

Wer denn dieser Johannes sei, fragte der grosse Junge spitz.

Der kleine Brandt verstummte. Er scheute sich, nachdem der Gesang des Johannes so missfallen hatte, zu sagen, wer er sei.

„Es ist der blinde Johannes, der die Orgel spielt,“ sagte Adelheid, für ihn einspringend, „er flickt auch Körbe.“

Nun war es am Broucher Fritz zu erröten, denn eines Blinden zu spotten, schien ihm doch wenig ritterlich, und, für einen künftigen Apostel der milden Christuslehre gar, erbärmlich. So kehrte er seine Haltung in das gerade Gegenteil um. Er lobte den Gesang überschwenglich und bat, die Strophe noch einmal hören zu dürfen, da sie ihm ein wirkliches Vergnügen gemacht hätte.

Doch das geschehene Unheil war nicht wieder gut zu machen. Die kindliche Unbefangenheit des Kleinen war durch den Spott gebrochen, und, wie sehr er sich auch mühte, dem grossen Jungen zu Willen zu sein, um sich versöhnlich zu zeigen, er brachte keine Harmonie mehr zwischen das Biegen der Ruten und das Auf und Nieder der Weise.

Jetzt erst merkte der Broucher Fritz, welche Verwüstung sein Spott in diesen lauterer Kinderseelen angerichtet hatte, denn auch Adelheid stand traurig und eingeknickt neben ihrem kleinen Freunde. So durfte er sie um keinen Preis zurücklassen, so enttäuscht und ohne einen lichterem Ausblick auf das

Leben. Das wäre ein Verbrechen an ihnen und vielleicht der Beginn einer sündhaften Seelendürre, die er verantworten müsste. Da zog er aus der Tasche einen Missionskalender, den er zur Lektüre bei sich hatte, und begann, den Kleinen Bilder zu zeigen.

Sie sahen erst schüchtern, dann immer freier hin. Es war eine ganz neue, fremde Welt, die vor ihren begeisterten Augen auflebte: Pflanzen und Tiere, wie sie dieselben nie gesehen, Hütten aus Schilf und Rohr, Kinder mit dicken, nackten Bäuchen, alle tintenschwarz, Goetzenbilder mit hässlichen Fratzen, einen grossen, breiten Strom mit Schlamminseln, auf denen riesige Eidechsen in der Sonne schliefen, eine aufgebrochene Hütte, aus der ein Leopard ein Kind forttrug.

Er versah die einzelnen Bilder mit den notwendigen Erklärungen, umspann sie, je nach ihrer Art, mit einem Gewebe von Schönheit oder Grauen, so Wunsch und Furcht in den Herzen der beiden Kleinen weckend. Es waren die beiden Empfindungen, die auch er immer hatte, wenn er in diesen Büchern las, und aus ihnen war jener bange und doch mutige Drang gewachsen, der ihm in stillen Stunden der Betrachtung das Herz schwellte und ihn unwiderstehlich in jene gefährlich schöne Gegenden trieb.

„Und du willst hingehen?“ fragte Adelheid erschüttert. Schrecken und Bewunderung mischte sich in ihren Augen zu einem seltsamen Glanz.

„Ja“, bekannte er mutig. Das gab ihm eine ganz andere Ueberlegenheit als seine Fertigkeit im Mühlenbauen, und es gab eine ganz andere Aussicht auf das Leben. „Es ist eine gewaltige Kulturarbeit da unten zu verrichten, und da will ich mit Hand anlegen,“ sagte er grossartig.

Die beiden Kleinen wussten nun zwar nicht, was Kulturarbeit sei; aber gerade, weil sie es nicht wussten,

schien es ihnen etwas unendlich Schweres und Bedrückendes zu sein. Es beruhigte sie deshalb nicht wenig, dass der Fritz so gross und hoch gewachsen war, denn so schien er imstande, ein tüchtiges Stück Arbeit mitfortzunehmen.

„Und ist es weit bis zu jenen Gegenden?“ fragte Adelheid, das nutzlose Denken aufgebend, und zu den Vorstellungen von den wilden Tieren und den wilden Menschen zurückkehrend.

Der Fritz hatte offenbar auf eine ähnliche Frage gewartet. Er lächelte und wies effektiv mit der Hand nach Süden, wo ein kleines Bachtal einen Ausblick auf einen fernen blauen Himmel gab:

„Denkt euch, es flöge ein Zug von Kranichen da unten durch den blauen Einschnitt am Himmel und dann immer weiter in derselben Richtung. Dann kämen sie über weite Länder bis an eine Kette hoher Berge, die man Alpen nennt und die so hoch sind, dass auf ihren Spitzen ewiger Schnee liegt, dann kommt noch ein grosses Meer und dann erst der Rand von Afrika. Afrika selbst ist wieder tiefer als die Länder und die Berge und das Meer zusammen.“

Die beiden Kinder folgten, beinahe der Erde entschwebend, dieser kühnen Fahrt der ausgestreckten Hand in die fernen Wundergegenden. Das war alles so weit über ihren Fassungskreis hinausgespannt und es stieg so hoch, dass ihnen schwindlig wurde. Und doch fühlten sie, wie es mit einer leisen, aber starken Kraft an ihnen zog. So wie der Wirbel an seinem fernsten Rand zu saugen beginnt.

Der Broucher genoss eine Weile die huldigende Bewunderung und fühlte sich an ihr zu heldenhafter Grösse wachsen. Dann erzählte er von seiner Schule, dem stillen Clairefontaine dort unten an der belgischen Grenze, rings von Wäldern umweht und rauschenden

Quellen durchzogen. Tal der stillen Einsamkeit, in das die Träume niederstiegen; die Pforte, von der aus einsam die Hirten auszogen, die dunklen Herden des afrikanischen Kontinents in den Schafstall Gottes zu sammeln . . .

Nach dieser so glänzend gehaltenen Schilderung, deren rhetorischen Schwung er selbstgefällig bewunderte, glaubte er die beiden Kleinen genugsam von seiner eigenen Bedeutung sowie von der Grösse der Sendung, die seiner wartete, überzeugt zu haben. Er zerstörte noch vorerst seine Mühlen und zog sich dann, umstrahlt vom Glorienschein des Heldentums, zu der Herde zurück, die er hütete.

Adelheid und Theodor sassen noch eine Weile ganz benommen von der Grösse des Erzählten. Ihre Augen hingen fort und fort an dem blauen Himmelsfleck, in den der Kranichzug hineinfliegen sollte, und hinter dem der Weg zu jener furchtbaren und schönen Welt war, von der sie einen Schimmer erhascht hatten.

Nur langsam brachten sie die trauten Laute der Heimat wieder zu sich: das leise Rupfen der weidenden Kühe, das Lispeln des Rieds am Wasserrand, das Surren der Mückenschwärme, die hinter den Büschen im Windschutz standen.

Es war wie ein Erwachen aus einem tiefen Traum, der die angefangene Arbeit unterbrochen hatte. Und langsam begann der kleine Brandt wieder an seiner Hürde zu flechten, nun nicht mehr für den fremden Jungen, sondern für Adelheid!

Und siehe! es ging wieder. Seine Benommenheit war von ihm gewichen, und leise sang es ihm wieder aus den Fingerspitzen:

Weide, liebe Weide,
Füge biegsam dich!
Weide, liebe Weide,
Weide, biege dich!

Es ging dem Abend zu. An den silberigen Blättern der Weidenbüsche zerstäubte das Licht zu sprühenden Funken. Fische sprangen aufklatschend nach einem Flügelgleissen, und ein Wasserhuhn zog, Wasserspinnen jagend, seine stillen Kielfurchen durch den hellen Spiegel des nahen Tümpels.

Theodor flocht und flocht, und Adelheid reichte ihm behilflich die Ruten.

Da läuteten die Abendglocken. Die Dämmerung war stille gekommen wie ein Dieb. Es war Zeit zum Aufbruch.

Den Weg ins Tal hinunter machten sie in beklemmender Stille.

Die Weidenbüsche, die am Tage so freundlich und licht standen, waren in diabolische Spukgestalten verwandelt; das Wasser hatte in der Abendstille fremde, gurgelnde Laute, die nicht mehr seine eigene, singende Stimme waren. Geister waren überall. Und wenn aus einem der geschlossenen Kelche der Herbstzeitlosen, die scharenweise in die Wiesen hineindämmerten, ein Elfchen entschlüpfen und ihnen mit seinem kalten Fingerlein ans Herz rühren konnte, waren sie verloren.

So drückten sie sich furchtsam aneinander und gingen Hand in Hand; und doch wären sie in grosse Aengste gefallen, wenn nicht die Kühe so friedlich ruhig vor ihnen einhergeschritten wären, so gross und zuversichtlich, durch ihren warmen Tiergeruch die Geister der Nacht fernhaltend.

Erst als das Tal sich weitete und die ersten Häuser von Sinzen in Sicht kamen, wuchs ihnen der Mut, und sie wagten es, wieder ihre Stimme laut werden zu lassen. Allerdings sprachen sie nicht von den Bildern ihrer Angst, die noch zu lebendig in ihnen nachwirkten, nicht von den Löwen und Leoparden,

die mit grünlich lichternden Augen durch die dunkelwarmen Nächte Afrikas schleichen, sondern von den schnurrenden Wassermühlen und ihrem glitzernden Funkeln.

Am Wiesenkreuz trennten sich ihre Wege. „Und nun will ich immer deine Freundin sein, kleiner Brandt“, sagte Adelheid, den Kleinen liebevoll an sich ziehend; „willst du?“

„Ja, Adelheid!“ sagte er leise. Es war ein unaussprechliches Glück in ihm; aber er fürchtete, es könnte auffliegen wie ein scheuer Vogel, wenn er zu laut tue.

Die Nacht stand jetzt über dem Tal, und oben am Himmel glänzte in leuchtender Helle der Abendstern.

Adelheid ging stille hinter ihrer Herde. Sie hatte wohl auch früher diesen Stern gesehen, aber ohne dabei etwas Besonderes zu denken; nur dass er lichter sei als die andern, war ihr aufgefallen.

Heute jedoch schien er ihr wie das Auge Gottes, das ihr zufrieden auf das kleine Herz sah.

Und in derselben Stunde sah der kleine Brandt zu demselben Stern auf. Wie jener hell und licht war, heller und lichter als alle anderen, so musste er selbst werden, denn was konnte er seiner kleinen Freundin anders geben als Licht?

Der Wenzel wurde nicht mehr nüchtern. Er war seit drei Wochen ausser Rand und Band, und seine Frau hatte alle Gewalt über ihn verloren.

Der Wenzel gehörte zu Sinzen wie Hecke und dorniger Strauch; er war nicht davon wegzudenken. Wenzel war sein Familienname. Er war wohl irgendein Ueberbleibsel aus der Böhmerzeit; darauf schien auch sein im Lande selten vorkommender Vorname Nepomuk zu deuten. Uebrigens stand dieser Taufname nur im Standes- und Taufregister. Er selbst kannte ihn kaum noch; denn alle, gross und klein, nannten ihn kurzerhand den Wenzel, weil er so war, wie er war: ein richtiger Wenzel. Er war nämlich baumlang und steifstark und schielte mit dem linken Auge, während das rechte, zu starr, immer geradeaus blickte, so, als schiesse er mit ihm auf die Welt.

Seine Behausung stand etwas ausserhalb des Dorfes an dem steinigen Weg, der über die Schlosshänge zum Siechengründchen führte. Dort herrschte über ihn Lisbeth, seine Frau, und lenkte ihn, bald Strenge, bald Milde gebrauchend, wie ein grosses Kind. Nur dann und wann — es schien mit den Gezeiten zusammenzuhängen — kam es über ihn, dass er trinken musste. Die Folge davon war ein Dauerrausch; dann sang er den „Böhmerwald“, bis er vor Heiserkeit nicht mehr konnte. Das dauerte gewöhnlich acht Tage, und darauf gab es sich auch regelmässig mit dem Trinken.

Nur ein einziges Mal in seinem Leben hatte der Wenzel, die klugen Ratschläge seiner Lisbeth in den Wind schlagend, nach seinem eigenen Kopf gehandelt, und es war eine gewaltige Dummheit geworden.

Unterhalb der Schuermühle lag nämlich noch eine zweite Mühle, die alte Zärendsmühle. Sie war etwas höher in den Wiesenhang hinaufgebaut, wohl wegen der Gefahr der Ueberschwemmungen, und das Wasser der Sinz wurde durch einen schmalen, zur Zeit gänzlich verschlammten Kanal hingeleitet. Es war eigentlich nur mehr ein Wrack: brüchiges Gemäuer und ein halb eingestürztes Dach. Am besten erhalten war noch der hohe und schmale Anbau, der das grosse Beutelrad beherbergte, das einst die Kraft hier gegeben und die schweren Steine gedreht hatte. Dieses Rad musste, in Anbetracht seiner riesigen Ausmasse — es war auffallend schmal und erstaunlich hoch — seine Arbeit spielend wie ein Riese gemacht haben. Es war auch nicht sonderlich mitgenommen und lehnte, da eine Mauersenkung die Achse auf der einen Seite aus ihrem Lager gehoben hatte, friedlich geneigt an der Mühlenwand. Ein dünnes Wässerlein, das sich einen Weg durch einen Maulwurfsgang gesucht haben mochte, warf sich, zu Funken zerstiebend, auf die schweren, schwarzglänzenden Eichenbohlen.

Dieses Mühlenrad mit seiner schiefen Hilflosigkeit und seinem weissen Wasserstäuben hatte es dem Wenzel angetan. An den heissen Sommersonntagen, wenn er sonst nichts Rechtes zu tun hatte, konnte er stundenlang dort sitzen und dem Wasser zusehen, wie es unverdrossen auf die dunklen Bohlen niederprasselte, und dachte, wie lustig es wäre, wenn das Rad sich wieder drehte.

Die Mühle gehörte einem Herrn Bernardy aus dem nahen Flecken. Alles umliegende Gelände war von ihm verkauft worden, bis auf den Bau selbst und einen Bering, der etwa so weit reichte wie die fallenden Schatten der Mauern. Es hatte sich kein Liebhaber dafür gefunden, weil das Wrack gänzlich abgetragen

werden musste und in dem durch Gesteinstrümmer verunreinigten Boden nichts als Nesseln gedieh. Das wusste Herr Bernardy, der ein alter Müller und somit ein alter Fuchs war; er wusste aber auch, wie es mit dem Wenzel stand, und wo er ihn nur traf, brachte er die Rede auf die Mühle, die er ein Juwel nannte, und er schürte beständig die Glut, die auf des Wenzel tiefstem Seelengrund gloste.

Die Lisbeth, die das Unheil kommen sah, warnte Tag und Nacht und beschwor ihren Wenzel bei allen Heiligen des Himmels, doch die Finger von dem Dreck zu lassen, als was sie die Mühle, nüchterner und richtiger urteilend, bewertete.

Aber die Romantik überwog in des Wenzel kindischer Seele die klugen Ratschläge seiner Lisbeth, und als er wieder einmal seine Gezeit hinter sich hatte, war auch die Mühle sein mitsamt dem grossen schiefen Rad.

Doch seine Besitzerfreuden wurden rasch getrübt. Kaum war der Handel ruchbar geworden, da meldete sich auch schon die Ortspolizei in der Person des grünjoppigen Försters mit den kupfernen Hirschknöpfen am Wams: Im Namen des Gesetzes! er müsse das Dach abtragen wegen einiger lockerer Balken, die Absturz drohten und eine Gefahr bildeten für die öffentliche Sicherheit.

Der Wenzel regte sich erst gewaltig auf: die Mühle habe schon lange so gestanden, ohne dass ein Hahn danach gekräht hätte, und weshalb sie denn den Herrn Bernardy nicht gezwungen hätten? worauf der Grüne ruhig antwortete, er möge tun, wie er es für gut finde; aber, im Namen des Gesetzes! er sei für jeden Schaden haftbar, der geschehen könne. Auch Lisbeth, seine Frau, hieb mit in dieselbe Kerbe, aus purer Bosheit, um ihm die Sache noch leidiger zu

machen: er sei nicht nur verantwortlich vor den Menschen, sondern auch vor Gott, und wenn jemand durch ihn sein Leben verlöre, von einem sündigen Balken erschlagen, ob er das verantworten könne im jüngsten Gericht?

Das griff dem Wenzel an die Seele. Wenn er sich die Ruhe in der Ewigkeit vorzustellen suchte, dachte er immer an eine Mittagsrast auf dem kühlen Steinboden der Scheune, wenn draussen die Flur in der Julihitze flammte. Es duftete dann so herzhaft nach frischem Heu, das um die Zeit schon eingescheuert war, und von dem luftigen Gespärre hingen die langen Spinnenseile nieder, an denen sich seine Träume in leichtem Wiegen schaukelten. Auf diese Ruhe hätte er nicht gerne verzichtet, und dieselbe ewig zu geniessen, schien ihm der Gipfel aller Seligkeit. So stieg er denn, um seiner Pflicht zu genügen, in Gottes Namen auf das morsche Dach, und zu seinem Aerger kamen noch all die Aengste hinzu, die er ausstand, da alles Holz brüchig und faul war.

Während er noch am Dach herummurkste, kam wieder der grünbejoppte Förster: Im Namen des Gesetzes! er müsse auch noch den Zuleitungskanal zu der Mühle reinigen, da anders das Gelände ringsum ganz versumpfe, ansonsten ihn die Anstösser gerichtlich belangen würden; es sei das eine Charge, die auf der Mühle laste.

Dieses Mal hetzte seine Frau ihn auf, es nicht zu tun; es ersöffe niemand in dem Schlick, und der Schuft, der Bernardy, habe es ja auch so gelassen!

Der Wenzel aber hatte einen heiligen Respekt vor Gesetz und Recht, die beide für ihn nichts anders waren als Zuleitungsgräben zum Grundgefängnis, und die blossе Vorstellung, in einer Zelle eingeschlossen leben zu müssen, trieb ihm den Schweiss auf die

Stirn und gab ihm Angst vor dem Erstickungstod. So fügte er sich ins Unvermeidliche; aber wenn er so, bis an die Knöchel im Schlamm wattend und bis an die Ohren bespritzt, den schmatzenden Unschlitt aus dem Graben schippte, dann gestand er sich selbst in zerknirschter Erkenntnis, dass die Lisbeth recht hatte, wenn sie sagte, er sei dümmer als ein Stierkalb.

Dieses Wrack nun war er auf eine feine Art los geworden. Der alte Monsieur François war nämlich gestorben, und der weisse Herzog, der so die Hand zu neuem Experimentieren frei bekommen, hatte es ihm abgekauft; er hatte sogar einen so hohen Preis bezahlt, dass nach Abrechnung aller Unkosten noch ein rundes Sümmchen als Gewinn für den Wenzel zurückgeblieben war. Deshalb war er seit drei Wochen ausser Rand und Band. Es erfüllte ihn auch mit nicht wenig Stolz, dass nun doch etwas aus seiner Mühle werden sollte, und dem jetzigen Schuermüller konnte er es recht vergönnen, wenn er eine tüchtige Konkurrenz auf den Leib bekam, da er nur Spott für ihn gehabt hatte, als er ihm seinerzeit die Mühle feilbot. Dass aber der Herzog die Mühle wieder in Gang brächte, daran zweifelte er keinen Augenblick.

So war er glücklich wie nur ein Mensch glücklich sein kann, trank, prahlte und sang den „Böhmerwald.“ Es schien kein Ende nehmen zu wollen, und Lisbeth begann sich ernstlich um ihren „Grossen“ zu sorgen. Kluge Nachbarinnen jedoch beruhigten sie: es müsse sich ausbrennen wie ein Feuer, dann gebe es sich von selbst.

So ging es denn auch, und eines Tages, als die Lisbeth am wenigsten daran dachte, brachte ein Bauer aus einem Nachbardorf ihren Grossen auf einer Karre heim.

Es dauerte volle vierundzwanzig Stunden, bis er all den Fusel und all die Säuren wieder herausgearbeitet

hatte, die er in sich aufgenommen. Sie behandelte ihn anfänglich mit der härtesten Härte, so gross war ihre Entrüstung; dann kam schliesslich das Mitleid wieder oben, als sie ihn in so trauriger Hilflosigkeit sah, so hundeelend. Er war doch trotz allem ihr Mann und hatte eine getaufte Christenseele in sich. Und was hätte sie, wenn sie ihn nicht hätte? Und über wen könnte sie herrschen, wenn er nicht mehr da wäre? Aber je grösser ihr Mitleid wurde, und je mehr er zu einem natürlichen Verständnis kam, desto strenger zeigte sie sich äusserlich gegen ihn. Und als er in frisch gewaschenen Kleidern wieder richtig auf einem Stuhl sass, da hielt sie strenges Gericht über ihn: es gebe kein Schwein auf Gottes weitem Erdenrund, das so lästerlich söffe wie er, und wenn er eine andere Frau gehabt hätte, die hätte ihn in seinem Wust liegen lassen statt ihn sauber zu halten; denn er habe sich in den vierundzwanzig Stunden, seitdem er wieder unter seinem Dache sei, aufgeführt wie eine leibhaftige S . . .

Der Wenzel nahm alles willig hin; er wusste, dass es verdient war, und sass wie ein Steinbild unter einem Gewittersturz, das gerade Auge durch das Fenster steif ins Blaue gerichtet. Als jedoch Lisbeth auf den Erlös der Mühle zu sprechen kam und sagte, dass alles hin sei, weil er die eine Hälfte versoffen und die andere verloren habe, da sah er kurz erschrocken zu ihr auf, ihr Gesicht auf die Wahrheit dessen prüfend, was sie sagte.

Es sei schon so! blitzte sie ihn nieder, und jetzt beginne die Reihe der mageren Tage, wo nicht viel Fettaguen auf der Suppe seien!

Da geschah es: das gesunde Auge des Wenzel fing erst unmerklich an zu zittern, und dann wurde

aus dem Zittern ein zuckendes Tanzen, und dann kam eine Träne, ein einziger dicker Tropfen . . .

Das war bei dem Wenzel das Zeichen der tiefsten Erschütterung. Die Lisbeth hatte es nur einmal gesehen in ihrem Leben, damals, als sie an der Blutvergiftung sterben sollte und schon blau war bis unter die Augen hinauf. Da stand er wortlos an ihrem Bett und wusste sich keinen Rat für den Fall, dass sie ihm wegsterben sollte — und dann war es gerade gegangen wie jetzt.

Um dieser Träne willen hatte sie ihm schon viel verziehen, und auch jetzt wurde durch sie ihr Zorn gebrochen. Es sei nicht gerade alles verloren gegangen, gestand sie, noch immer strenge im Ton, aber doch schon um vieles milder; sie habe ihm noch zur rechten Zeit die Taschen geleert und etwas beiseite getan. Aber in Zukunft dürfe er keine solche Säuferei mehr anfangen; das war die Bedingung für die volle Verzeihung.

„Nie mehr!“ gelobte er feierlich, und es war ihm leicht wie Noe in der Arche, als Gott den Bogen des Friedens über die hochgehenden Wasser spannte, zum Zeichen, dass er verziehen hatte.

Damit war die Sache erledigt, und der Wenzel ging wieder an die Arbeit. Der Herzog beschäftigte ihn jetzt bei den Abräumarbeiten an der Mühle. Aber je länger er arbeitete, desto länger wurde auch sein Gesicht; denn der Herzog schien nicht im geringsten daran zu denken, die Ruinen zu einer richtigen Mühle umzubauen. Der Hauptbau blieb nämlich, wie er war, nur dass er ein Dach bekam und der Stock in Trockenräume umgewandelt wurde, während der Anbau ganz verschwand und das grosse Rad zerlegt wurde.

Der Wenzel schüttelte zu all dem seinen schweren

Kopf: Was wollte der Herzog nur?! Sein Staunen wuchs gar ins Grenzenlose, als er um das verbleibende Gelände, so weit es eben noch reichte, einen mehr als metertiefen Graben ausschachten musste, in den er eine Zinkwand einzulöten hatte, die dann noch um gut einundeinhalb Meter über die Grasnarbe aufgeführt wurde. Es klärte ihn auch noch nicht auf, als er im Innern des umzinkten Beringes eine ganze Reihe tiefer Erdlöcher ausstechen musste, die dann durch eingelegte Röhren mit einander verbunden wurden. Soviel begriff er, dass es etwas mit dem Wasser zu tun hatte; darauf wies auch der Anschluss des ganzen Grabensystems an den Zuleitungskanal hin; aber was? Er drang mit Fragen in den Monsieur Raymond, doch der narrete ihn nur, indem er heute sagte, es werde eine Entenfarm, morgen, ein Fischpalast, und schliesslich beteuerte er, es werde eine Brutanstalt für Laubfrösche. Daran sei für den Augenblick eine grosse Nachfrage in der Welt. Man könne sie nämlich als Wetterpropheten gebrauchen, und die Tierchen seien, da sie von Fliegen und Sonnenschein lebten und somit ihre Nahrung aus der Luft bezögen, billig im Unterhalt.

Der Wenzel hielt sich, da er die Spottsucht des weissen Herzogs kannte und eine Falle witterte, vorsichtig auf seiner Hut. Doch war das Verlangen, irgend etwas über die Bestimmung „seiner“ Mühle zu wissen, so gross, dass auch das Absonderlichste ihm möglich schien, und so schwankte er in zerreibender Ungewissheit zwischen Glauben und Zweifel.

Da sein eigenes Urteilsvermögen auf diese Weise durch die Leidenschaftlichkeit, mit der er eine Klärung der Dinge anstrebte, getrübt war, suchte er den Grad der Glaubwürdigkeit, der den Angaben des weissen Herzogs zukam, an fremdem Urteil zu messen, und so trug er alle diese Mären geflissentlich um. Er stellte

sich dabei allerdings so, als gebe er dieselben nur als gute Spässe weiter, und liess, ein pffiffig schlaues Gesicht aufziehend, durchblicken, dass er die Wahrheit kenne, aber mit ihr hinter dem Berge halten wolle, bis der grosse Tag der Offenbarung gekommen sei, den er gemeinsam mit Herrn Raymond bestimmt habe.

Er wurde jedoch mit dieser Taktik um nichts klüger; denn, wenn auch derselbe belustigt überhebliche Spott über allen Reden stand, die auf die „Froschmühle“ Bezug hatten, so gingen doch die Meinungen über ihre Verwendung weit auseinander. Wie hätte es auch anders sein können, war doch bei dem weissen Herzog alles möglich und das Unwahrscheinlichste immer am nächsten bei der Wahrheit.

Dafür steigerte sich die Neugier von Tag zu Tag, und talauf talab ging ein heiteres Rätselraten über die Froschmühle und ihre zukünftige Bestimmung.

Da wurde endlich das Rätsel gelöst. Der Wenzel klopfte eben mit der Schaufel den Grassamen fest, den er auf die frisch ausgeworfenen Bülden zwischen die Wasserlöcher gestreut hatte. Es war Herbst. Die Sonne schien milde auf die Hügel, und das Wasser stand hell und klar in den Tümpeln, durchsichtig bis auf den Grund. Der Wenzel klopfte und klopfte, und es spann sich aus Wasserschein und Erdenlicht eine Melodie in ihm, dass er leise ein Lied sumnte. So hörte er nicht, wie die Zinktür sich auftat, hörte auch nicht, wie jemand auf ihn zu kam, bis eine Hand sich ihm auf die Schulter legte. Vor ihm stand der weisse Herzog, eine Art Käfig in der Hand, den er ihm verdeckt vor die Augen hielt:

„Jetzt sind sie da!“

„Wer?“ Der Wenzel blickte verwundert auf den Käfig und dachte an Vögel.

„Meine Laubfrösche!“ lachte der Herzog fröhlich und zog die Hülle fort.

„Ratten?!“ Des Wenzel gerades Auge rundete sich in einem heillosen Staunen.

„Ja“, lachte der Herzog wieder, und hielt ihm die Tiere dicht vor die lange Nase.

Ein durchdringender Bisam-Geruch entströmte dem Käfig, und der Wenzel machte eine wüste Grimasse:

„Puh, die stinken ja wie Böcke!“

Der weisse Herzog strahlte. Die Ueberrumpelung war so vollständig, wie er sie sich nur hatte denken können, und der erzielte Effekt wundervoll. Er ergötzte sich noch eine Weile an dem Mienenspiel des Wenzel, in dem stauende Verwunderung und misstrauische Neugier zusammen wirkten, um seinem Gesicht einen Ausdruck von packender Komik zu geben; dann begann er, ernster werdend, ihm mit gönnerhafter Ueberlegenheit auseinanderzusetzen, dass es Bisamratten seien. Es sei dies eine Rattenart, die ihre Heimat in Amerika habe, wo die Tierchen an Ufern von Seen und Flüssen wild lebten. Man züchte sie aber auch wegen des hohen Wertes ihrer Pelze in zahlreichen Farmen in Europa. Eine solche Züchterei gedenke er nun anzufangen, und das sei es, was er aus seiner Mühle zu machen gedenke: eine Bisamfarm. Sie werde so zu einer grösseren Berühmtheit kommen, als wenn sie zu einer Getreidemühle umgebaut worden wäre, in der doch das grosse Rad durch eine Turbine hätte ersetzt werden müssen.

Es ging ein letztes, schmerzliches Weh durch das Herz des Wenzel, als er so an sein Rad erinnert wurde, an dem so viele sanft verträumte Feierstunden hingen und das ihn in seiner schiefen Hilflosigkeit oft so süß und weich gerührt hatte. Konnte er überhaupt seine Phantasie auf dieses Rattenunternehmen umstel-

len? Er hatte gegen alles, was Ratte und Maus hieß, eine grundsätzlich verächtliche Abneigung; die Tiere waren ihm zu klein und er hasste sie wegen ihrer heimtückischen Nagereien . . .

„Doch je mehr goldene Fäden der weisse Herzog um sie spann, desto respektabler erschienen sie ihm. Auch der Umstand, dass sie aus Amerika, dem Lande der Wunder und des geil auftreibenden Reichtums kamen, schien die Tiere zu empfehlen. Schliesslich konnte man die Biester sogar nett finden mit ihren kurzen, stumpfen Hundeschnäuzchen, den plattgedrückten schuppigen Schwänzchen und den niedlich bewegten Backentäschchen.

„Du darfst immer bei ihnen bleiben, wenn du willst“, lockte der weisse Herzog, ihn versuchend.

Der Wenzel sah fragend auf. Er war so in die Betrachtung der Tierchen vertieft gewesen, dass er zweifelte, ob er richtig verstanden habe.

„Ich brauche einen Wärter für die Tiere“, erklärte der weisse Herzog, seinen Antrag wiederholend, „heute sind es nur wenige, aber bald werden es hunderte, tausende sein“.

„Und meine Arbeit?“ Das gesunde Auge des Wenzel zuckte leise bewegt . . .

Der weisse Herzog hob leichthin die Schulter:

„Was es eben zu machen gibt: die Anlagen instand halten, die Tierchen füttern; später wird es genug Arbeit mit dem Abhäuten und dem Trocknen der Bälge geben“.

Da begannen leise alle Muskeln in dem Gesichte des Wenzel zu spielen; so wie die glatte Fläche des stille daliegenden Sees sich unruhig fältelt, wenn aus der Ferne der Windstoss anfährt; dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus, das alle seine Glieder schüttelte. War das nur vorstellbar: er, der Wenzel, als

Rattenwärter! Und mit seinen breiten Händen, die pfundschwer an ihm niederhingen, sollte er die Tierlein abhäuten?! Wieder lachte er, dass die Zinkeinfriedigung dröhnte.

Das hiess, dass er annahm. Es war ihm einfach unmöglich, sich von der Mühle, die einmal sein gewesen war, zu trennen. Und vielleicht hatte der weisse Herzog doch recht. Vielleicht würden sie beide miteinander reich und berühmt, und dann würde seine Mühle es mit.

Eine Zeitlang trieb, nachdem der Schleier des Geheimnisses von der Froschmühle gehoben war, jung und alt seinen Spott mit des weissen Herzogs stinkenden Rattenböcken, und der Wenzel wurde beinahe umgebracht, um so mehr, als der Monsieur Raymond ihn in eine Art Livree steckte, deren bedeutungsvollstes Stück eine hohe Pelzmütze war und in der er aussah wie ein russischer Grossfürst.

Dann kam über Nacht der Umschwung.

Zwei beherzte Sinzener Mädchen drangen kurzerhand in das vornehmste Pelzgeschäft der Stadt ein und fragten nach einer Bisamgarnitur. Das Ladenfräulein, städtisch hochnäsigt, sah sie erst von oben bis unten an, lächelte etwas ironisch und nannte ihnen dann, absichtlich übertreibend, solche Preise, dass ihnen die Augen übergingen.

Erschüttert brachten sie die Kunde von dem unerschwinglichen Preis der Bisamen nach Haus und stellten damit das ganze Dorf auf den Kopf. Es schien also doch, dass die Berechnung des weissen Herzogs auf einer sicheren Grundlage aufgebaut war. Ebenso rasch, wie man erst bei der Hand gewesen, seinen Spott über ihn und seine stinkenden Rattenböcke auszugliessen, war man nun bereit, seinen Unternehmungs-

geist zu preisen. Ja, es regte sich bei manchen schon der Neid über die Berge von Gold, die er häufen würde.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung wurde dadurch am besten gekennzeichnet, dass man, wenn von ihm die Rede ging, begann, ihn nicht mehr spottweise den weissen Herzog, sondern respektvoll, mit bedeutungsvoller Rundung der Wörter, den „Monsieur Raymond“ zu nennen.

Im Frühjahr konnte man dann in einer grossen, inländischen Zeitung ein längeres Referat lesen, in dem die Anlage genau beschrieben, die Rentabilität mit Ziffern errechnet und dem kühnen und klugen Unternehmer wegen seiner Zielstrebigkeit grosses Lob gespendet wurde.

Das war viel; aber es genügte trotzdem nicht, dem Unternehmen eine gedeihliche Popularität zu sichern.

Da erschien im Spätherbst in einem grösseren deutschen Blatt eine Notiz über die Farm in Sinzen, die als eine der am besten eingerichteten Züchtereien der kostbaren Bismarckratte anzusprechen sei und der ein sicheres Gedeihen versprochen wurde, wenn der Züchter den Kontakt mit dem Handel aufrecht zu halten wisse.

Das entschied, denn in dem kleinen Ländchen muss das Ausland jedes Werk krönen, ehe es gilt: Deutschland oder Frankreich. Die Menschen haben dort kein Vertrauen in ihr eigenes Tun, und sie wagen kaum eine eigene Meinung.

Herr Willy Hübsch, der Lehrer, brach das Eis und suchte in einer schriftlichen Eingabe, die er vorher von der Schulbehörde hatte visieren lassen, um die Erlaubnis nach, im Interesse der Wissenschaft die Farm mit der Schule besuchen zu dürfen.

Monsieur Raymond antwortete ebenfalls schriftlich in dem Sinne, dass er sich eine Ehre daraus mache,

Herrn Hübsch mit der Schule auf seiner Farm empfangen zu dürfen, und dass er sich glücklich schätze, der Wissenschaft einen kleinen Vorschub leisten zu können. Den Besuch selbst erwünschte er sich für den ersten Dienstag im Oktober, da die Ankunft des ersten Rattenpaares sich an dem Tage jähre.

Die Sonne glitzerte in hellem Scheinen auf den Wassern der Froschmühle, und die Ratten, durch weitere Sendungen auf einige dreissig gebracht, jagten einander vergnügt oder sonnten sich, gegen den frischen Herbstwind geschützt, in einer warmen Tümpellecke. Mitten auf einer breiten Rasenrabatte war ein langer Tisch gedeckt und mit den leckersten Dingen beladen. Süßes Backwerk türmte sich zu knusperigen Pyramiden; das köstlichste Obst lag auf lastenden Haufen, wie aus unerschöpflichen Füllhörnern gegossen: Aepfel, Birnen, Trauben, Nüsse. Und zwischen all den Haufen in hellen, funkelnden Karaffen zartfarbener Himbeersaft. Kein Tischleindeckdich aus der Fabel konnte appetitlicher aussehen. Der Monsieur Raymond wollte den Kindern den Besuch seiner Farm zu einem Feste machen. Sie würden so die Erinnerung an den Tag ewig in ihrem Gedächtnis halten.

Er hatte übrigens auch einen bestimmten Grund, sich bei den Kleinen zu empfehlen. Schon jetzt drängte sich die Frage einer möglichen Erweiterung des Betriebes auf, und zu dem Zweck musste er noch weiteres Gelände von den Anstössern erwerben. Hauptsächlich kamen die Riedesch in Betracht, und nun wollte er durch die Kinder eine Annäherung an die Grossen erzielen. Von diesen Betrachtungen ausgehend, hatte er auch seine Frau angewiesen, sich besonders um die Riedeschkinder zu kümmern, soweit sie mitkämen, und sie besonders auszuzeichnen. Das Verhältnis zwischen den beiden Häusern war nämlich seit dem

Tode des Monsieur François weniger gespannt, indem der weisse Herzog dem Riedesch-Peter den Sitz im Gemeinderat kampflos überlassen hatte, und so war die Aufgabe, eine Annäherung herbeizuführen, nicht allzu peinlich, da auf ein Entgegenkommen gezählt werden durfte.

Die junge Madame François war ihrerseits mit Leib und Seele bei der Sache. Von der belgischen Attert herkommend, war sie als Landfremde wenig bekannt und beliebt, und auch in dem Haus, in das sie hineingeheiratet hatte, konnte sie nicht heimisch werden zwischen den Menschen, die sich dort aneinander zerrieben. Von der alten Madame François wurde sie geradezu gehasst, weil sie ihr das Herz ihres Raymond gestohlen hätte, obwohl keine der beiden Frauen es je besass, die jüngere noch weniger als die ältere. Der einzige, mit dem sie in einem Verhältnis ruhigen Vertrauens lebte, war der alte Monsieur François. Solange der da war, fühlte sie sich auch geborgen; seit er jedoch zu den Toten gegangen, konnte sie sich des beängstigenden Gefühles nicht erwehren, dass das Schiff, auf dem sie fuhr, in die Klippen gesteuert wurde.

Mit verärgertem Misstrauen hatte sie, durch die zahlreichen Misserfolge ihres Mannes bei früheren Experimenten entmutigt, die ersten Anfänge dieser seltsamen Zucht verfolgt. Sie hatte in dem Unternehmen nur das Lächerliche gesehen, wie die andern auch, und sie war förmlich menschenscheu geworden, hatte die Strasse gemieden, um keinem Spöttergesicht begegnen zu müssen, vielleicht mehr noch, um dem demütigenden Mitleid zu entgehen, das man glaubte, ihr aufdrängen zu müssen. Und nun war aus diesem von ihr so peinlich empfundenen Unternehmen der unerwartete Triumph geworden! Ihre Niedergeschlagenheit schlug in ein freudiges Hoffen um. Gewiss, soviel

an ihr lag, wollte sie das Glück, das sich ihr so unvermutet auf den Weg stellte, nach Kräften fördern. Es erfüllte sie mit einer besonderen Freude, dass ihr Mann sich den Riedesch nähern wollte, da sie von ihrer besonnen ruhigen Art einen heilsamen Einfluss auf sein zerfahrenes und leicht hingerissenes Wesen erwartete. Sie hatte deshalb auch in den letzten Wochen Adelheid, deren Freundschaft mit dem kleinen Bettel-Brandt sie nie zu gern gesehen hatte, von diesem ab- und dem Riedesch-Weissen zugelenkt. Sie hatte das Kind für die Gelegenheit auch eigens geschmückt. Ein flammrotes Röckchen mit weissen Erbsenpunkten, in der Taille von einem schwarzglänzenden Ledergürtel geschnürt, kleidete sie städtisch adrett und auffallend hell; die feinbestrumpften Füsschen staken in spiegelnden Lackschühchen, deren Glanz durch zwei breite, mit Glasdiamanten bespickte Silberschnallen noch erhöht wurde, und ein Band aus glänzendweisser Seide raffte das Haar auf dem Scheitel, um es in einer Kaskade von dunkelgeringelten Locken auf Nacken und Schultern zu giessen.

Das Dämchen gab ihr die letzten Anweisungen für ihr Verhalten an diesem Tage: es sei im Interesse des Hauses, dass sie gut mit den Riedesch ständen, und deshalb müsse sie freundlich zu dem Emil sein. Wenn es den kleinen Brandt auch etwas verdriessen sollte, sie müsse doch früher oder später von dieser Freundschaft ablassen, da er von so gar nichts her sei, und jetzt, da sie zu einem kleinen Jüngferchen heranwache, müsse sie anfangen, auf Rang und Stand zu achten.

In Adelheids Seele sah es dunkler aus, als die helle Farbe ihres Kleides vermuten liess. Es war unmenschlich grausam, den kleinen Brandt so zurück zu stossen! Er hatte seine Liebe so vertrauend in ihr

Herz hineingebaut und sich so warm darin gebettet! Und das Geheimnis, das zwischen ihnen war und sie mit seinem Schweigen an ihn band! -- Es war über dem Heuen gewesen. Es stand da am Ufer der Sinz eine Wasserlilie von aussergewöhnlicher Grösse und leuchtendem Gelb, weit ins Wasser hineingewachsen, das an der Stelle übermannstief war. Er wollte ihr die Blume pflücken, verlor jedoch, gerade als er sie gerupft hatte, das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in die Tiefe. Es gelang ihr, ihn zu fassen und am Kleide herauszuziehen. Unter der doppelten Last jedoch wich der unterspülte Uferboden, und nun rutschte sie ihrerseits in die Tiefe und wäre verloren gewesen, wenn jetzt nicht er sie an den Haaren zu fassen bekommen und sie festgehalten hätte, bis sie wieder den Rasen mit den Händen greifen und sich herausarbeiten konnte. Sie hatten sich dann beide in der Sonne getrocknet und sich das Versprechen gegeben, keinem Menschen je ein Sterbenswörtchen von dem Blumenpflücken zu sagen. Die Lilie allerdings hatten sie nicht bekommen. Sie war langsam mit der Strömung fortgetrieben, um sich schliesslich an der Schleuse festzuklemmen.

Dies alles überdachte Adelheid, und es schien ihr, als ob eine dunkle Wolke vor den Stern ziehe, der bis dahin so freundlich hell auf ihr und Theodors Leben herabgeschienen hatte. Lichtes und Dunkles stritten in ihren ersten gärenden Wallungen in ihr, und dieser Kampf, für sie neu und ungewohnt, ängstigte sie und trieb sie für Augenblicke in solche Not, dass ihr das Herz davon weh tat. Doch musste sie sich nicht den Eltern fügen? Hielt sie dazu nicht das vierte Gebot Gottes an? Und lehrte Pfarrer Beyl sie das nicht in jeder Katechismusstunde?

Also gehorchen! Sie sah deshalb die Mutter mit um so entschlossenerem Willen an, als es sie mehr

Mühe kostete, sich zu fügen, und dieser Wille legte eine Falte auf ihre Stirn und gab ihr einen Ernst, der beinahe bedrohlich schien und gar wenig zu ihrem hellen Freudenkleid passte.

Doch da hallte schon aus der Ferne lautes Kinderrufen . . .

Herr Willy Hübsch hielt nur mit Mühe seine unbändige Schar im Zaum. Die Buben brachen immer wieder durch die Hecken, die den Wiesenweg säumten, hier einem Vogel nachjagend, der aus einer Dornenwirrnis aufflog, dort eine Maus verfolgend, die mit Blitzesschnelle durch das krause Gewirr ihrer Gänge dahinzuckte, bis ein rettender Schlupf sie aufnahm. Die Mädchen folgten, mit eingehakten Armen aneinander gekettet, und schaukelten lärmend und plärrend hinter den Buben her. Ab und zu brach eines der kühnsten und stärksten, eine Schlange ziehend, vor, und dann schrillte ein helles Quietschen auf, wenn die letzten in der Reihe, in einen rasenden Galopp hineingerissen, dicht an den Hecken vorbeisausten, deren abstehende Ruten sie peitschten. Bogen sich aber irgendwo die krausen Zweige der wilden Rose aus den Büschen nieder, so lösten sie die Kette und zankten sich keifend um die glänzenden Hagebutten, aus denen sie sich purpurne Gehänge für die Ohren und leuchtenden Rubinschmuck fürs Haar machten.

Dann fiel die Hecke aus, und spiegelnd still lag neben dem Weg der Mühlenwoog mit seinen toten Wassern, schaurig tief und voll dunklen Geheimnisses. Kein Wellchen und kein Schaum; nur Stille und Glanz, und die schlanken Herbstzeitlosen, die am höher gelegenen, jenseitigen Ufer bis dicht an den Wiesenrand vorblühten, spiegelten sich in der klaren Flut wie verwunschene, umgestülpte Zauberkelche.

Hier war gewiss das Reich des Wassermannes,

der die Kinder angelte, wenn sie nahe ans Ufer traten und sie tot zurückgab. Die Fische, die so gross und ruhig schwammen, waren es nicht seine stillen Hunde? Und das Wasser, das sich in den zahllosen kleinen Buchtungen über das Gras der Wiese vorschob, war es nicht eine von seinen vielen Händen, einer von seinen vielen Füßen, die er, sich wärmend, in die Sonne legte? Drunten an der Schleuse aber, wo er seinen Kopf hatte, toste und brauste er wie ein wilder Drache und erfüllte die Luft mit dem Donner seiner Stimme.

Das alles war genug, um Kindern Angst zu machen, die mit stärkerer Ueberzeugung an die Märchenwunder glaubten als an Gott selbst. Es kam noch hinzu, dass die meisten mit der Oertlichkeit wenig oder gar nicht vertraut waren; der Weg durch die Mühle war nämlich privat und kaum je von ihnen begangen, so dass die Schauer des Unbekannten voll auf sie einwirkten.

So betraten sie mit einem Grauen die Brücke, die unterhalb des Woogs über den Fluss führte. Zischend schossen die Wasser über den Stahlrand der Schleuse, stürzten sich brausend in eine donnernde Tiefe, den Steg in ihrem Falle erschütternd und einen feinen Staub versprühend, der aus der kochenden Tiefe gischtend aufstob. Leise aufschreiend wichen sie vor dem Sprühregen zurück, sich furchtsam aneinander pressend wie eine Herde geängstigter Schäflein.

Es war ein überwältigendes Schauspiel, das unbedingt den Gedanken an Tod und Vernichtung wach rief. Und plötzlich flüsterte, ohne dass man wusste, wo es seinen Anfang genommen hatte, der Name des Fränzchens durch die kleine Schar, und alle suchten nach dem kleinen Brandt . . .

Theodor war hinter der Rotte zurückgeblieben. Adelheid war ja nicht dabei, und alle andern zusammen

galten ihm nichts. Er hatte deshalb die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, benützt, um sich zu drücken, und war langsam gefolgt, sich die Taschen mit roten Beeren füllend und die weniger schönen immer wieder gegen schönere austauschend. Er dachte mit Wehmut an den Gang zu den Weidentümpeln, an die Freundschaft, die sie miteinander geschlossen und die sie zu vergessen schien; so wenigstens benahm sie sich gegen ihn.

Er ging bis an die Sinz und warf die Beeren, die er gesammelt hatte, eine nach der andern, ins Wasser, Segen und Fluch auf sie verteilend; denn wohl würde die eine oder die andere in den Zärendskanal hineintreiben und sie an ihr Versprechen erinnern . . .

Das Bild, das sich ihm bei seinem Eintritt in die Zinkmühle bot, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen. Da stand sie, verlockend rot, wie ein Fliegenpilz im Tannenwald, neben dem, dessen Namen er am liebsten nicht aussprach, dem weissen Emil, der, in seinem besten schwarzen Anzug, mit steifem Kragen und steifem Hut, ein Massliebchen im Knopfloch, wie ein kleiner Bräutigam aufgeputzt war. Oder wie ein Affe, verglich er mit zornigem Ingrim und lachte im Gefühl wohlthuender Rache innerlich auf.

Es war der erlösende Ausbruch, der ihn von dem übergrossen Druck befreite, unter dem sein Herz stand, und es vor dem Springen rettete.

Doch bald kam wieder der bohrende, tiefe Schmerz über den Verlust einer Freundschaft, die ihm lieber gewesen war, als sein Leben. Was lag ihm da an den Ratten und ihrem geschmeidigen Hin und Her! Und was lag ihm an all dem Essen und Trinken! Hunger und Durst konnte er tagelang ertragen; das machte ihn nicht krank. Und ob das Essen gut oder schlecht war, daran lag ihm so viel wie gar nichts,

wenn nur der grosse Hunger seiner Seele ein bisschen gestillt wurde.

Die andern machten sich ein vergnügtes Fest. Es war wirklich wie in einem Märchen; in solcher Ueberfülle waren hier all die guten Sachen zusammengegeben, von denen sonst schon jede einzelne der Beginn einer Seligkeit war. Auch das Dämchen konnte eine Fee sein, so schön und hold war es und so vornehm gekleidet, und die Sonne spann mit ihrem Licht das reinste Goldgewebe. Dazu schwammen die Ratten gar so vergnüglich in den kleinen Weihern, mit ihren kurzen Schwänzchen steuernd, oder knabberten vergnügt an einem Apfelkropf, der nicht stand halten wollte, und, ins offene Wasser treibend, ein ganzes Rudel von Ratten mit sich zog.

Es war alles so schön . . . so schön . . .

Die Zeit ging jedoch an diesem Tag wie an den andern, nur noch rascher, und die Stunde des Abschieds schlug.

Herr Hübsch dankte in ein paar gediegenen Worten für den herzlichen Empfang, lobte das Unternehmen überschwenglich, verhiess ihm eine glänzende Zukunft und endete mit einem Hoch auf die edle Spenderin.

Das François-Dämchen war strahlend glücklich. Es dankte Herrn Hübsch für die Ehre des Besuches sowie für die schönen und aufmunternden Worte, die er gesprochen, und liess ihm durch Adelheid ein Körbchen voll der herrlichsten Trauben reichen. „Für Ihre Maus!“ sagte es lächelnd, als Herr Hübsch Miene machte, das Körbchen zurückzuweisen.

Maus war nämlich die junge Braut des Herrn Hübsch; er hatte ihr in seiner Verliebtheit diesen Namen gegeben, obschon viele der Ansicht waren, dass sie weit eher eine Katze sei. Das Dämchen hätte es daher böse meinen können mit ihrer „Maus“; aber

der Ton, in dem sie das Wort sagte, war so voll warmer Herzlichkeit, dass es nur als Ausdruck einer stark gefühlten Sympathie aufgefasst werden konnte.

So nahm Herr Willy Hübsch dankend an: für seine Maus sei nichts zu fein, und er möchte ihr alles Gute in den Schoos schütten.

Mit dieser Beschenkung endete das Fest, und Herr Hübsch führte seine kleine Schar wieder fort. Auch Adelheid schloss sich, an der Seite Emils gehend, dem Zuge an.

Die Kinder waren so voll überquellender Lebenslust, ihre Stimmung so glückdurchstrahlt, dass sie nach einem Lied verlangten, in dem sie sich von dem Zuviel befreien könnten, das ihre kleinen Herzen bedrängte.

Auch Herr Willy Hübsch fühlte sich von einem starken Glücksgefühl überspült. Er hatte Freude gegeben, Freude empfangen, und indem er nun so da ging und an seine Maus dachte, für die er das Traubenkörbchen in der Hand trug, füllte sich sein Herz mit liebender Sehnsucht, und seine Hoffnungen bauten sich blau in die Zukunft hinein wie Brücken mit weiten Bögen . . .

Ein Lied!! — Ja, es schien ihm, als könne auch er nur in einem Liede seine Seele von dem Druck befreien, den das Glück auf sie legte.

Doch was singen? Welches Lied war umfassend genug, das beseligende Gefühl auszudrücken, das um ihn, in ihm war? Und zugleich keusch und rein genug, von Kindern gesungen zu werden?

Herr Willy Hübsch suchte noch nach der Antwort, als die Kleinen, wohl durch das glitzernde Fließen der Sinz, die in der stillen Herbstsonne ruhig durch die Wiesen zog, verlockt, die „Uelzecht“ anstimmten, ohne zu wissen, dass sie gerade das Lied getroffen,

das am zartesten und demütigsten das stille Glück besang, dessen sie in der Beschränktheit ihrer kleinen Verhältnisse teilhaftig werden durften.

Sie sangen es allerdings ohne grosses Verständnis für seinen gefühlvollen Inhalt, mit der lauten Andachtslosigkeit der Kinder, die in dem Lied nur die Gelegenheit sehen, ihrer überschüssigen Kraft einen Abfluss zu geben.

Nur Herr Willy Hübsch gab den Worten eine Deutung, und während die Schlussbitte, mächtig laut gesungen, um das Brausen des Wassers zu übertönen, sich an den steilen Halden des Braunings emporrang, begleitete er sie mit einem leisen Wunsch in die Ferne. Es war aber auch nur ein ganz leiser, lauer Wunsch, nicht wärmer als die Herbstsonne, die lauwarm schien, nicht bewegter, als die reglose Luft des Nachmittags. Denn welche Gefahr drohte dem Land? Wo war die Wolke, die die Sonne trüben durfte, die so freigebig auf das Land schien? Und standen nicht die Dinge auf der Welt fest wie die Welt selbst, seit Deutschland mit seiner Wacht am Rhein den Frieden der Welt hütete?

Und Herrn Willy Hübschs Hoffnungsbrücken bauten sich fester und zuversichtlicher ins Blaue, . . . wie für eine Ewigkeit gefügt.

So waren sie singend über den Woog hinausgekommen, und nun gab der Lehrer, da jede Gefahr vorbei war, die Kinder frei. Sofort stob alles auseinander und in die Wiesen hinein, irgend einem Spiele zu. Nur Adelheid und Emil hielten sich auf dem Wege, da sie jetzt erst ungestört zueinander reden und die ihnen aufgetragene Sendung erfüllen konnten. Der kleine Riedesch hatte ungefähr dieselben Anweisungen erhalten wie Adelheid: er müsse besonders artig gegen die kleine François sein, wegen dessen, was von den

Grosseltern her zwischen den beiden Häusern sei; er müsse mithelfen, das zu überbrücken.

Der kleine Weisse hatte dem Wunsch der Eltern so gut Folge geleistet, dass er keine Minute von Adelheids Seite gewichen war. Er hatte jedoch im Trubel des Festes nicht die richtige Gelegenheit gefunden, ein Gespräch nach seinem Sinn mit seiner kleinen Nachbarin zu führen. Das wollte er jetzt nachholen, und so erzählte er mit selbstsicherer Zufriedenheit von dem Leben und Treiben auf dem Hof oben, geschickt sein eigenes Tun mit hinein flechtend, wenigstens insoweit es für seine Kraft und seinen Mut zeugen konnte. So erzählte er, wie er im letzten Frühling beim Aufputzen der Pappeln dem Knecht bis in die höchsten Wipfel nachgestiegen war, „die nur noch wie Haselgerten schwankten“, fügte er mit prahlender Selbsterhebung zu, obschon ihm jetzt noch, bei der blossen Erinnerung an diese gewagte Kletterpartie, schwindlig ward; denn er war damals mehr tot als lebendig heruntergekommen und hatte sich in die Wiese legen müssen, weil er den Veitstanz in den Knien hatte.

In dem Bestreben, die ihr zugewiesene Rolle möglichst gut zu spielen, folgte Adelheid der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, sie mit geschickt angebrachten Rufen des Staunens und der Bewunderung begleitend.

Erfreut, ein Thema gefunden zu haben, das seiner Begleiterin in so hohem Grade genehm zu sein schien und ihn dazu noch in einem glorreichen Licht zeigte, erzählte der kleine Weisse auch noch eine zweite Klettergeschichte, die zwar weniger gefährlich war als die erste, sich dafür aber schwung- und inhaltsvoller anliess als jene.

Es war an einem heissen Nachmittage im Mai gewesen, und der Warninger Berg, jenseits Riedesch,

war lichtgrün von dem jungen Buchenlaub. Er war eigentlich hinaufgegangen, Mairöschen zu pflücken, von denen immer die sonnigen Stellen im Frühling voll standen. Da bemerkte er auf einer der höchsten Buchen hoch oben in einer Astgabelung ein Rabennest, das an dem frischen Reisiggefüge leicht als diesjährig zu erkennen war. Der Stamm war steil und glatt wie eine Marmorsäule und so dick, dass er ihn kaum zur Hälfte umfassen konnte; aber gerade die Schwierigkeit lockte ihn, und nach einer mühsamen guten Viertelstunde war er an dem ersten Ast. Der Rest war nun ein Kinderspiel, wenn es auch noch kahle Stellen gab, die erklettert werden mussten. Er mochte etwa in der halben Krone sein, als er ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte, so wie das Rollen eines fernen Donners. Er hielt den Atem an, um genauer hinzuhorchen, und jetzt schütterte es wieder durch das Gezweig: dumpfer, hohler dieses Mal. Ein Zweifel war nicht möglich, es stieg irgendwo ein Gewitter auf; Berg und Wald hatten es ihm verborgen. Er kletterte, von einer seltsamen Unruhe getrieben, höher, bis er freie Sicht bekam. Da stand über der Mosel das prächtigste Gewitter, das er je gesehen; dunkelstahlblau hob sich ein gewaltiges Wolkengeschiebe mit dräuenden Köpfen in den Himmel auf. Hier oben, hoch in dem Kronengewipfel, waren die Erschütterungen heftiger, und jeder einzelne Schlag durchzitterte ihn bis ins Mark der Glieder hinein. Tief unter ihm stand jetzt das Nest offen mit seinen grünen, getüpfelten Eiern, aber er hatte kein Interesse mehr dafür, sah nur nach den Dörfern hinter dem Berge, die schon bleichfahl in dem Schatten der heraufrückenden Gewitterwolke lagen, still wie von einer Angst gebannt.

Dann sah er hinüber auf Riedesch. Die Koppe stand noch hell in der Sonne, leuchtend der Hof, bis auf den letzten Zweig des letzten Baumastes, alles linien-

scharf gezeichnet, als sei es in den Himmel hineinradiert.

Noch nie hatte er sein Vaterhaus so gesehen, aus solcher Perspektive und in einem solchen Licht zugleich: traumhaft und doch unheimlich belebt, begrenzt in Raum und Zeit und doch beide beherrschend in seiner massigen Wucht. So lebhaft war der Eindruck, den das Geschaute auf ihn machte, und doch so befremdend zugleich, dass er einen Augenblick an der Wirklichkeit des Gesichtes zweifelte.

Doch es war ja kein Traum. Er hing tatsächlich auf dem Warninger Berg in einer schwanken Buchenkrone; und vor ihm lag wirklich sein Heimathof, zum Greifen nahe, in jener beängstigenden Helle, wie sie die Sonne vor dem Gewitter auf die noch von ihr beschienene Landschaft zu legen pflegt.

Da empfand er eine stolze Liebe für diesen Hof, der auch sein war, und er legte das Bild, dessen Umrisse sich in der matten Helligkeit dieses durch das Wolkendunkel gedämpften Lichtes schärfer zeichneten, für ewige Zeiten in seine Seele zurück.

Auch in diesem Augenblick schaute er es wieder in seiner prunkenden Stille, und seine Worte füllten sich, während er sprach, ihm selbst unbewusst, mit einer tiefen, erdschweren Liebe.

Adelheid hatte erst wieder, ganz an ihre Sendung hingegeben, der prahlerischen Erzählung mit der übertriebenen Teilnahme eines berechnenden Eifers, aber ohne innere Andacht zugehört. Doch nun liess sie sich durch die brennende Wärme, mit der er das Bild des heimathlichen Hofes schilderte, einfangen und hinreissen. Dieses Mal war es bei dem Kleinen das Herz, das sprach, und die Worte, die er im Munde führte, wurden aus einer tiefen Verbundenheit von Blut und Boden geboren, rauchend warm.

Es wurden da Saiten geführt, die auch in ihrem Herzen gespannt waren, und sie fühlte, wie leise die Keime quollen, die sie selbst in sich trug: Liebe zu diesem Grund und Boden, auf dem sie geboren war, auf dem sie stand und ging. Sie wünschte sich in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als dass auch der Hof ihres Vaters so auf der Höhe läge, so hell in einer Gewittersonne, und dass sie aus einer hohen Baumkrone oben von dem Warninger Berge darauf niedersehen könnte.

Der Weisse schilderte, da er ihre tiefe Bewegung einzig und allein dem Interesse zuschrieb, den sie an seinem Erlebnis nahm, dramatisch den Schluss seines Abenteuers. Während er noch, ganz von dem ungewöhnlichen Bild eingefangen, auf sein Heimathaus hinübersah, sprengte ein heller Keilblitz die Wolkenwand in der Mitte auf, und es krachte ein Donnerschlag wie ein Schuss. Aus der Ferne aber rollte brausend eine Windlawine heran, und die Baumwipfel tief unten am Berg stoben unter ihrem wilden Ansprung weisslohend auf.

Er kam eben noch zur rechten Zeit von seinem Baum herunter und verkroch sich in einen Steinbruch, bis das Aergste vorüber war. Da fand es sich, dass der Blitz seine Buche gespaltet hatte, und das Nest lag mit den gebrochenen Eiern zerdrückt am Boden.

„Ja,“ fuhr er fort, die Stimmung von beifallsbereiter Verwunderung, in die seine Erzählung Adelheid versetzt hatte, ausbeutend, und breitete vor den Augen seiner erschütterten Begleiterin neue Bilder von Gefahren aus; „die Gewitter sind hart auf den Höhen, und der Blitz hat schon zweimal auf dem Hof eingeschlagen, seit ich weiss; aber er hat nie gezündet, weil Ohm Matthias unser Haus bewacht.

Er sprach diesen Namen mit solch eindringlicher

Ueberzeugung und so bewusst gehobenem Stolz aus, dass Adelheid verwundert aufsah, die Augen voll neugieriger Wissenslust :

„Wer ist denn dieser Ohm Matthias?“

Der Weisse war skandalisiert. Wie konnte jemand nicht wissen, wer Ohm Matthias sei? Sollte er nicht die strafbare Unkenntnis seiner Begleiterin durch irgend ein höhnnendes Wort verächtlich machen? Doch die Umstände verboten wohl ein zu hartes Dreinschlagen. Immerhin liess er, um sie das Ungehörige ihrer Frage fühlen zu lassen, eine geraume Weile verstreichen, ehe er sich zu einer Antwort bereit fand. „Ohm Matthias“, begann er dann, dem Toten den höchsten kirchlichen Rang zuschreibend, den er kannte, „war ein grosser Bischof, aus der Zeit der Revolution. Er sagte den hässlichen Sanscülotten kräftig ihre Wahrheit, als sie in die Stadt und in das Land kamen, musste dann aber flüchten und kam in sein Heimathaus. Er brachte dorthin eine Menge Sachen mit, die noch heute alle vorhanden sind, und es hängt auch noch in dem Zimmer, in dem alles verwahrt wird, ein Bild von ihm. Er hat Augen darauf, die müsstest du nur sehen! Wenn er dich damit anschaut, wird dir zittrig bange, denn er liest mit ihnen in dir bis zu deiner kleinsten Sünde.“

Er wartete eine Weile, um seinen Worten Zeit zu geben, sich voll auszuwirken; dann bat er, und seine Augen standen voll drängenden Verlangens:

„Komm doch einmal herauf, ihn zu sehen!“

Adelheid fand es nun nicht gerade verlockend, sich unter solche Augen zu stellen, so sehr auch die vielen andern Dinge, die von einem Bischof dort stehen sollten, ihre Neugierde reizten.

Sie sah vielmehr einem Schmetterling zu, der, von der milden Herbstsonne getragen, in launiger Ungebundenheit vor ihnen hingaukelte. Wie das liebe

Tierlein mit seiner bunten Blumenseele, zog sie die Freiheit unter dem grossen, warmen Auge der Sonne vor . . .

Auch der Emil verfolgte den Falter in seinem regellosen Hin- und Herfliegen. Unter andern Umständen hätte er vielleicht seine Freude an dem bunten Lichterflirren gehabt, aber heute empfand er es als Störung, und er wartete ungeduldig, bis der Gaukler über die Hecke davongeflogen war.

Es beunruhigte ihn, dass Adelheid noch nicht auf seine Einladung geantwortet hatte, die, wenn sie auch scherzhaft in der Form, dennoch ernst gemeint war. „Du würdest,“ drängte er, zu offenem Spiel übergehend, „Gelegenheit haben, dich in unserem Hofe umzusehen.“ Er legte eine kurze Pause ein, um sich zu sammeln; dann spannte er seine Worte zu einem männlich weit-schauenden Ernst:

„Du weisst, dass unsere beiden Häuser lange einander feind gewesen sind. Es wäre gut, wenn das aufhörte; denn wenn wir Riedesch oben und ihr François unten zusammenhielten, so könnten wir gegen ganz Sinzen stehen.“

„Ich weiss es“, entgegnete Adelheid, und die Röte überflog ihr Gesicht; „es fragt sich nur, wie das geschehen kann und was wir dabei tun können.“

Der Weisse richtete sich mit der ganzen Grösse seiner kleinen Gestalt auf und gab sich ein steif würdevolles Aussehen:

„Wir könnten z. B. heiraten, wenn wir grösser würden.“

Adelheid wechselte von rot auf Purpur:

„Ja, das könnten wir!“ Sie fühlte sich wachsen, und reckte sich auf ihren feinen Schnallenschüchen, während ein leichter Windzug die Schleife auf ihrem Kopf hob.

„Du müsstest dann aber die Freundschaft mit dem Theodor aufgeben“, mahnte er, sie scharf ansehend und ihre Augen prüfend.

Jetzt kam das Hässliche: der Verrat an dem kleinen Brandt. So hatte Petrus im Vorhof des Kaiphas seinen Herrn verraten, als die Magd ihn fragte. Mit einem letzten, zitternden Schein leuchtete der Stern über Adelheid . . .

Doch der Wille der Mutter, das Wohl des Hauses . . . und die Brandt waren arm . . .

„Ich kenne den Theodor nicht mehr“, sagte sie und mühte sich, gleichgültig zu scheinen, obschon das Herz ihr zum Springen schlug.

„Das ist auch gut so“, lobte er, und ein Lächeln der Befriedigung spielte um seinen Mund. „Der Theodor ist nichts für dich, besonders jetzt nicht, wo ihr mit den Pelzen so reich werdet.

Adelheid antwortete nichts. Sie fühlte sich jetzt, da der Verrat begangen war, unsagbar elend. Jedes Licht war über ihr erloschen, die Tore des Himmels für sie geschlossen. — Nun denn, so kehrte sie im Trotz der Vergangenheit den Rücken. Vor sich musste sie sehen; da winkte ihr für das, was sie verlor, eine reiche Zukunft. Ihr musste sie sich nur ganz hingeben. Sie ging wie in einem Traum, fühlte sich von unsichtbaren Händen zu irgend einer Höhe gehoben, die von Glanz durchstrahlt war, und es schien ihr, als webe die Sonne einen Mantel von Gold und lege ihn ihr um die Schultern: die gleissende Versuchung . . .

Sie waren unterdessen bis an den Riedeschpfad gekommen, wo ihre Wege sich schieden. „Also du kommst!“ mahnte der Weisse noch einmal, Bitte und Befehl zugleich in seine Stimme legend, und reichte ihr die Hand zum Abschied, hielt sie mit leise beschwörendem Druck fest.

„Wenn die Mutter es erlaubt“, sagte sie, ihm kühn und verheissungsvoll in die Augen sehend.

Das war mehr als er wollte, und er gab zufrieden ihre Hand frei.

Darauf schieden sie, beide in dem erhebenden Bewusstsein, ihre Rolle gut gespielt zu haben und von dem festen Willen belebt, Träger einer grossen Zukunft zu werden.

Der kleine Brandt war ihnen, hinter einer Hecke geborgen, unbemerkt auf der Feldseite gefolgt und hatte alles gehört. Als sie, Abschied nehmend, stehen geblieben waren, hatte er sich fortgeschlichen und war Adelheid vorausgeeilt, sie an der nächsten Heckenöffnung zu erwarten.

Adelheid erschrak heftig, als sie ihn erblickte, fasste sich jedoch rasch und tat unbefangen:

„Wie, du hier?“

Theodor blickte unendlich traurig zu ihr auf:

„Ja, und ich habe alles gehört!“

Sie erbleichte:

„Was hast du gehört?“

„Dass du mich nicht mehr kennen willst!“ würgte er hervor, und es glänzten ihm Tränen in den Augen.

Hätte sie dem Drang ihres Herzens gefolgt, sie wäre ihm um den Hals gefallen, hätte ihm alles gestanden, ihm eine neue, mit Tränen der Reue benetzte Liebe angeboten. Doch das war gegen ihren Auftrag, das durfte sie nicht; sie musste sich vielmehr hart machen, um es zu überstehen, und so griff sie ihrerseits trotzig an, alle Schuld auf ihn schiebend:

„Du kümmerst dich ja auch nicht mehr um mich!“

Es war allerdings etwas Wahres an der Anklage. Seit sie ihm aus dem Wege ging, mied auch er sie, aus Stolz, weil er nicht aufdringlich sein wollte. Er

wollte ihr das alles auseinandersetzen, das Missverständnis aus dem Wege räumen, wenn es eins gab . . .

Doch sie drängte, von ihrem schlechten Gewissen getrieben, an ihm vorbei, um aus seiner peinigenden Nähe zu kommen.

„Adelheid! Adelheid!“ Er rief ihr leise nach, noch hoffend . . .

Sie eilte in schmerzlicher Zerrissenheit fort, um seine Klage nicht mehr zu hören . . .

Da setzte er sich an den Rand des Weges und trauerte, das Herz voll unsäglichen Wehs.

Willy Hübsch war in grosser Verlegenheit. Die Summe für den Loskauf zweier kleiner Negerlein lag bereit; aus den geduldig gesammelten Kupfern der Kleinen war das erkleckliche Sümmechen von zweimal einundzwanzig Mark erwachsen: genau der Preis für eine Koppel Heidenkinder. Nun handelte es sich darum, Pate und Patin für die kleinen Schwarzen zu bestimmen, und damit begann Willy Hübschs Verlegenheit. Er hatte seinerzeit, als er den Sammelkasten mit dem nickenden Negerbuben hatte aufstellen lassen, um später jedem Streit vorzubeugen, erklärt, es sollten die beiden fleissigsten und begabtesten Kinder der Schule sein. Das waren nun sonder Zweifel Adelheid und Theodor. Wollte also Herr Hübsch ritterlich sein und Wort halten, so musste er diese beiden nennen. Das stimmte nun aber schlecht mit dem neuen Kurs in Sinzen; nach diesem schien es eher angezeigt, die Adelheid mit dem Emil zusammenzubringen, besonders auch, da die Nennung des Riedesch zum Schöffin vor der Türe stand und er vielleicht ein Uebergehen seines Emil schlecht aufnehmen würde.

So wusste Herr Hübsch weder aus noch ein und in seiner Ratlosigkeit wandte er sich an seine Maus: „Was meinst du dazu, Liebste?“

Maus war seit dem letzten Sommer seine Frau geworden und brodierte, dicht an die Lampe gerückt, eine Blume auf ein feines Battisttuchlein, das stark nach Flieder duftete; denn Flieder war ihre Passion, sowohl in Farbe als auch in Duft.

Sie blickte ungeduldig zerstreut von ihrer Arbeit auf und fragte nicht eben freundlich:

„Was soll ich meinen und wozu?“

„Wen ich zum Paten nehmen soll,“ wiederholte er mit einer leisen Bedrängnis: den Theodor oder den Emil?“

„Aber hast du denn noch nicht gewählt?! Du solltest doch den Emil nennen!“

Der gereizte Ton in der Stimme seiner Maus liess Herrn Willy Hübsch nicht viel Gutes von einer Fürsprache für den kleinen Brandt erhoffen; dennoch bat er für ihn:

„Der arme Junge tut mir so leid; er hat so viel beigesteuert wie der Emil, wenn nicht gar mehr, und wenn er morgen übergangen wird, bricht es ihm das Herz.“

Maus sah, dass sie wieder einmal gegen die erbärmliche Weichheit ihres Mannes ankämpfen musste, wenn sein Zögern bei der Nennung des kleinen Riedesch nicht gar einen Versuch darstellte, sich ihrer Autorität zu entziehen. Sie steckte deshalb mit einem energischen Ruck die Nadel in den feinen Battist fest, zum Zeichen, dass sie bereit war, den Kampf aufzunehmen, wenn es einen solchen geben sollte, und sagte mit ärgerlicher Bestimmtheit:

„Und ich will, dass du den Emil nennst!“

Willy Hübsch sah vorwurfsvoll mahnend zu ihr auf:

„Wenn es nicht noch gerade am Christfest wäre!“

„Aber was hat denn das mit dem Christfest zu tun?“

„Mit dem Christfest! — Christus ist auch in einem Stalle geboren und auf einem Bündel Stroh. Wenn wir den Theodor verleugnen, verleugnen wir ihn.“

Maus kräuselte ihre Lippen in überlegenem Spott:

„So nimmst du wirklich an, dass das Christkind in seiner Krippe aufstehen wird, wenn du den Emil nennst und nicht den Theodor? Scheint dir dieser Akt so wichtig, dass der ganze Himmel sich darüber auf-

regen soll? Und hältst du dich für so bedeutend, dass du glaubst, Gott habe Tag und Nacht seine Augen auf deinem Tun?“

Willy Hübsch lächelte bitter:

„Oh nein, liebe Maus! — Aber, wenn wir christlicher denken wollten! Und christlich ist menschlich; vergiss das nicht!“

„Und vergiss du nicht,“ trumpfte sie ihn ärgerlich ab, „dass übertriebene Güte ein Stück von der Dummheit ist!“

Eine Bitternis stieg in ihm auf. Sie wusste gewiss nicht, wie wahr sie sagte. Er hatte ja auch sie nur aus übertriebener Gutherzigkeit genommen: ein kleines Nichts mit ein bisschen Fliederduft. Doch er durfte sich nicht eingestehen, dass die Schale, die er in der Hand hielt, leer war; denn er musste sie ja bis zum Ende halten und so tun, als ob es nichts Wertvolleres auf der Welt gäbe. Dies alles wehmutsvoll überdenkend, geriet er in eine grosse Not, aus der er keinen andern Ausweg fand, als dass er Maus an sich zog und küsste.

Sie verstand, dass es ihr Sieg war. „Also nennst du den Emil,“ schmeichelte sie, sich süß machend, und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Ja, Maus!“

„Nun bist du mein kluger Willy,“ lobte sie, ihn zärtlich streichelnd. Du weisst, dass man den Wind in seine Segel nehmen muss, wenn man leicht fahren soll; weshalb willst du gegen den Wind steuern? Du weisst auch, dass du noch vieles von dem Riedesch zu erbitten hast, und die Brandt können dir nichts geben!“

Willy Hübsch schwieg; das letzte Flämmchen von dem grossen Feuer der Menschenliebe, die einst so lichterloh in ihm gebrannt hatte, war am Erlöschen. Die Arme seiner Maus waren weich und ihre Lippen

schwellend; was sollte er mehr vom Leben begehren? Im Ofen bullerte lustig das Feuer, während draussen die Schneekörner, von einem eisigen Nordost getrieben, hart gegen die Fenster prasselten, und er hatte die Füße in warmen Kamelhaarpantoffeln. — Wer hatte schliesslich Recht auf der Welt, Christus, der am Hof an der Säule gebunden stand und aus seinen Geisselwunden blutete, oder Pilatus, der auf seinem Purpurbette schlief? Wer konnte eine richtige Antwort auf diese Frage geben . . . ?

Genau zu derselben Stunde, wo Willy Hübsch um einen Kuss seine Ehre verriet, hielt der kleine Brandt in der niedrigen Stube des Blindenhauses sein Probe-sprechen. Er stand stramm, die Fersen aneinander, die Hände fest an den Schenkeln, den Kopf hoch, wie Herr Hübsch es in der Schule forderte, und sagte seine „Heidentaufe“ auf.

Es war ein Gedicht, das Johannes einmal bei einer Preiseverteilung gesprochen hatte, und Theodor wollte nun Herrn Hübsch und der ganzen Schule eine Ueber-raschung damit machen für den Fall, dass er mit Adelheid genannt würde. Es handelte von zwei kleinen Negerwaisen, die von herzlosen Eltern an Händler ver-kaufte worden waren, und es schilderte in grellen Farben die Leiden der beiden Kleinen, die ein roher Wärter mit Schlägen vorantrieb, obschon ihnen die Füße bluteten und die nackten kleinen Körper über und über wund waren von Misshandlung und Krankheit. Irgendwo nun im fernen Europa war ein kleines Dorf, und in diesem Dorf eine Schule, und in dieser Schule stand ein Sammelkasten mit einem kleinen, nickenden Negerlein darauf, gerade wie in Sinzen. Und es war gerade um die Weihnachtszeit, wo das heilige Christ-kind in seiner Krippe im Stall zu Bethlehem geboren wurde, da zählte der Lehrer die Sparpfennige zusam-

men, und es wurden zweimal einundzwanzig Mark, genau der Betrag für den Freikauf zweier Negerkinder. Während der Lehrer noch zählte, nahm ein geflügelter weisser Engel ihm das Geld aus der Hand, trug es flugs hinüber nach dem heissen Afrika und legte es einem Pater in die Hände, den gerade sein Weg an dem traurigen Zuge vorbeiführte, in dem die beiden Kleinen mitgeschleppt wurden, und er kaufte sie frei.

Theodor trug das Gedicht mit einer natürlichen Lebendigkeit vor; denn die Dinge standen so lebhaft vor seinem Geist, dass sein Fühlen und Sprechen eins wurden.

Der blinde Johannes passte als Lehrer auf, und als Publikum figurierte jene Witwe, deren abenteuerliche Kuh er zur Weide trieb. Sie hörte mit tiefer Ergriffenheit der schlichten Erzählung zu. Das war alles so fern, und doch so nah, weil es so nahe am Menschenherzen war, und das Wunder des Engelfliegens nahm sie vertrauend hin, da es um die Zeit war, wo ein noch viel grösseres Wunder geschah, indem Christus im Stalle von einer Jungfrau geboren wurde und der Stern durch die Nacht wandelte, bis er über dem Stall von Bethlehem hielt . . .

Es schneite die ganze Nacht hindurch, und als Willy Hübsch am Morgen vor die Türe trat, fand er die Welt mit einer weissen Decke überzogen, so makellos eben und rein, dass es beinahe eine Sünde war, hineinzutreten; wie eine helle Kinderseele, empfand er, als er den Fuss hineinsetzte, und unwillkürlich dachte er an den kleinen Brandt und blickte nach einigen Schritten zurück: das schöne, gleichmässige Weiss war aufgestört, und es lief eine hässliche Spur hinter ihm her. So würde auch das ebene Weiss in der Seele dieses Kindes aufgestört sein, wenn er mit

seiner Patennennung hindurchgegangen wäre, und es würde eine ebenso hässliche Spur zurückbleiben . . .

Die Kinder waren schon vollzählig in der Schule, als ihr Lehrer eintrat, und sie grüssten mit einem lauteren „Gelobt sei Jesus Christus!“ als gewöhnlich, da ja heute das grosse Reich Christi um zwei Seelen bereichert werden sollte, die sie, die Kinder von Sinnen, hineinbringen würden. Das war schon Ursache genug, den Namen Gottes lauter auszusprechen, damit er auch richtig acht auf sie nehme und sein grosses Auge auf sie richte. In der Stunde nämlich, wo er Pate und Patin nennen würde, hatte ihnen Herr Hübsch, um ihr Interesse höher zu spannen, gesagt, würden die beiden da unten getauft, und so mussten in den nächsten Minuten zwei schwarze Seelchen ihren Anflug zum Himmel nehmen, und im Fliegen würden sie gewiss ganz weiß.

Es war also zu begreifen, dass sie mit Ungeduld auf die Nennung von Pate und Patin warteten, damit sich der Himmel öffnen und das gerettete Seelenpaar hineinfliegen könne.

Sie warteten allerdings auch noch aus einem andern Grunde mit Spannung auf die Bekanntgabe der beiden Ausgezeichneten. Es war nämlich durchgesickert, dass nicht der kleine Brandt mit der Adelheid genannt werden sollte, sondern der weisse Emil. Ja, es hatten sich sogar zwei Parteien gebildet, eine Brandt- und eine Riedeschpartei, deren Mitglieder heftig gegeneinander stritten. Die einen konnten sich nicht darin finden, dass das Recht so willkürlich umgebogen werden dürfte, und obgleich sie dem kleinen Theodor nicht besonders zugetan waren, forderten sie doch laut für ihn die Ehre, die ihm nach dem feierlichen und nicht widerrufenen Versprechen des Herrn Hübsch zukam. Den andern war es weniger

darum zu tun, dem kleinen Brandt diese Auszeichnung wegzunehmen, als einen Skandal heraufzubeschwören, der eine angenehme Abwechslung in den so monotonen Gang des Schullebens bringen könnte.

So warteten beide Parteien mit brennender Ungeduld auf das entscheidende Wort des Lehrers.

Herr Willy Hübsch hütete sich wohl, sofort mit seiner Nennung in diese gefährliche Spannung, deren Vorhandensein er mit feiner Witterung aufspürte, hineinzufahren und möglicherweise einen gefährlichen Sturm wachzurufen. Er wollte vorerst ihren Eifer etwas abkühlen, und so erging er sich in einer lang sich hinschleppenden Schilderung über den Wert der christlichen Kulturbestrebungen im allgemeinen, dann über die Missionstätigkeit im besonderen. Daran anschliessend, schilderte er die Leiden der Negerkinder, die oft von den eigenen Eltern gequält und an wilde Menschen verkauft würden, und die dann flehentlich ihre kleinen schwarzen Händchen nach dem weissen Pater ausstreckten, dem aber oft das nötige Geld fehle, um sie zu erlösen. Nun hätten sie Sinzener Kinder, fuhr er dann, vorsichtig seinem Ziele näher rückend, fort, einem solchen weissen Pater in jede Hand den Kaufpreis für so ein armes farbiges Geschöpf gedrückt, und heute, an diesem Morgen, in der Stunde, wo er hier zu ihnen spreche, würden zwei von ihnen getauft, und zwar, wie er es ihnen versprochen, auf den Namen zweier Sinzener Kinder . . .

Er schickte, da nun die Nennung sich nicht länger hinausschieben liess, einen prüfenden Blick in die Schule, um die Stimmung zu erkunden. Sie hatte sich tatsächlich gekühlt; aber gerade an diesem Blick entzündeten sich alle Augen neu, und alle Leidenschaften flammten wieder auf. Jetzt musste es kommen: der Brandt oder der Riedesch . . .?

Es kam gar nichts ausser einem kaum merklichen Lächeln, das sich mit hinterhältiger Verschmitztheit auf dem Gesicht des Herrn Hübsch festlegte. Er würde dieses boshaft neugierige, kleine Affenvolk denn doch noch um die Ecke bringen! Und er fuhr, mit klug verschleierter Ironie den Ton überzeugter Frömmigkeit anschlagend, fort:

„Und wie die kleinen Schwarzen in dieser Stunde für uns beten, so wollen wir für sie ein Vaterunser sprechen, damit sie der hohen Gnade würdig werden, die ihnen widerfährt, und Gott ihnen die Tugend gibt, auf dem Wege des Heils weiter zu gehen, auf den sie heute gesetzt werden. Mögen sie besonders starke Beschützer finden an ihren heiligen Patronen: das kleine schwarze Mädchen an der hl. Adelheid, der kleine schwarze Junge an dem hl. Emil; denn auf diese Namen werden sie nach der Adelheid François und dem Emil Riedesch getauft.“

Die Nennung war also da; aber sie war so unvermutet und in einer so unerwarteten Art gekommen, dass die Kinder erst ganz verwirrt da sassen, und noch ehe sie richtig erfasst hatten, was geschehen war, erstickte Herr Willy Hübsch alle Regungen zu irgend einem Widerspruch mit der heiligen Last seines angekündigten Gebetes:

„Vater unser, der du bist im Himmel . . .“

Auf das erste Vaterunser liess er ein zweites, auf das zweite ein drittes folgen, und dann klatschte er dem ersten, der nach beendigtem Gebet mit hämisch forschendem Blick nach dem kleinen Brandt hinschielte, eine solche Backpfeife auf, dass allen andern die Lust zu irgend einer Aeusserung, sei es auch nur durch einen Blick, verging.

Es tat ihm ja selbst wohl leid um den armen Brandt, den er so getreten hatte und der wie zer-

schmettert dasass und doch nicht wagte, Weh zu rufen. Aber wie hatte Maus ihm gesagt: „Ja, wenn man auf alle Blumen achten soll, dass keine zertreten werde, wer will da noch durch eine Wiese gehen?“ Es ging sich aber sonder Zweifel dort weicher als auf einem harten, steinigen Weg, auf dem man sich nur die Füße wundlief.

In der Stube des Blinden brannte an jenem Abend kein Licht. Johannes brauchte keins und Theodor konnte keins vertragen. Er hatte noch den ganzen Tag über keinen Bissen zu sich genommen und kauerte, das Herz voll unsäglicher Bedrängnis, in der Ofenecke, die Augen starr auf dem Dunkel des Fensters: Oh, wenn sie doch immer bliebe, diese Nacht, und kein Morgen mehr nach ihr käme!

Da hub Johannes, der das Herz des Kleinen weinen hörte, leise an, das Christlied zu singen:

„Ein Kind geboren zu Bethlehem, Alleluja!
Des freuet sich Jerusalem, Alle - Alleluja!
Es lieget in der Kripp' im Stall, Alleluja!
Der Herr, der herrschet überall, Alle - Alleluja!“

Er wusste keinen besseren Trost für den kleinen Bruder, als das Lied von Bethlehem.

Weiss und weich legte sich, während er sang, der Schnee hoch und höher ans Fenster, jeden fremden Laut erstickend.

„Er ist in einem Stalle geboren worden, und die Menschen haben ihn ans Kreuz geschlagen, obschon er ihnen nur Gutes tat“, tröstete Johannes mit seiner tiefen, ruhigen Stimme, als das Lied zu Ende war. „Und du machst dir so viel daraus, dass dir diese kleine Ehre entging!“

Der Zuspruch des Bruders vertiefte nur des Kleinen Schmerz; es war ja nicht wegen der Demütigung, dass er litt, sondern weil der andere mit der Adelheid genannt worden war. Nur durfte er das nicht sagen.

Johannes schloss aus dem Schweigen Theodors auf Verstocktheit. „Du musst leiden lernen“, mahnte er, in seine Stimme den Ausdruck eines tiefen Mitempfindens, aber auch einer entschlossenen Festigkeit legend. „Sieh, ich leide Tag und Nacht an meiner Blindheit! Und hast du mich je klagen gehört?“ — Dann schwieg auch er, und zwischen den beiden war nur noch Gott und die Nacht . . .

Genau um die Zeit flogen die Engel durch den funkelnden Sternenhimmel und entrollten über die Welt ihr leuchtendes Band, auf dem die frohe Botschaft geschrieben steht: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“

Langsam erhellte sich das tiefe Dunkel der Nacht, und tausende und abertausende von Kirchen erglühten vom Schein der Weihnachtslichter. Auch in der Kirche von Sinzen brannten sie in allen Fenstern, und in allen Nischen und auf den Sockeln der Heiligenbilder standen Näpfchen mit Wachs und brannten. Auf dem einen Seitenaltar, zu Füßen der Muttergottes, die, auf der Weltkugel stehend, einen Halbmond und eine Schlange unter ihrer Ferse hielt, schimmerte ein Glasschrein, und darin lag auf einer Handvoll gelbem Stroh, nur mit einem dünnen Hemdlein bekleidet, nackt und bloss, das Christkindlein, obschon es so kalt war, dass die Mauern funkelten.

Es war Herrn Beyl oft angetragen worden, das primitive Sinzener Krippchen durch ein figurenreiches Bethlehem zu ersetzen, aber er hatte nicht gewollt; es war so herzlich, dieses Kindlein in seinem Glasschrein, so recht aus dem Eis und dem Licht geboren: ein richtiger Gott der Armen.

Vor dem Schrein kniete im niedrigen Kinderbänkchen der kleine Theodor. Er war schon lange vor den anderen da, weil er den Johannes durch den hohen

Schnee hatte bringen müssen. Lange sass er allein vor dem leuchtenden Krippchen in der eisigen Kälte, und der Hauch froh ihm vor dem Mund. Aber er konnte die Augen nicht von dem Kindlein wenden, das lächelnd seine Aermchen auftrat: „Komm auch du, kleiner Junge, kühle deinen Schmerz an meinem weissen Wachs!“

Da wurde ihm gar seltsam zu Mute, so als ob er nur mehr halb auf der Bank knie und halb mit im Schreine sei. Er nahm nur noch dumpf wahr, wie die Kirche sich füllte und Schatten neben ihm hinknieten. Er merkte auch nichts mehr von den funkelnden Eiskristallen an den Wänden und fühlte nicht, dass die Füsse ihm auf dem kalten Steinboden froren. Nur einen Sang hörte er und ein Orgelspiel, alles jedoch wie aus weiter, weiter Ferne:

„Ein Kind geboren in Bethlehem . . .“

Er sah noch gerade das glitzernde Messgewand von Pfarrer Beyl am Altar aufblitzen, dann fingen all die Lichter vor seinen Augen zu tanzen an, zogen wirre Schleifen, schwankten, und dann riss es ihn in eine stockfinstere Nacht. Mit einem leisen Stöhnen brach er zusammen und schlug mit der Stirn hart auf die scharfe Stufenkante des Altars . . .

Ueber drei Wochen behielt der kleine Brandt seine Stirnwunde. Sie wollte allen Salben zum Trotz nicht heilen, und drei Wochen kam er nun schon mit seiner Binde zu Schule und Kirche.

Das war äusserst unangenehm für Herrn Hübsch. Der Kleine ging wie ein wandelnder Vorwurf umher, und mit jedem Tag, um den sich sein Stirnleiden verlängerte, wuchs der murrende Unmut gegen den Lehrer. Schon lange hatte kein Ereignis mehr soviel Staub aufgewirbelt, wie diese Patennennung, die nach allen Seiten besichtet und belichtet wurde; ja, sie drohte

sogar, sich zu einer politischen Angelegenheit grössten Stils auszuwachsen. Es bildete sich nämlich eine Brandtpartei, die sich besonders aus den ärmeren Wählern rekrutierte und offen damit drohte, den roten Krieg in die Gemeinde zu tragen, um dem Uebermut der Reichen und Mächtigen einen Damm entgegenzusetzen.

Ein solche Wendung der Dinge war naturgemäss dem Riedesch äusserst unwillkommen, und er beeilte sich, einen energischen Strich zwischen sich und Herrn Willy Hübsch zu ziehen. Er sagte allen, die es hören wollten, dass es eine Plumpheit sondergleichen vonseiten des Lehrers gewesen sei, seinen Emil an Stelle des kleinen Brandt zu nennen, der offenbar nach dem gemachten Versprechen die grösseren Rechte gehabt hätte. Sollte aber Herr Willy Hübsch, oder besser, seine Maus, mit dieser Nennung irgend etwas habe bedeuten wollen, so wären sie besser beraten gewesen, wenn sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten gekümmert hätten; die seinen wisse er schon selbst zu lenken, und er lenke sie, wie es ihm beliebe.

Maus war wegen all dieser Vorkommnisse ungeniessbar. Statt sich selbst anzuklagen, wie es sich geziemt hätte, liess sie ihrem Willy keine friedliche Stunde mehr. Es könne nur ein Mensch von so erschütternder Einfalt, wie er sie sein eigen nenne, zeterte sie, sich so kindisch dumm durch ein Versprechen binden. Und nachdem er dann selbst mit seinen erbärmlichen Skrupeln aus einer Mücke einen Elefanten gemacht hätte, dürfe er sich nicht wundern, wenn das Ungetüm ihn jetzt unter die Füsse nehme und auf ihm herumtrampele. Sah sie aber gar den kleinen Brandt mit seiner Binde, so geriet sie ausser sich vor Wut und wünschte alle getauften und ungetauften Neger in den tiefsten Höllenpfuhl.

Nun wohnte jenseits der Landesgrenze in dem preussischen Dörfchen Euren eine weise Frau, die im Rufe stand, alle Wunden unbesehen heilen zu können, auch die schlimmsten und hartnäckigsten. Zu dieser entschloss sich Herr Hübsch zu pilgern, da seine Maus ihm das Leben unerträglich machte, und er kam mit einer Salbe zurück, die tatsächlich das erwartete Wunder wirkte; am siebenten Tage, nachdem er sie in Gebrauch genommen hatte, war der Junge von seiner Schmarre geheilt.

Zwar ahnte der blinde Johannes den Zusammenhang der Dinge; doch sagte er dem Kleinen vor, der Lehrer habe so gutmachen wollen, was er an ihm gesündigt, und nun sei es auch an ihm zu verzeihen.

Theodor hörte solche Worte gerne, da sie voll süssen Trostes waren. Er zeigte sich wieder gefügig und froh und bestrebte sich, durch angestrengten Fleiss und mustergiltiges Betragen, den Abstand zwischen sich und dem Emil möglichst gross zu machen; das sollte seine ganze Rache sein.

So nahmen die Dinge einen ruhigeren Lauf, und der Himmel schien sich wieder heller über Sinzen zu wölben.

Da entwickelte sich aus einer heiteren Sommerwolke ein neuer Sturm.

Peter Riedesch war zum Schöffen ernannt worden, und es musste ihm nach altem Brauch ein Baum gerichtet werden.

Der weisse Herzog nahm die Angelegenheit in die Hand. Es schien ihm ritterlich, bei der Ehrung eines alten Feindes die Führung zu übernehmen, und er wollte damit beweisen, dass er Lebensart hatte. Eins aber musste daneben auf jeden Fall erreicht werden. Das Gerücht von der Bildung des Bundes der „Roten“ wollte nicht verstummen. Die mussten erdrückt

werden. Sie mussten es werden durch den Glanz dieses Festes, das ihnen eine geschlossene, mächtige Bauernfront entgegenstellen würde. Er beabsichtigte, eine glänzende Kavalkade aufzuziehen, von der jene anderen so gut wie ausgeschlossen wären, es sei denn, sie wollten auf ihren Kühen mitreiten; denn so radikal er auch sonstwie war, er liebte die Roten nicht. Hier wurden Instinkte lebendig, die er wohl aus einer fernen Vergangenheit, die ihm selbst unbekannt war, herüber bekommen hatte.

Bei seiner stark betonten Einstellung zum Schöngeistigen schien es ihm auch unerlässlich, die festliche Begebenheit in einem Gedicht zu feiern; das sollte dem Ganzen gewissermassen die Krone aufsetzen und dem Ereignis die Weihe jener Poesie geben, die alles Grosse auf Erden bis an die Sterne hebt und auch dem Kleinsten Glanz und Schimmer verleiht, wenn sie es anhaucht.

Er suchte deshalb, da er selbst wenig sicher in der Metrik und nicht findig genug im Reimen war, auch durch anderweitige Beschäftigungen zu sehr angehalten wurde, Herrn Willy Hübsch auf. setzte ihm auseinander, aus welchen Gründen ein Gedicht am Platze sei, liess auch durchblicken, dass der Riedesch sich gewiss für eine solche Aufmerksamkeit erkenntlich zeigen würde, und dass es die beste Gelegenheit sei, die leidige Geschichte von der Patennennung ins Vergessen zu bringen; kurz, er liess kein Mittel unversucht, um ihn zu bewegen, für die Gelegenheit einen Spruch zu besorgen.

Willy Hübsch sträubte sich erst gegen das Ansinnen, da er ein schlechter Verseemacher war und es wusste. Aber dann nahm ihn, als der weisse Herzog fort war, seine Maus ins Gebet, und durch Sarkasmus,

Drohung und Gunstversprechen brachte sie ihn soweit, dass er einen Versuch zugestand.

Es ging wider alles Erwarten gut, und er hatte sich auch, wenigstens was seine Maus anbelangte, nicht über seinen Entschluss zu beklagen. Sie war von heute auf morgen wie umgewandelt, und er erlebte nur mehr Freude an ihr. Den ganzen Tag über sang sie bei der Arbeit, um ihn bei guter Laune zu halten, und sie fütterte ihn mit den ausgewähltesten Leckerbissen. Zog er sich aber zum Dichten zurück, so wehrte sie jeden Lärm vom Haus ab, trieb jeden Hund fort, der bellte, jagte jedes Huhn, das gackerte. Während all dieser Zeit wurde beim Nachtessen, wenn sie gemütlich in der warmen Stube beisammen sassen, als besonderer Schmaus die Ernte des Tages aufgetragen, und all diese Ernteabende wurden zu Festabenden; denn immer gab es neue Bilder zu bestaunen, neue Reime zu bewundern, und jeden besonderen Fund belohnte sie mit einer besonderen Zärtlichkeit.

So dichtete Herr Willy Hübsch vierzehn Tage lang und brachte zwanzig Strophenwunder zur Welt. Es war dies eine Leistung, wie er sich dieselbe in se'nen kühnsten Träumen nicht zugetraut hätte; überdies wurde er dabei feist und rund, und Maus blühte auf wie eine Heckenrose im Mai.

Ein nicht minder erfreulicher Erfolg war es, als der kleine Brandt sich bewegen liess, das Gedicht auswendig zu lernen und es bei der Feier zu sprechen. Das war vornehmer und unter den gegebenen Umständen beinahe rührend; denn so musste das ganze Gerede von Zank und Streit fallen, das einige aufbringen wollten, und alle könnten sich in schönster Harmonie um den festlich geschmückten Baum zusammenfinden, der so nicht nur ein Wahrzeichen der Frei-

heit, sondern auch ein Symbol des Friedens und der so nützlichen und geschätzten Eintracht wäre.

Die Feier des Baumrichtens war auf den Fastnachtsdienstag angesagt. Das Wetter war frostig klar, wie für eine Kavalkade eigens gemacht. Es war wohl ein bisschen Glattels, und es wehte ein scharfer preussischer Wind; aber das gab der Fahrt nur einen prickelnden Anreiz, und die Bänder und Fähnchen, mit denen Ross und Reiter geschmückt waren, wehten um so lustiger im Wind. Es war auch gerade in dem Jahr ein süffiger Wein an der Mosel gewachsen, und so ging die frohe, rappende Fahrt unter reichlichen Güssen durch die Nachbardörfer, ein gutes halbes Hundert Reiter mit dem weissen Herzog an der Spitze, und hinterher folgte, von acht kräftigen Belgierpferden gezogen, auf masslos gestrecktem Wagen die riesig lange, schlanke Ehrentanne, deren grüner Wedel, reich mit Fähnchen in den lebhaften Heimatfarben geschmückt, weit hinterher folgte, von den Schlägen der Räder in den Weglöchern lustig geschüttelt.

Es war stark drei Uhr am Nachmittag, als die ersten Reiter auf Riedesch einritten. Das Richten des Baumes brachte bei der schwankenden Unsicherheit der Werker und dem steifen Beharren des bockig widerstrebenden Objekts einige recht aufregende Momente; doch schliesslich stand er, mit starken Holzscheiten lotrecht gekeilt, in seiner tiefen Grube, und all die Fähnlein hoch oben knatterten hart im Zuge des scharfen Nordost.

Da ritt der weisse Herzog gar zierlich vor die hohe Haustreppe, auf deren breitem, steinernem Flur der Riedesch-Peter mit seinem Anhang Platz genommen hatte, brachte ihm im Namen der ganzen Gemeinde die herzlichsten Glückwünsche zu seiner Schöffenernen-

nung und prophezeite ihm eine an Erfolgen reiche Zukunft.

Auf diese Ansprache sollte programmgemäss das Gedicht des Herrn Willy Hübsch folgen; der kleine Brandt jedoch, der es zu sprechen hatte, war nirgends zu finden. Alle Buben waren zugegen; nur gerade der fehlte, auf den es ankam.

Man suchte nach ihm, man rief ihn, erst ohne an ein Arg zu denken, nur etwas ungeduldig, weil durch den unerwarteten Zwischenfall der regelrechte Verlauf der Feier gehemmt und der sehnlichst erwartete Augenblick des Imbisses, der das Fest beschliessen sollte, über Gebühr hinausgezögert wurde.

Daher jagten die anwesenden Buben, von den Aeltern gehetzt, wie Spürhunde über den ganzen Hof und durch die Nachbarschaft, um den Vermissten aufzustöbern; doch all ihre Mühe war umsonst, es war kein Brandt zu finden.

Da begann allmählich das Verständnis aufzudämmern: der kleine Brandt war nicht da, weil er nicht da sein wollte; es war seine Rache für die Patennennung.

Diese Erkenntnis änderte die Lage der Dinge von Grund aus; die öffentliche Meinung schlug mit der ihr eigenen Beweglichkeit um und kehrte sich gegen Herrn Willy Hübsch. Viele von den bebänderten und bewimpelten Reitern waren, im Grunde genommen, dem Schulmeister, den sie für nichts anders als einen gut besoldeten Nichtstuer hielten, wenig hold. Sie gönnten ihm deshalb diese Unannehmlichkeit von ganzem Herzen, und da der Wein ihre Zungen gelöst und ihre Augen kühn gemacht hatte, taten sie ihren Gefühlen wenig Zwang an. Herr Willy Hübsch kochte vor Wut. Nicht nur zerrann das schöne Bild von der Eintracht, das er der versammelten Gemeinde hatte

vormalen wollen, in nichts; nicht nur ging ihm der Dichterruhm verloren, auf den er schon während des ganzen Tages vorfeiernd getrunken; nein, es wagte es auch der kleinste Knirps, ihm zu trotzen, und das bei solcher Feier und im Angesicht der ganzen Gemeinde!

Und doch brachte kein Aerger den kleinen Unhold herbei. Es gab schlechtweg nur ein Mittel, sein Ansehen zu retten: gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sein Gedicht selbst zu lesen.

Zum Glück hatte er auf alle Fälle eine Abschrift desselben zu sich gesteckt, und so stellte er sich in Positur, mit der einen Hand zur Vorsicht an das Trep-pengeländer greifend, da seine Knie eine merkwürdig starke Neigung zeigten, ihm unter dem Leibe weg-zutanzeln.

Es wurde eine hämisch lauernde Stille um ihn, nur unterbrochen durch das Geknatter der Fähnchen hoch oben im Friedensbaum.

Eine leichte Verneigung gegen den Riedesch, der bemüht war, sich einen Ausdruck heiterer und doch besorgter Würde zu geben, und Herr Willy Hübsch begann mit pathetisch gehobener Stimme seinen Spruch:

Erfüllt ist deines Lebens Traum,
Du stehst heut auf des Glückes Gipfel;
Wir richten dir den Ehrenbaum,
Mit buntbeflaggtem grünem Wipfel.

Er wiegte sich am Waldesrand,
In Windes Wehn und Sturmes Brausen . . .

Da musste das Fatale geschehen. Ein Windstoss, weiss Gott von welchem tückischen Geist geblasen, nahm ihm, ehe er sich dessen versah, das Blatt aus der Hand, hob es vor seinen erstaunt verwirrten Blicken kreiselnd hoch, immer höher bis über das Dach hinaus, wo es der Zug des Nordost erfasste und in

raschem Fluge nach Süden trug. Noch eine Weile erglänzte es silbern am Himmel; dann verlor es sich im Licht.

Bei klarem Kopf und ruhigem Denken hätte Herr Willy Hübsch mit Leichtigkeit den abgerissenen Faden wiedergefunden, da er sein Gedicht auch auswendig wusste; aber so brachte er mit dem besten Willen der Welt nichts mehr hinter das Sturmgebräus. Sein Gedicht musste ungesprochen bleiben. Dafür wurde das Fest um so lustiger. Es ist bekanntlich des Bauern grösstes Vergnügen, sich am Gelehrten zu reiben, wenn er sicher ist, nicht zu viel Haare dabei zu verlieren. Und nun gab das Gedichtabenteuer des Schulmeisters ihrer Spottlust ein ebenso unbegrenztes wie ergiebiges und ungefährliches Betätigungsfeld! Sie brachten ihn beinahe um, und die Ausgelassenheit erreichte damit ihren Gipfelpunkt, dass ein paar kühne Burschen einen Strohkranz hereinbrachten und ihn dem unglücklichen Willy feierlich als Dichterkrone aufsetzten.

Willy Hübsch gab sich den Anschein, als nehme er alles von der heiteren Seite, und er lachte selbst am lautesten über all die Spässe, die mit ihm getrieben wurden; aber in Wirklichkeit war seine Eigenliebe bis auf den Tod verwundet, und er schwor mit einer Verbissenheit, die um so böser und gedrängter war, als sein Aerger sich auf keine Weise Luft machen konnte, dem kleinen Unhold eine blutige Rache für seine tückisch feige Tat.

Der folgende Tag war der Aschermittwoch. Der Wind war in der Nacht umgeschlagen, und es fiel ein eisig kalter Regen, der dem an sich trüben Tag ein noch trüberes Aussehen gab. Der kleine Brandt kam mit den andern Kindern von der Messe und trug sein Aschenkreuz auf der Stirne wie sie; nur war es, da Herr Beyl gerade bei ihm den Daumen wieder frisch

in den Aschenbrei getunkt hatte, dicker als das der andern geworden, so dass er eigens gezeichnet schien.

In der That, die Strafe würde wohl unerhört sein, und wenn ihr Ausmass im Verhältnis zu dem Spott stünde, den Herr Willy Hübsch hatte überstehen müssen, so konnte einem aufrichtig leid tun um den armen Schelm.

Je nachdem die Kinder geartet waren, hatten sie schon im voraus Mitleid mit dem armen Sünder, der keinen Schützer über sich hatte, als den blinden Johannes, und so gingen sie selbst von Sorgen beschwert und dachten voll Angst an das kommende Gericht; oder sie sahen mit gespanntester Erwartung den kommenden Dingen entgegen, indem jede Exekution für ein anziehendes Schauspiel galt, das um so fesselnder wirkte, je dichter und härter die Schläge fielen und je gestraffter und trotziger auf beiden Seiten der Wille war. Diese letzteren, bei weitem die Ueberzahl, verhetzten den Kleinen noch mehr: es sei recht so, dass er sich Genugthuung verschafft habe für seine Uebergang bei der Patennennung; denn ihm habe diese Ehre zugestanden, nicht dem weissen Emil, der ihm den Platz gestohlen wie der Esau in der Bibel dem Jakob die Erstgeburt. Zu gleicher Zeit lästerten sie Adelheid, die letzten Endes schuld an allen Schlägen sei, die er jetzt erhalten werde, weil sie den Weissen als Gevatter hätte ablehnen müssen: Anschuldigungen, gegen die das Mädchen sich vergeblich zu verteidigen suchte, da sie die lautere Wahrheit enthielten und durch keinen Trotz und keine Tränen falsch gemacht werden konnten.

Der keine Brandt jedoch ging ruhig und still seines Weges. Er hatte den Mut nicht zu prahlen, wollte aber auch nicht bangherzig scheinen. Er weigerte sich auch, den Rindertalg anzunehmen, der ihm von verschiedenen Seiten angeboten wurde, um seine Hände

damit einzureiben und sie gegen die Schläge härter zu machen. Er wollte ganz allein und ohne jegliche fremde Beihilfe das zu Ende tragen, was einzuleiten er allein den Mut gefunden hatte. Dabei erfüllte es ihn allerdings mit unendlicher Genugtuung, dass andere laut sagten, was er fest entschlossen war, nicht um den Preis seines Lebens zu sagen: nämlich, Adelheid trage die Schuld an allem, und alles, was geschehe, geschehe ihretwegen.

Ihr Wissen um die Dinge, ihre Tränen besonders die gewiss schon ein Anfang der Reue waren, machten sie zur schuldigen Mitspielerin in dem Drama, das sich vorbereitete, und sein Wunsch, die treulose Freundin durch sein Leiden zu quälen und sie unter ihrem Schuldbewusstsein zusammenbrechen zu sehen, steigerte seinen Leidenswillen bis zu jener Höhe der Ueberspannung, in der sich der Schmerz und sogar der Tod in Süßigkeit wandeln, weil sie eine Flamme entzündet, die irgend ein treuloses Herz zu Tode quälen wird.

Herr Willy Hübsch war kein Henker; er hatte eher ein gutes Herz, das weichen Regungen stets offen stand; nur war er in seinen Stimmungen starken Schwankungen unterworfen und nach Art überempfindlicher Menschen leicht aufgebracht und in einen gefürchteten Jähzorn hineingetrieben, der ihn alle vernünftigen Masse vergessen liess.

Heute befand er sich zudem in einer gefährlich gereizten Stimmung. Der Kopf brummte ihm wie eine Negertrommel, und er hatte ein Gefühl, als seien alle seine Haare fingerdick geschwollen. Doch das war nichts gegen die giftig brennenden Nachwirkungen aller Stiche, mit denen ihn Maus bei seiner Rückkehr vom Baumrichten und den ganzen frühen Morgen gequält hatte. Sie hatte ihm schlimmer zugesetzt als ein

ganzer Schwarm zur Wut gestochener Wespen; er war wie toll davon, und wenn er nun noch an all die Güte dachte, die er in den letzten Wochen an dem kleinen Unhold verschwendet hatte: an den mühseligen Gang nach Euren, an die Pflasterung der Wunde, die er persönlich vorgenommen; an die vielen guten Worte, die er ihm gegeben, in der Meinung, dass er ihm sein Gedicht sagen würde . . .

Nein, es war nicht zu ertragen, und schon gabelten sich, unter der dünnen Haut aufquellend, die gefürchteten Zornadern auf seiner Stirn. Er hatte nicht einmal die Geduld zu dem üblichen Gebet, sondern fuhr den Kleinen hart und zornig an:

„Wo warst du gestern, Brandt?“

Es gab eine bleiche Stille, und alle Herzen nahmen einen rascheren Schlag . . .

Der kleine Brandt stand höflich auf und schwieg.

„Wo warst du?“ fragte Willy Hübsch zum zweiten Male mit drohend gehobener Stimme, und die Zornadern füllten sich bis zum Platzen.

Theodor schwieg weiter, die Augen in eine Ecke des Schulzimmers gerichtet . . .

„Wo warst du?“ Zum dritten und zum letzten Male! Ich gebe dir Bedenkzeit bis drei: eins . . . zwei . . .“

Herr Willy Hübsch war bleich wie Marmor; seine Augen schossen Flammen, und seine Stimme bebte vor Wut . . .

Brandt nahm seine Augen von der Zimmerecke weg und liess sie über die Schule gleiten, wie um alle zu Zeugen anzurufen für das, was nun geschehen sollte, nur die eine sah er nicht an; mochte sie an ihrem Schuldbewusstsein ersticken.

Die Spannung war furchtbar. „So sprich doch!“ bettelten die einen mit stummen Augen, und die andern

blitzten ihm Mut zu: „Brav so! Halte dich tapfer! Sprich nicht!“

„. . . und drei!“ zählte Willy Hübsch mit der unerbittlichen Härte des Schicksals, das sich erfüllt . . .

Der kleine Brandt sah ihm jetzt ruhig in die Augen, kalt, wortlos; es war die furchtbarste der Anklagen:

„Du warst ungerecht gegen mich, du darfst schlagen, aber das Unrecht bleibt . . .“

Willy Hübsch verlor vollständig die Herrschaft über sich. „Zwanzig Paar Stockschläge auf die Hände, wegen grundsätzlicher Verstocktheit!“ schrie er, die bereitliegende Rute vom Pult reissend, und schlug mit unmenschlicher Härte auf die gehorsam hingehaltenen Hände.

Eine Unruhe ging durch die Bänke wegen der zu hohen Zahl der Schläge, und noch mehr wegen des zu starken Ausholens, das gegen alles Gesetz und Herkommen war.

Willy Hübsch schlug nur um so härter auf.

Die sechs ersten Paar nahm der kleine Sünder gelassen hin; das war in dem gewöhnlichen Rahmen des Strafmasses, wenn auch der Zuschlag härter war als erlaubt; auch die vier folgenden Paare ertrug er noch tapfer, aber es war schon deutlich zu sehen, wie das Ausstrecken der Hände ihm schwer wurde.

Es war ein Duell, ein grausames Duell zwischen zwei Willen . . .

Bei der elften Runde begann er zu zucken, und das Stockende traf die Fingerspitzen, dass er leise aufwimmerte.

Die kleinsten unter den Kindern begannen zu weinen, und in den Bänken der Grossen fing es unruhig zu murren an. . . .

Herr Willy Hübsch unterbrach eine Sekunde seine Exekution:

„Willst du nun sagen, weshalb du gestern nicht da warst, Bube?“

Eine Sekunde gequälter Angst: „So rede doch, rede! Er schlägt dich ja sonst tot!“ Sie riefen es jetzt laut und unter Tränen . . .

Weisses Schweigen . . .

Und wieder saust die lange, weisse Haselgerte zischend auf die dick geschwollenen Handflächen, die wie Feuer glühen: die zwölfte Runde. Bei der dreizehnten springt die Haut auf, und es spritzt Blut . . .

Da geht ein Aufschrei durch die Schule. Die Kinder gehen mit den Bänken hoch, und Adelheid springt, den kleinen Brandt zurückreichend, vor Herrn Hübsch:

„Da, wenn Sie noch schlagen wollen, so treffen Sie mich!“ Und sie streckte trotzig die Hand vor.

Herr Hübsch hielt den Stock, der schon wieder geschwungen war, noch rechtzeitig an; dafür klatschte er der Ueberkühnen eine schallende Ohrfeige an und warf sie an ihre Stelle zurück, den allgemeinen Tumult mit zornigen Worten und wütenden Drohungen niederkämpfend.

Den kleinen Brandt pakte er am Kragen und schob ihn in den Holzschuppen, der durch eine Tür mit der Schule verbunden war, um nicht in die Versuchung zu kommen, ihn totzuschlagen.

Dann warnte er die andern eindringlich vor jeder Widersetzlichkeit. Und sie sollten nicht glauben noch weiter erzählen, dass der Brandt gestraft worden sei, weil er das Gedicht nicht aufgesagt hätte; sondern wegen seiner Widerspenstigkeit und vorsätzlichen Verstocktheit sei er gestraft worden, und es sei Pflicht der Erzieher, den unbeugsamen Kindern den Willen zu brechen. Besser, sie lernten das Biegen noch hier in der Schule, als später im Leben, wo daraus leicht

ein Brechen werde. — Darauf begann die eigentliche Schule . . .

Aber weder Regel de tri noch französische Vokabeln noch deutscher Aufsatz fanden die geringste Aufmerksamkeit; die Gemüter waren zu tief aufgepflügt . . .

Draussen gab es nach Schulschluss noch ein kurzes, heftiges Nachspiel. Da der weisse Emil, aufgebracht über das Benehmen Adelheids, ihr in heftigen und herausfordernden Worten die Parteinahme für den kleinen Brandt vorwarf, gab sie ihm, statt jeglicher Antwort, eine schallende Ohrfeige und stiess ihn mit beiden Fäusten so vor die Brust, dass er rückwärts stolpernd, in die Schulhecke fiel, mitten in das brennende junge Nesselgrün, das gerade hier an einem sonnigen Plätzchen üppig zu wuchern begonnen hatte. Darauf spuckte sie ihm noch, um ihn die ganze Tiefe ihrer Verachtung fühlen zu lassen, mitten ins Gesicht.

Der Weisse raffte sich ruhig aus den Nesseln auf, wischte sich die Spucke mit dem Aermel weg, setzte seine Mütze, die ihm abgefallen war, wieder auf. „Und sein Vater brennt doch in der Hölle“, rief er verbissen höhrend, seiner gewesenen Freundin zu. „Und wenn du es nicht wissen solltest, so sage ich es dir: er hat dem Müller die Schleuse ziehen wollen, um ihm das Wasser in die Mühle zu treiben und er ist schuld an seinem Tode; er ist ein Mörder.“ Dann drehte er sich um und ging trotzig stolz auf Riedesch zu.

„Weisser Teufel,“ schrie sie ihm nach, in dieses eine Wort ihre ganze Entrüstung und ihren ganzen Zorn legend; die Hölle ist nicht tief genug für dich!“ Und in ihrem verächtlichen Eifer spuckte sie noch einmal nach ihm, ohne ihn jedoch zu treffen.

Adelheid sass rittlings auf dem Knie des weissen Herzogs, der sie Hühpferdchen springen liess wie zu ihrer Kleinkinderzeit und dazu den bekannten Reim von des Bauern liederlichem Füllen sang:

Seit sie ein wacheres Auge auf die Dinge des Lebens zu haben begann, wurde ihr der Vater, dessen neckisch launische Art ihr über alle Maßen gefiel, mit jedem Tag lieber. Da gab es keine Spur von Gesetz oder Regel, und sie fand in dieser gänzlichen Ungebundenheit in gewissem Sinn eine Entschädigung für den Zwang, den ihr die Mutter antat, indem sie ihre Freiheit durch einen ganzen Haufen von Vorschriften einengte.

Es gab noch einen zweiten Grund, weshalb Adelheid sich langsam von der Mutter ab- und dem Vater zukehrte.

Nicht nur leitete das Dämchen, in der stetigen Angst, Adelheid möchte werden wie der Vater, beständig an ihr und beschnitt unbarmherzig alles, was an ihr wild ranken wollte; sie wurde auch, infolge einer Nervenschwäche, die mit ihrem stetig sich verschlechternden Gesundheitszustand zunahm, überempfindlich und zeigte sich oft mürrisch gereizt: ein Zustand, der Adelheid hinderte, zu ihr in das Verhältnis jener ruhig vertrauenden Liebe zu kommen, die im Leben des Kindes den unerschütterlich festen Pol bilden soll, um den es zuversichtlich seine ersten Lebenskreise ziehen kann. Es kam noch hinzu, dass der Vater sie durch ein vielseitiges Wissen fesselte, das sich auch auf solche Gebiete erstreckte, für die man an den offiziellen Lehrstätten nicht das mindeste Interesse zu haben schien, denen sie aber eine grosse

Liebe entgegenbrachte, weil es sich um Dinge handelte, die sie Tag für Tag und Stunde für Stunde ansprachen.

Plötzlich unterbrach sich der Herzog in seinem Singen und sah sie mit einem einladenden Augenblinzeln belustigt an:

„Du möchtest wohl einmal auf einem richtigen Pferde reiten?“

„Oh ja, Vater, das möchte ich schon“, lachte sie und hoppelte weiter, obschon sie eigentlich zu gross für das Spiel war. Ihr dunkles Haargelock umwallte sie schattend, und in den Augen leuchtete es wie von goldenen Punkten. Es war in den letzten Wochen eine Wandlung mit ihren Augen vor sich gegangen. Die Regenbogenhaut, früher nachtartig dunkel, hatte sich mit einem leuchtenden Gelb gesprenkelt, so als habe jemand Goldstaub hineingesät.

Der weisse Herzog betrachtete sie mit einer sichtlichen Genugtuung. „Wer so ritterlich ist wie du,“ sagte er aufgeräumt, „der müsste ein Reitpferd haben, kleiner Ritter Lohengrin!“

Sie blickte fragend zu ihm auf:

„Lohengrin! Wer ist das?“

Er spannte ihre Neugier durch ein langes, mit einem rätselhaften Lächeln gefülltes Schweigen; dann liess er sich zu einer Erklärung herbei:

„Es war das ein feiner Ritter, der eine schneeweisse Rüstung und einen schneeweissen Schild trug. Alles Unrecht, das auf der Welt geschah, läutete an sein Ohr, und er rächte es. Er hat auch eine schöne Grafentochter aus den Händen eines bösen Mannes gerettet, der sie verderben wollte: die Elsa von Brabant.“

Adelheid sah den Vater mit zweifelnder Unentschlossenheit an; sie verstand offenbar nicht.

„Du hast den kleinen Brandt vor seinem starken Widersacher beschützt“, erklärte er, ihre Benommenheit bespöttelnd; „das Unrecht, das an ihm geschah, hat an dein Ohr geläutet, deshalb bist du ein kleiner Ritter Lohengrin.“

Adelheid errötete in einem halben Verstehen:

„Habe ich etwa nicht recht gehandelt?“

„Doch, doch!“ wehrte der weisse Herzog lachend, „nur, du hättest gegen Herrn Hübsch anreiten sollen, statt den armen Emil in die Nesseln zu stossen; denn der war nicht der wirklich Schuldige.“

Adelheid sah dem Vater eine Weile forschend in die grauen, belustigt blitzenden Augen und wog behutsam ab, in welchem Sinne die Worte zu nehmen seien. Es war nicht zum ersten Mal, dass er in so respektloser Weise von irgend einer anerkannten durch Gesetz und Brauch geheiligten Autorität sprach, und sie hatte noch nie herausfinden können, ob es ihm mit solchen Auslassungen ernst gemeint war, oder ob er sich dabei über ihre Unerfahrenheit lustig machte. Doch soviel hatte sie aus all diesen launigen Ausfällen herausgefunden, dass es neben dem von hohen Mauern umhegten Kindergarten, in dem alle keimenden Sämlinge sorgsam gegen jede kalte Zugluft geschützt waren, viel ungeschütztes, freies Feld geben musste, über das stürmisch der Wind dahinfuhr, alles wild durcheinander werfend.

Diese Ahnung von einer fernen Befreiung und einem dereinstigen Wachsen im Sturm erfüllte sie in dem Maße, wie sie ihre Kräfte wachsen fühlte, mit einer stolzen, hoffnungsfreudigen Zuversicht; doch ängstigte zugleich dieselbe Aussicht sie, wie der Blick in die Tiefe dem jungen Vogel bange macht, wenn er auf dem Nestrand hockt und die zarten Flügel zum ersten Fluge hebt.

Der weisse Herzog liess sie heftiger auf seinen Knien auf- und niederhüpfen, weil er sie selbst von heftigen Gefühlen bewegt glaubte. Er hatte seine besondere Freude daran, gelegentlich einen tiefen Stich in ihre empfindsame Seele zu tun und irgend einen Sarkasmus hineinzulegen, um ihn dann wie ein Samenkorn zur Pflanze aufgehen und an dieser irgend eine bittere Frucht der Erkenntnis reifen zu lassen.

Doch dieses Mal täuschte er sich, wenn er glaubte, dass Adelheid der Bedeutung seiner Worte länger nachspüre; denn ein anderes beschäftigte sie mehr. Seit jenem Heckenduell mit dem Riedesch-Weissen liess das hässliche Wort, das er so vermessen über Theodors Vater gerufen, nicht mehr von ihr.

Sie hatte zwar schon früher dasselbe über den Fränzchen gehört und noch manches andere hinzu; allein es war immer alles wirkungslos an ihr abgeglitten, und sie hatte all diesem Gerede nicht die mindeste Achtung geschenkt, weil sie durch nichts an jenen Mann gebunden war. Nun aber, da die ganze Gewalt des Hasses, den sie dem hässlichen Weissen nachtrug, sich in Liebe zu dem verstossenen Brandt umgesetzt hatte, war diese stark genug, um auch Strahlungen auf seinen Vater auszuschicken, und der Gedanke, dass jener in der Hölle brennen sollte, wurde ihr unerträglich. Deshalb wollte sie Gewissheit in dieser Angelegenheit, und die Knie des Vaters mit Anstrengung niederhaltend, um Ruhe zu bekommen, fragte sie, während eine aufsteigende Erregung ihr die Brust hob:

„Sag, Vater, ist es wahr, was sie vom Fränzchen erzählen?“

Der weisse Herzog stutzte. Er wäre auf alles eher gefasst gewesen, als auf dieses. Und, neugierig gemacht, fragte er zurück:

„Was erzählen sie denn von ihm?“

„Dass er schuld am Tode des Müllers sei; er habe ihm das Wasser in die Mühle treiben wollen und die Schleuse gezogen.“

„Und wer sagt denn das?“

„Der Weisse hat es gesagt, und er spie Gift dabei.“

Das Gesicht des weissen Herzogs wurde von jenem ironisch spöttischen Lächeln überflogen, das ihm eigen war, wenn er das barocke Spiel des Lebens in Irgend einer grausamen Blösse aufdecken konnte: „Es war allerdings gerade an ihm, das zu finden,“ sagte er bissig.

„Weshalb denn gerade an ihm?“ fragte Adelheid, von der eigentümlichen Art des Vaters seltsam berührt, fast ängstlich.

„Wenn jemand von einer Kugel getroffen wird,“ erwiderte der weisse Herzog, jetzt scheinbar aufs höchste belustigt: „wer hat dann die grössere Schuld! Die Kugel, oder jener, der sie abschießt: der Schütze?“

„Der Schütze natürlich!“ — Aber was sollte das eine mit dem andern zu tun haben? Adelheid konnte die Zusammenhänge nicht finden, und ihre Augen füllten sich mit fragender Unruhe.

Der weisse Herzog vergnügte sich eine Weile an ihrer Verwirrung und belachte ihr Unvermögen, eine Wahrheit zu entdecken, die er so dicht unter ihre Augen gerückt. Doch dann nahm er unvermittelt eine ernste Miene an und sagte in einem Ton, dessen Entschiedenheit von vornherein jede weitere Frage abschnitt:

„Das sind keine Sachen für kleine Kinder. Der Fränzchen und der Müller sind beide beim Hochwasser in die Sinz gestürzt und beide ertrunken, mehr weiss keiner, auch der weisse Emil nicht, denn es war niemand dabei, als es geschah.“

Adelheid glaubte aus dieser plötzlichen Härte einen

Unwillen gegen sich herauszuhören. „Du bist mir doch nicht böse?“ fragte sie mit einem ängstlich beschwörenden Aufblick.

Der weisse Herzog vertauschte seine Strenge mit einem skeptischen Lächeln:

„Nein, Adelheid.“

„Auch nicht, dass ich dem Emil die Ohrfeige gegeben habe?“

„Nein, auch deshalb nicht.“

„Auch nicht, dass . . . ? Jetzt werden die Riedesch wieder böse auf uns werden.“

„Auch deshalb nicht,“ lachte der Vater. „Auch dann noch nicht, wenn sie so steif werden sollten, dass sie über ihre eigene Starre den Hals brächen.“ Die Wahrheit war, dass er ihnen die Ohrfeige von Herzen gönnte; denn das Verhältnis zu ihnen hatte sich trotz seines Entgegenkommens nicht so gestaltet, wie er es gewünscht hätte, und seine Bitte um Abtretung einiger Meter Wiese an der Zinkmühle war mit beinahe verletzender Entschiedenheit abgewiesen worden.

Adelheid fühlte sich von einem heftigen Glückströmen gewaltsam überspült. Nun, da sie von aller Schuld freigesprochen war, gönnte sie erst recht dem Weissen seinen entehrenden Sturz in die Nesseln; nun erst durchkostete sie in seiner ganzen Süsse das beseligende Gefühl, Rache an ihm genommen zu haben für all den Zwang, den er ihr so tyrannisch auferlegt, indem er sie von dem kleinen Brandt ferngehalten. Zugleich ging ihre ganze heisse Liebe, die sich in dem Bewusstsein des begangenen Verrates zu leidenschaftlich erregter Heftigkeit steigerte, in warmen Fluten nach jenem kleinen Jungen, dem sie unter dem Auge Gottes die Treue geschworen hatte, um sie so jämmerlich zu brechen. „Es tat mir so leid um den kleinen armen

Brandt,“ sagte sie, während Reue und Schmerz durch ihre Stimme zitterten, „und nun ist er so krank!“

„Ja!“ nickte der weisse Herzog, der eben daran dachte, wie er dem Riedesch seine Absage vergelten könnte, zerstreut. „Es dürfte sein Tod sein: doppelte Lungenentzündung und schlecht genährt! Auf jeden Fall hat ihn Herr Hübsch, wenn er stirbt, auf dem Gewissen mit seinem Eiskeller!“

Adelheid erschrak heftig. Es war das erste Mal, dass sie den Tod in Verbindung mit ihrem verlassenen Freunde nennen hörte. „So glaubst du, dass er sterben wird?“ fragte sie angstvoll zum Vater hingeneigt. Schon sah sie mit der leichten Beweglichkeit ihrer Kinderphantasie ein geschaukeltes Grab und einen traurigen Kindersarg.

„Es können ja Wunder geschehen,“ sagte er ausweichend. Er glaubte zwar nicht an das in Aussicht gestellte Wunder; aber er wollte der Kleinen nicht jedes Hoffnungslicht auslöschen. Dann griff er nach einem Buch, das vor ihm aufgeschlagen lag:

„Ein kleines Mädchen wie du sollte nicht an den Tod denken! — Und nun sag mir deine Lektion auf, da Herr Hübsch nichts mehr mit dir zu schaffen haben will. So halten wir hier Schule!“

Das Zimmer, in dem sie sich befanden, durfte leicht als Schulzimmer angesprochen werden. Es war die „Bibliothek“ des weissen Herzogs und es war mit Büchern vollgestopft, zum Teil mit solchen, die er aus seiner Studentenzeit aufbewahrt, besonders aber mit unzähligen andern, die er später in buntem Durcheinander planlos gekauft und in einer erfreulichen Unordnung aufgestellt hatte: Werke der schönen Literatur mit solchen der exakten Wissenschaften vermischt; Abhandlungen über die verschiedenartigsten Forschungen auf den verschiedenartigsten Fachgebieten;

Traktate über Feld- und Wiesendüngung neben reich illustrierten Werken kulturgeschichtlichen Inhalts sowie exotische Reisebeschreibungen und Berichte über ferne Entdeckungsfahrten. So waren die Regale längst überfüllt, und das kleine Zeug: die Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen, türmten sich in allen Ecken zu ansehnlichen Haufen. Ein in seinen Ausmassen ungewöhnlich grosser Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein. Er war über und über mit Beschriebenem und Bedrucktem belegt und trug in seiner Mitte einen riesigen Globus, dessen leichte Beweglichkeit bewies, dass der weisse Herzog fleissig an ihm drehte; denn er benützte ihn gerne bei seiner Zeitungslektüre, die er stets in Hinsicht auf das grosse politische Weltgeschehen trieb.

Adelheid liebte dieses Zimmer, in dem jeder Laut sich an der Ueberfülle des papiernen Zeuges angenehm dämpfte, ungemein mehr als den leeren, hallenden Schulsaal, in dem die Wörter von den weiss getünchten Wänden hart und feindlich spröde absprangen. So schoss sie, wie ein aufgedrehtes Uhrwerk schnatternd los: bal, cal, carnaval, chacal, régal, pal haben in der Mehrzahl —

Sie forschte neckisch herausfordernd an dem Vater, ob er die richtige Endung zu setzen wüsste.

Es war eines ihrer grössten Vergnügen, ihn so über Dinge aus der Schule zu prüfen. Sie dachte nicht im mindesten daran, ihn in Verlegenheit zu bringen; dafür stand er in ihrer Meinung zu hoch. Aber, da bei dem Ernst, mit dem sie alles ansah, jedes Versagen in der Schule sie peinlichst berührte, war es für sie eine Erleichterung, wenn auch er einmal die richtige Antwort nicht fand. Das entschuldigte sie für ihre eigenen Unzulänglichkeiten, und es war ihr jedes Mal eine süsse Genugtuung, wenn sie sich grossmütig zeigen und ihm gegenüber jene mitleidige Nachsicht

walten lassen konnte, auf die sie ein Recht zu haben glaubte, und die ihr doch so häufig verweigert wurde.

Der weisse Herzog wusste, dass etwas mit diesen Wörtern los war, wenn auch nicht mehr, was, und suchte, seine Ungewissenheit mit einem gescheiten Lächeln verdeckend, hastig nach der Regel im Buch.

„Haben in der Mehrzahl „als“ beendigte sie, seiner Verlegenheit ein Ende bereitend, die Regel, und ein freudiger Schimmer überhuschte wegen der gelungenen Ueberrumpelung schalkhaft nachsichtig ihr kluges Kindergesicht.

„Es sind noch welche da,“ widersprach sie lebhaft, als er Miene machte, das Buch zu schliessen, da sie sich gerade bei einem so verfänglichen Kapitel befanden, und, tiefer auf die Seite zeigend, schoss sie, die Augen gewissenhaft geschlossen, wieder los: „Die Wörter auf ail haben ails wie camail, détail, mail; ausgenommen sind bail, corail, émail, soupirail, travail, vantail, die aux haben. Und gleich in einem Atem:

„Was ist das, vantail?“

Die Verlegenheit des weissen Herzogs steigerte sich bei dieser unerquicklichen Frage noch um einige Grade. Er wusste durchaus nicht, was „vantail“ bedeuten mochte. Auch konnte ein Blinzeln nach dem Buch ihm dieses Mal nicht helfen, da die Wörter dort nicht übersetzt waren. So in die Enge getrieben, suchte er seine Ehre über den Weg des Unwillens zu retten. Er gab sich den Anschein, als wolle er aus grundsätzlichen Betrachtungen heraus keine Antwort geben, und erklärte gereizt und in einem erheuchelten Eifer, es sei an Herrn Willy Hübsch, ihnen dieses alles zu erklären.

„Er tut es aber nicht,“ schmolte sie, ein Mäulchen ziehend, und er hat uns gesagt, wir kämen doch nie in den Fall, diese Wörter zu gebrauchen; wenn er sie

uns auch erklärte, verständen wir sie ja doch nicht. — Wenn dem nun so ist, warum müssen wir das alles denn lernen, wo so viele schöne Blumen draussen in Feld und Wiese stehen, von denen wir nichts wissen, nicht einmal die Namen? “

Wenn auch der weisse Herzog selbst das Empfinden hatte, dass manches im Unterricht schief lief und dem Fremden und Fernliegenden alle Rechte eingeräumt wurden gegenüber dem Heimischen und Nahen, das vollständig unbeachtet blieb, und wenn er auch selbst gelegentlich das Interesse an der Heimatkunde bei seiner Adelheid zu wecken suchte, so getraute er sich dennoch nicht, Kritik an der Art und Weise zu üben, wie die Jugend an die Quellen des Wissens herangeführt wurde. Ja, er hatte einen um so tieferen Respekt vor dieser Art, als er ganz und gar an ihr gescheitert war und infolgedessen ihre letzten Geheimnisse nie hatte ergründen können. Deshalb erklärte er, um weitere Auseinandersetzungen zu vermeiden, und besonders auch weiteren undiskreten Fragen über Grammatik vorzubeugen, mit gewichtiger Miene und einer Stimme, die er vom Wissen um die Dinge der Geisteswelt beschwert erscheinen liess, dass eben jeder Weg, der zu einer Höhe führe, steil sei; darauf schob er das ungemütliche Buch beiseite und legte mit sichtbarer Erleichterung die Hand auf das Deutschbuch, um dieses vorzunehmen.

Doch Adelheid kam ihm mit einer raschen Bewegung zuvor und schob ein anderes Buch unter, das etwas seitwärts auf einem Haufen beschriebener Papierblätter lag. Es war ein alter Schmöker, den der Herzog irgendwo aufgetrieben hatte, und er enthielt allerlei Interessantes über Luxemburg. Er las öfters zu seinem Vergnügen darin, mehr allerdings, um das komisch Erheiternde in den Sitten und Gebräuchen seiner

engeren Landsleute aufzufinden und sich daran zu ergötzen, als um volkskundliche Studien zu betreiben oder gar den Versuch zu machen, sich in die Tiefe einer Volksseele zu versenken, für die er, im Grunde genommen, nur Verachtung hatte.

Auch Adelheid kannte das Buch und liebte es, darin zu lesen. Es weckte eine Neugier in ihr, die man als Hunger ihrer kleinen Seele hätte bezeichnen können, und dessen Befriedigung in ihr dasselbe Gefühl des Wohlseins hervorrief wie die Stillung des leiblichen Hungers.

Sie schob deshalb das Deutschbuch heftig beiseite. „Es steht doch nur Quatsch darin“, machte sie verächtlich, es mit geringschätziger Bündigkeit abweisend. Für Morgen haben wir den „Grazer Wald“ zu lernen. Was kann uns aber an diesen fremden Wäldern liegen, da wir das eigene Land davon voll haben?“

Der weisse Herzog freute sich nicht wenig, dass sie sein Buch dem andern vorzog. Er sah ihr deshalb gern die kleine Verlegenheit nach, in die sie ihn mit ihren verflixten französischen Regeln gebracht hatte, und liess sie ein Stück ihrer Wahl vornehmen, versprach, ihr alle Erklärungen zu geben, die sie haben wollte.

Adelheid hatte nun vor etlichen Tagen von der Springprozession in Echternach gelesen, ohne jedoch alles zu verstehen; deshalb kam ihr das Versprechen des Vaters recht, und so beeilte sie sich, dieses Kapitel aufzuschlagen.

Kaum hatte der weisse Herzog die Ueberschrift gelesen, so begann er mit ausgelassener Mimik jenen bekannten Gassenhauer zu singen, der in so belustigender Weise den Rhythmus des Springens bei der bekannten Prozession ans Wort bindet und ihn in heiterer Bewegung festhält:

„Adam hatte sieben Söhn’,

„Sieben Söhn' hatt' Adam“

Das war eine Einleitung, wie er sie liebte, wenn er von Dingen der Heimat sprechen wollte. Er näherte sich ihnen immer von einer ulkigen Seite her, spöttelnd, so, als seien sie keiner ernstern Rede wert, um dann doch mit irgend einem blutschweren Wort Türen zu Kammern aufzustossen, in denen funkelnde Schätze lagen, die er nun mit einem prickelnden Vergnügen seine Adelheid anstaunen liess.

Er merkte an der eigentümlich bedrängten Art, mit der sie ihn anblickte, dass sein respektloses Gebaren ihr wehe tat. Da es nicht seine Absicht war, ihre frommen Gefühle zu verletzen, unterbrach er seinen Gesang und erklärte, nunmehr mit ruhigem Ernst, dass er sie nur mit der Sprungweise habe bekannt machen wollen, die sich an diesem Liede leicht vermitteln lasse; wenn es auch etwas possenhaft scheine, so tue das doch der Heiligkeit der Prozession keinen Eintrag.

Darauf begann er, Rhythmus und Figur des Springens mit einem stumpfen Bleistiftende auf dem Tisch vorzutupfen und schliesslich fasste er das Kind bei der Hand und bildete mit ihr die seltsamen Schritte, vor und zurück, vor und zurück . . .

Adelheid animierte sich bei dem seltsamen Hin und Her, das langsam ihr Blut in Wallung brachte, und der tief gläubige Respekt, den sie vor dem geheimnisvollen Springen als etwas Heiligem gehabt, wich, während sie den seltsamen Tanzschritt immer sicherer und immer belustigter formte, einem Gefühl weltlicher Ergötzlichkeit, das sich noch steigerte, als der weisse Herzog nach seiner Art von der Prozession zu erzählen anfang. Er betonte besonders das Romantische an dieser eigenartig frommen Uebung, liess, auf ihren Ursprung zurückgreifend, umständlich die Geschichte vom langen Veit und seiner Geige aufleben, würzte

zwischen durch seine Darlegungen mit Spässen über die langsame Art der Echternacher und gab Proben ihrer komischen Dialektsprache, die an altertümlichen Laut- und Wortbildungen so reich sei wie ein Landesmuseum an alten Fossilien.

Adelheid fand das alles mehr vergnüglich als tief, und in diesem Licht gesehen, erschien die Springprozession als kuriozes Ueberbleibsel einer Zeit heidnischen Treibens, von der diese eigentümlichen Stückreste zurückgeblieben waren wie die Turmspitzen einer in die Tiefe des Meeres versunkenen Stadt.

So las sie denn auch das Stück laut und andachtslos, überall das Ernste ins Heitere kehrend und durch eine stärkere Betonung noch alles unterstreichend, was komisch schien.

Der Schluss jedoch machte sie unsicher. Es ging dort Rede von der Fallsucht, die in Echternach geheilt werden sollte. Sie wusste durchaus nicht, was das für eine Krankheit sei, und es verwirrte sie nur noch mehr, dass sie bald als „Böses Wesen“, bald als „Heiliges Uebel“ bezeichnet wurde. War eine jede dieser Benennungen schon eigentümlich genug, so schien ihr Nebeneinander noch merkwürdiger, da das eine das Gegenteil von dem andern zu sein schien. Beide aber flössten ihr, da sie an das Uebersinnliche grenzten, ein Unbehagen ein, das sie nur schwer bannen konnte, und so war es nicht ohne eine gewisse Beklemmung, dass sie nach der Art dieser Krankheit fragte.

Der weisse Herzog sah sie lächelnd an:

„Die Fallsucht?! Aber die kleine Riedesch hat sie ja, das Mariechen, das fällt!“ Er konnte die Sache durch keine Erläuterung klarer machen als durch dieses Beispiel.

Es wurde Adelheid weiss und schwarz vor den

Augen, so ergriff sie diese lächelnd gegebene Erklärung. Alles, was man Seltsames und Schauerliches über das geheimnisvolle Fallen der Kleinen erzählte, stürmte mit erdrückender Gewalt auf sie ein, und vor sich sah sie das leidverzehrte Gesicht von Mariechens Mutter, deren Haar in kurzer Zeit gebleicht war, das Kind selbst mit seinem blassen Gesichtchen und den seltsamen Augen, die immer ferne Dinge zu sehen schienen, in die sie sich angstvoll vertieften.

Von dieser einen Leidquelle fand sie, ihren bitteren Wassern nachspürend, den Weg zu dem grossen Strom, der an jedem Pfingstdienstag seine Jammerfluten nach dem stillen Echternach wälzt. Ja, so bekam das Stück in dem Buch eine unheimliche Lebendigkeit und eine ganz andere Tönung, als sie ihm dieselbe hatte geben wollen. Das Weh war um sie gewesen, und sie hatte es nicht gefunden. Da, zwischen diesen Zeilen sammelte es sich, wurde ein See, ein Meer, das die Sturmflut jedes Jahr um dieselbe Zeit nach diesem eigentümlichen Städtchen warf . . .

Der weisse Herzog merkte an der Bedrücktheit Adelheids, welchen Empfindungen sie erlag, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, mit einer jener ironisch sarkastischen Bemerkungen, mit denen er ihrer Erkenntnis Lichter anzustecken pflegte, den Weg zu erhellen, auf dem sie im Dunkeln mühsam die Richtung suchte:

„Glaubst du nun noch, dass der lange Veit sie mit seiner Geige das Springen lehrte? Oder hatten sie nicht einen besseren Tanzmeister, das Leid? Und wie muss er auf sie geschlagen haben, bis sie anfangen zu springen!“

Im gleichen Augenblick klappte er, als brännten ihn seine eigenen Worte, das Buch zu:

„Nun genug davon! Wir wollen noch ein wenig

rechnen! — Du brauchst kein Buch,“ sagte er aufgeräumt, als sie Anstalten machte, ihr Schulbuch zu nehmen. „Pass auf! Wenn ein Bisam in einem Wurf sechs Junge setzt, wieviel Ratten kann ich dann in fünf Jahren von zwei Dutzend Bisamen haben?“

Adelheid blickte freudig überrascht zu ihm auf: „Sind denn junge Ratten da?“

„Das später!“ lachte er vergnügt; „vorerst die Rechnung!“

Sie rechnete in glücklicher Verwirrung, und ihre Wangen glühten vor Erregung. Sie kam schon für ein einzelnes Exemplar auf eine unerwartet hohe Zahl, und wenn man die Endmultiplikation vornahm, ging es in die Millionen! Es war geradezu fabelhaft, wie die Ziffern unter ihrem Bleistift wuchsen, und das Rot auf ihren Wangen wurde immer flammender.

„Und wenn ich nun bloss drei Mark für jeden Pelz bekäme?“ fragte der weisse Herzog grossartig weiter, ihr noch mit neckischer Absichtlichkeit die Antwort auf ihre Frage vorenthaltend.

Diese Rechnung jedoch machte Adelheid nicht mehr, sondern sie fiel ihm in freudiger Ungeduld um den Hals:

„Aber Vater, liebster Vater, haben wir denn wirklich junge Ratten?“

„Ja, Kind,“ gestand er endlich lachend und überglücklich, „die ganzen Tümpel schwimmen voll allerliebster, junger, kleiner Rätzchen. Bald können wir in klingendem Gold die Rechnung nachmachen, die du uns eben in nichtigen Ziffern vorgerechnet hast. Und dann werdet ihr richtige Prinzessinnen sein, Goldprinzesschen, „schmeichelte er, ihr das lockige Haar zurückstreichend und ihr tief in die goldpunktierten Augen sehend. „Und nun lauf hinunter und künde deinen kleinen Schwesterchen die frohe Botschaft.“

Als Adelheid fort war, schrieb er einen Brief an die deutsche Firma, mit der er zusammenarbeitete, um sie von dem freudigen Ereignis zu verständigen.

Darauf setzte er eine zweite Epistel auf, die er nach genauer Durchsicht lächelnd faltete und in einen Umschlag tat . . .

Es war Zeit, dass er wieder einmal von sich reden machte, sonst vergass man, dass er da war . . .

Eines der nächsten Dörfer um Sinzen hiess Rappoltsweller, und es stand in dem Ruf, die lärmvollste Siedelung weit und breit zu sein. So hatten die Rappoltsweller im Kirchturm vier Glocken, die sie fleissig läuteten, und im Gemeindeschuppen zehn Böller, mit denen sie ebenso fleissig schossen. Ausserdem hatten sie zwei Musiken: die eine, zahme, die sich aber schon wild genug geberdete, und die andere, die „Wilden“, die blasenden Teufeln glichen. Auch machten sie politisch kräftig in Rot; das beim Durchschnittsluxemburger stark demokratisch gefärbte Empfinden hatte sich hier zu einer grundsätzlichen Feindseligkeit gegen alles, was Rang und Würde zeigte, fortentwickelt, und ihr Nivellierungsdrang machte vor nichts halt, so hoch es auch stehen mochte, weder im Kirchlichen noch im Weltlichen.

Nun war eine Ratsitzung einberufen worden, auf deren Tagesordnung ausser internen Angelegenheiten auch die Verleihung der Böller nach auswärts stand. Gerade wegen dieses letzten Punktes waren die Räte vollzählig erschienen, denn es war allerhand in der Angelegenheit gemunkelt worden, und nun berichtete Herr Michel Klingenberg, von Beruf Gastwirt und Klempner, indem er einen Brief des weissen Herzogs als Beleg vorzeigte, wie besagter Herr François um leihweise Ueberlassung der Böller nachsuche, da ihm die ersten Ratten in seiner Farm geboren seien und er das Ereignis mit einem Schiessen zu feiern gedenke. Er habe sich an ihn gewandt, weil er ihm die Zinkarbeiten in seiner Anlage gemacht, und es stehe ihm nicht an, nein zu sagen; doch wolle er auch niemanden beeinflussen, und so bitte er denn, in völliger Unvoreinge-

nommenheit und Unabhängigkeit über die Angelegenheit zu befinden.

Das Gesuch rief, obgleich es eigentlich schon bekannt war und Herr Klingenberg dasselbe mit dem grössten Ernst vorgebracht hatte, einen lärmenden Heiterkeitssturm wach, und sofort teilten sich die Ansichten. Die einen, nur Rappoltsweiler, und eifrig darauf bedacht, dem Dorf das Alleinrecht des Spektakelmachens vorzubehalten, wollten dem Begeh, unter dem Vorwand, dass leicht ein Unglück mit den Schiessapparaten geschehen könne, wenn sie von Unkundigen gehandhabt würden, keine Folge geben, und sie glaubten, ihre Ansicht mit dem Hinweis stützen zu können, dass gerade auf den weissen Herzog der wenigste Verlass sei. Die andern, weitherziger in ihren Ansichten und vor allem darauf bedacht, draussen Proselyten des Lärmens zu machen, waren für die Ausleihung der Böller; auch meinten sie, es sei notwendig, dass die Sinzener, ein allzu verschlafenes Völkchen, etwas aus ihrem unmännlichen Hindösen aufgeknaillt würden.

Schliesslich wurde die Frage entschieden durch das entschlossene Auftreten eines jüngeren Ratsmitgliedes, das unter lautloser Stille dartat, es sei äusserst demokratisch, für junge Ratten zu schiessen wie für junge Prinzen, und man müsse unbedingt aus Gründen einer sich ihrer Pflicht bewussten Demokratie das Gesuch des weissen Herzogs bewilligen. So wüchse dieses kleine Lokalereignis weit über den Rahmen der engeren Dorfchronik hinaus und würde zu einer politischen Manifestation grössten Stils, mit der man Staat machen und sich bis weit hinein ins Land brüsten könne.

Da die Angelegenheit hiermit zu einer Prinzipienfrage gestempelt war, wagte niemand mehr ein Nein; so wurde der Vorschlag auf Ausleihung der Böller einstimmig angenommen und der Beschluss zu Protokoll

gegeben mit dem ausdrücklichen Vermerk, dass es geschehe, um einer gesunden Demokratie Vorschub zu leisten.

Infolgedessen kam am nächsten Tage der Wenzel mit einer Karre und lud die schweren „Katzenköpfe“ auf, unter der umsichtigen Leitung des Herrn Klingenberg, der dann auch selbst mit nach Sinzen hinüberfuhr, um die Böller zu stellen und zu laden . . .

Und am nächsten Morgen, es war in den ersten Tagen des Mai, begann, noch vor Tagesgrauen, das Schiessen . . .

Herr Klingenberg hatte die stärkstmögliche Ladung gegeben, und so knallte es, dass die Scheiben an den Fenstern klirrten und die Türen in den Angeln bebten.

Die ersten wachen Sinzener richteten sich erschrocken in ihren Betten hoch und starrten mit weit aufgeriegelten Augen auf die nachtdunklen Fenster . . .

Es war doch nicht ein plötzlicher Krieg . . . ! Die Wacht, die sich vom Rhein gelöst hatte und nach Frankreich zog . . .

Es war nur ein Gedanke, kurz wie das Aufleuchten eines Blitzes, aber er war da, und es war eine unbewusste Furcht vorhanden, die ihn geboren hatte . . .

Dann kam mit den folgenden Schüssen die ruhigere Ueberlegung. Es waren doch keine richtigen Kanonen, und es polterte schon anders, wenn drunten in Metz die schweren Brummer am Werk wären.

Bei zehn hielt es gar gänzlich auf, und die Nacht fiel in ihre stille Ruhe zurück. Die Schläfer schlossen wieder ihre Augen und dösten in einen leichten Nachschlummer hinein. Aber die Bilder von der Wacht am Rhein kamen im Traum wieder. Ungezählte Regimenter rückten im hellen Mondschein die Strassen und Wege herauf, und vor ihnen her schoben sich lautlos die

langen, spitzen Schatten der Bajonette nach Westen, auf Frankreich zu, eine unheimlich geisternde Drohung . . .

Da stand das Licht in den Fenstern und weckte die Träumer. Es war alles nur ein Spuk der Nacht gewesen, und die Sonne brachte die helle und einfache Wahrheit: der weisse Herzog hatte für seine ersten jungen Ratten geschossen! Und ein heiteres Lachen zog im Gefolge der Sonne durch das Tal.

Das junge François-Dämchen sass an diesem Morgen mit rotverweinten Augen an einem Fenster in der Stube. Die nervöse Depression, unter der sie litt, drückte immer schwerer auf ihr Gemüt.

Sie hatte zunächst mit grossem Missbehagen die Freundschaft zwischen Adelheid und Emil zusammenbrechen und damit das Kartenhaus der Hoffnungen, das sie auf dieselben aufgebaut, einstürzen sehen. Doch gab ihr der Zustand des kleinen Brandt Anlass zu noch grösseren Sorgen. Obschon Adelheid ihre Zunge mit peinlichster Sorgfalt hütete, damit kein Wort hinüber käme, das als Anklage gedeutet werden könnte, so war aus ihrem ganzen Benehmen doch herauszufinden, wem sie die Schuld an der Krankheit Theodors zuschrieb, da dieser sicher nicht in all das Unglück hineingeraten wäre, wenn sie seine Freundin hätte bleiben dürfen.

So musste die Mutter Tag um Tag sehen, wie Adelheid unglücklich neben ihr hinlebte, und sie fühlte, dass ihre Liebe in dem Masse von ihr fortging, wie der Zustand des kleinen Brandt sich verschlimmerte. Es gehörte wahrhaftig schon eine aussergewöhnliche Kraft dazu, tagaus und tagein unter den Augen eines Kindes zu leben, dessen stummes Leiden die schrecklichste aller Anklagen war, weil sie ewig unausgesprochen blieb, und gegen die sie übrigens, wenn sie ausgesprochen worden wäre, sich nicht hätte

verteidigen können. Und nun kam zu all dem auch noch dieses verrückte Schiessen am Morgen; denn es war die Handlungsweise eines Narren, für junge Ratten die Böller vom Nachbardorf holen und schiessen zu lassen, und gerade sie hatte die Frau dieses Narren werden müssen, hatte ausgerechnet dazu aus ihrer belgischen Heimat herüberkommen müssen! — Oh, wenn sie mit einem Schlag vernichtet werden könnte, nichts mehr vom Leben wüsste!

In einer heissen Sehnsucht gingen ihre Augen hinüber zu den Schlosswäldern. Dort hinaus lag ihre Heimat: an einem grossen Wiesenhang inmitten wehender Baumkronen unter einem hellen Sonnenhimmel ein grosses, weisses Haus mit stillen Fensterladen, die sich wie Lider über Augen schlossen, und rings Sonne und Ruhe. Ein Zimmer: ihr Zimmer, und durch das offene Fenster sah sie in dessen traute Heimlichkeit. Dort hatte sie sich das Glück in Stunden voll hoffender Sehnsucht erträumt . . .

Da legte sich eine zarte Kinderhand auf ihr Knie: „Mutter!“ und zwei lichte Kinderaugen, in denen sich ungehemmt der Wunsch drängte, bettelten: Nimm mich auf deinen Schoß!

Es war Hilda, ihr Liebling. Sie hatte dieses Kind unter den grössten Schmerzen zur Welt gebracht, und es hatte von seiner schweren Geburt her einen hässlichen, spitz zgedrückten Kopf. Dafür zierte das feinste Seidenflachshaar dieses Köpfchen, und in seinem weissen Alabastergesichtchen standen zwei seelenvolle Augen, die von endloser Tiefe schienen.

Das Dämchen hob das zarte Geschöpfchen zu sich auf den Schoß, streichelte ihm eine Weile kosend das feine, weiche Haar und drückte dann sachte mit der flachen Hand auf die böse Schädelspitze. Wie oft schon hatte sie das getan in der stillen Hoffnung, das Köpf-

chen umzuformen. Es hatte immer nichts genutzt, und zu fest zu drücken wagte sie nicht, aus Furcht, das feine Hirnchen möchte Schaden leiden und zu der körperlichen Verunstaltung auch noch die geistige Trübung kommen.

Die Kleine richtete ihre grossen Augen auf sie, und es war, als ob ein Schatten ihren hellen Spiegel überfliege. Ahnte sie, welche Gedanken die Mutter bewegten? Wie sie alle Liebe an sie verschwendete, um sie zu entschädigen für die Lieblosigkeit und den Spott, den sie später auf ihrem Wege finden würde? — War es tiefinniger Dank oder rückhaltlose Liebe? sie hob in einer plötzlichen Bewegung die Händchen, schlug sie um den Hals der Mutter und küsste sie.

Das Dämchen löste, nachdem es die ganze Süssigkeit dieses Kusses bebend durchkostet hatte, die Aermchen von ihrem Nacken und versenkte sich in die Tiefe dieser treublauen Kinderaugen: Wog nun das Glück, zwei solche Augen zum Leben geweckt zu haben, nicht ein Leben auf? Hatte sie recht, mit ihrem Geschick zu hadern, da dieses Kind auf ihrem Schoße sass und ihr mit jedem Blick, den es auf sie richtete, sein Herz schenkte?

Da schreckte ein Pferdetrab sie aus ihren stillen Glücksbetrachtungen auf. Herr Massard, der Arzt, den sie zu dem sterbenden Theodor hatte rufen lassen, fuhr eben mit seinem leichten Wägelchen auf den Hof.

Es war ein kleiner, rundlicher Mann, dessen Aeusseres Wohlwollen und Güte verriet. Er pflegte die Kranken mehr durch trostreichen Zuspruch als durch teure Arzneien zu heilen, denn er wusste aus seiner langjährigen Praxis, dass die Krankheiten des Körpers gar zu oft nur der sichtbare Widerschein tieferer seelischer Leiden sind.

Er wusste auch, wie die Dinge hier lagen: das Nervenleiden der jungen Madame François hatte seinen tieferen Sitz in ihren seelischen Nöten. Deshalb ging sein erster Blick nach ihren Augen, und als er dort Spuren von Tränen sah, hob er warnend den Finger:

„Wieder geweint, Madame François!“

Sie suchte verlegen nach einer Ausflucht:

„Es ist nur ein bisschen Heimweh. Sie wissen, dass ich mich nicht recht an das Land gewöhne!“

Er wusste, dass sie nur die halbe Wahrheit sagte; doch tat er, als schenke er ihren Worten ganzen Glauben, und tätschelte, um unbefangen zu scheinen und ihr doch zugleich einen Beweis seiner Teilnahme zu geben, freundlich das Kind:

„Und unser kleines Prinzesschen hier! Wird mit jedem Tag lichter und heller. Es fehlen ihm nur noch die Flügel, und es könnte als Engelchen fortfliegen. — Aber etwas mehr Luft müsste es schon haben; es wird zu zart!“

Das Dämchen sah das Kind voll überströmender Liebe an:

„Sie will sich durchaus nicht von mir trennen; und da auch ich so wenig auskomme, sind wir Gefangene hier im Hause!“

„Ja, auch Sie kommen so wenig aus dem Hause!“ Der Arzt sprach ihr die Worte mit mahndem Ernste nach. „Und doch hätten Sie eine stärkende Luft so notwendig, Madame François; sonst halten eines Tages die Nerven nicht mehr.“ Er wollte die Gelegenheit, die sie ihm selber in die Hand gab, sie zu warnen, nicht ungenutzt lassen, und ein mitleidig besorgter Blick zeigte ihr, wie sehr er für sie fürchtete und wie ernst die Lage war.

Das Dämchen sah errötend auf das Kind nieder:
„Oh, einige Jahre werde ich es schon noch

zwingen, so lange wird die Kleine hier mich am Leben halten.“ Sie zog, um ihr Unbehagen zu verbergen, das Kind an sich und sah ihm in die Augen. Es war soviel Licht darin, dass ein heller Widerschein sich auf ihr Gesicht legte, fast wie ein Lächeln. Doch dann gab sie der Unterhaltung eine andere Wendung, aus Furcht, sie möchte sich auf ein Gebiet locken lassen, auf dem ein Verweilen ihr zu peinlich würde:

„Wie geht es dem kleinen Brandt? Ich liess Sie rufen, weil ich hörte, dass es schlecht mit ihm stehe, und ich wollte mir in dieser Hinsicht wenigstens nichts vorzuwerfen haben.“

Sie hatte ihre Sicherheit wiedergefunden und sah, mit ihren Gedanken ganz bei dem kleinen Brandt, unbefangen zum Arzte auf, als sei nie die Rede von ihr selbst gegangen.

Herr Massard liess sie eine Weile auf seine Antwort warten, um ihr zu zeigen, dass er sich nur ungerne und gezwungen von der Sorge um ihre eigene Gesundheit abbringen liess. Dann sagte er, auf ihre Frage eingehend, mit zögerndem Ernst:

„Nicht gut, Madame François.“

Es war hörbar, dass er gerne eine bessere Auskunft gegeben hätte, denn er wusste von seinen früheren Besuchen her, wie schmerzlich sich hier die Krankheit des kleinen Brandt auswirkte und welche Güter sie zu zerstören drohte, wenn sie tödlich verlief.

Das Dämchen wurde, obschon sie nichts Gutes erwartete, sichtbarlich betroffen von dieser Auskunft, die einem Todesurteile gleichkam; doch beherrschte sie sich; „ich hätte so gern gehabt, wenn er wieder auf die Beine gekommen wäre,“ sagte sie, und nur ein leises Zittern der Stimme verriet ihre Bewegung.

„War sie noch nicht bei ihm?“ fragte nach einem kurzen Ueberlegen der Arzt. Er meinte Adelheid, doch

wagte er nicht, ihren Namen in Verbindung mit dem Theodors zu nennen.

„Nein,“ antwortete das Dämchen zögernd. „Sie begreifen, ich tue für den Kleinen, was ich kann; aber ich glaube, dass es für beide besser ist, wenn sie sich nicht mehr sehen. — Oder sind Sie anderer Meinung?“

„In dem Zustand, in dem er sich befindet, ist es nur der Wille zum Leben, der ihn am Leben erhalten kann,“ sagte der Arzt ausweichend, „und diesen Willen hat er nicht.“

Das Dämchen kämpfte einen schweren Kampf mit sich selber. Sie wusste, ihre Adelheid konnte ihm diesen Willen geben, und das Kind war bereit, es zu tun, wenn sie ihm die Erlaubnis dazu gab. Ein Menschenleben war in ihre Hand gegeben, sollte sie es halten oder versinken lassen? Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die sich im Drange des Kampfes feuchtete. „Ich müsste Adelheid opfern,“ sagte sie endlich, ihre Gedanken laut werden lassend, aufgereggt, während die Not ihr aus den Augen schien.

Der Arzt sah, dass der Kampf sie brach, und er stellte die angedeutete Forderung zurück. „Sie müssen es ja nicht,“ sagte er, sanft auf sie einsprechend, um sie zu beruhigen. „Ich wollte Ihnen nur das letzte Mittel, ihn zu retten, an die Hand geben, für den Fall, dass Sie es gebrauchen wollten. Das will noch nicht heissen, dass Sie dazu verpflichtet wären.“

Die Frau hielt, von drängendem Für und Wider schwankend hin- und hergezogen, ihre Augen mit flackernder Unruhe auf den Arzt gerichtet:

„Aber glauben Sie nicht, dass mir zur Strafe etwas an meinen Kindern geschehen könnte?“ Sie hielt die kleine Hilde fester an sich, als gelte es, sie gegen einen unsichtbaren Feind zu schützen.

Herr Massard suchte vergeblich, die Angstflut, die sich gegen sie heranwälzte, abzdämmen:

„Sie haben doch gar nicht gefehlt, Madame François. Es wäre vielleicht eine Heldentat von Ihnen gewesen, Adelheid hinzuschicken. Aber Heldentun nährt sich immer von irgend einem Herzblut, und es kostet oft den das Leben, der es hergibt.“

„Ich habe Adelheid von ihm abgebracht,“ klagte das Dämchen geängstigt weiter, „es war eine Grausamkeit von mir, und es ist alles Böse daraus erwachsen.“

„Sie dürfen sich solchen Gedanken nicht hingeben,“ mahnte der Arzt mit eindringlichem Ernst. „Das sind Versuchungen, die Sie abweisen müssen, wenn Sie sich nicht selbst unglücklich machen wollen, und tun Sie ihren Kindern nicht die grösste Strafe an, indem Sie sich ihnen nehmen. Es kann kein Gebot Sie zwingen, das Leben des kleinen Brandt mit dem Preise Ihrer Adelheid zu erkaufen. Man könnte schliesslich auch sagen, dass es bei dem kleinen Brandt Verstocktheit ist, wenn er sterben will, und ihm ruhig seinen Willen lassen.“

Das Dämchen überhörte gänzlich die tröstlichen Mahnworte des Arztes. Der feste Wille, ihren Schmerz in der Einsamkeit zu halten, brach unter dem Drang der plötzlich aufflutenden Gefühle, und stürmisch ergoss sich der Schwall ihrer Qual durch die zerbrochenen Dämme: „Oh, wenn Sie ahnten, wie tief unglücklich ich bin! Ich weiss, dass kein Gesetz der Menschen mich zwingen kann, die Gesicke meiner Adelheid mit denen dieses Brandt zu verknüpfen. Aber die Gesetze der Menschen hat menschlicher Eigennutz geschrieben, und über ihnen gibt es die Gesetze Gottes, die das Leben zum höchsten Gut machen und uns die Pflicht auferlegen, es zu retten, wo es zu retten ist. Und jeden

Abend, wenn die Schatten draussen länger werden, wächst in mir das Gefühl meiner Schuld mit. Oh, ich halte dieses zermürbende Auf und Nieder auf die Dauer nicht aus! — Und doch, wenn ich bedenke, dass ich nur aus meinem Lande hergekommen sein soll, um hier langsam an der Seite eines Mannes, wie ich ihn habe, herabgemindert zu werden bis auf Nichts und dann die Kinder an Bettelungen abgeben zu müssen! Nein, ich kann es nicht, ich will es nicht, wenn ich nicht die letzte Achtung vor mir selber verlieren soll. — Oh, helfen Sie mir, retten Sie mich!“

Der Arzt zeigte sich von diesem so heftigen Leidenschaftsausbruch nicht allzusehr überrascht. Er wusste, dass hinter dem trügerischen Damm der Ruhe, den diese Frau vor ihre Seele gelegt hatte, die dunklen Wasser der Gefühle tief und gefährlich brandeten; nur hätte er den Bruch nicht so schnell erwartet, da er wusste, wie stolz verschlossen sie war. Es musste also schlimm mit ihr stehen, wenn ihr Wille so geschwächt war, dass sie so rückhaltlos den ganzen Jammer ihres Lebens preisgab.

„Sie geben mir,“ begann er, selbst leise bewegt, „Kenntnis von Dingen, die ich längst weiss, über die ich jedoch, solange Sie selbst darüber schwiegen, mit Ihnen nicht reden wollte noch konnte. Da Sie mir jetzt aber selber die Zunge entriegeln, will ich denn zu Ihnen reden, wie mein Herz mich schon lange treibt, es zu tun. Sie sind nicht glücklich, ich weiss es, und gerade in diesem Gefühl des Unglücklichseins hat jenes Leiden seine Wurzel, das Sie ernstlich bedroht, ernstlicher vielleicht als Sie meinen, und als aufrichtiger Freund warne ich Sie: Hüten Sie sich vor ihm! Wir Aerzte pflegen zu sagen, dass man vor der Krankheit Front machen muss wie vor einem bösen Hund. So müssen Sie sich entschlossen gegen jene Verzweiflung

stellen, die sie anfallen will, sonst werden Sie eines Tages unterliegen. — Nein, wehren Sie nicht ab! Sie können es und Sie müssen es. Sie glauben sich so ganz und gar herabgemindert an der Seite ihres Mannes. So lassen Sie mich Ihnen denn sagen, dass Sie ihn falsch einschätzen, wenn Sie ihn einzig nach den Misserfolgen beurteilen wollen, die er bei seinen Unternehmungen hat; er ist ein Sucher und hat somit eine Grösse, die ihn über die andern stellt. Sie grämen sich über den Spott jener andern. Aber wissen Sie denn nicht, dass, so oft ein Grosser, der sein Ziel nicht erreicht, fällt, alles Kleine auf ihm herumkriecht und sich selbst gross wähnt, weil es so hoch sitzt? Sie brauchen sich also nicht zu schämen, wenn einige Fratzen über den Monsieur Raymond lachen. Es sind jene, die nicht über ihren Mützenknopf hinaussehen, und ihr Urteil hat wenig Wert.

Sollten Sie sich trotzdem, aus Gründen, die ich nicht kenne, an der Seite Ihres Mannes nicht glücklich fühlen können, oder unzufrieden darüber sein, dass Sie nicht so hoch hinaufgekommen sind, wie Sie glaubten, es hoffen zu dürfen, so bleibt Ihnen ja innerlich ein unbegrenzter Raum zum Wachsen, und das Verdienst wird dann um so grösser sein, als Sie aus Ihrer eigenen Kraft heraus gestiegen sein werden.

Sie sehen also, dass Sie, was Sie selbst anbelangt, keinerlei Ursache haben, kleinmütig zu sein. Und was den kleinen Brandt betrifft, so wiederhole ich Ihnen, dass Sie ihn ruhig sterben lassen dürfen, wenn er es durchaus will. Sie sind in diesem Falle zu nichts anderem gehalten, als der gewöhnlichen Moral Genüge zu tun. — Allerdings, wenn ich Ihnen meinen letzten Gedanken offenbaren soll: für mich ist ein Leben ein Leben, ob es in einer Hütte oder in einem Palaste wächst, und jedes Leben ist kostbar, kann doch ein einziges, das

gerettet wird, das Angesicht der Welt ändern! So hätte ich den kleinen Brandt gern gerettet gesehen, und es wäre ja auch nicht gesagt, ob nicht das Leben, wenn Sie auch jetzt die beiden zusammengäben, sie doch noch auseinanderbrächte. Auf jeden Fall hätten Sie sich dann keinen Vorwurf zu machen, und wenn der Sarg über dem kleinen Brandt geschlossen werden sollte, bräuchten Sie nicht das Gefühl zu haben, dass das Herz Ihrer Adelheid mit darin liegt.“

Das traurige Bild des kleinen sterbenden Brandt, das sich ihm mit peinlicher Deutlichkeit vor Augen stellte, steigerte die Bewegung des Arztes zur Ergriffenheit, und die Erregung drohte ihn weiter zu tragen, als er wollte. Doch er musste Maß halten und seinen Worten Zügel anlegen; denn es war gefährlich, so in eine Seele hineinzuschneiden, wie er es jetzt tat, besonders wenn sie so krank war wie die Seele dieser Frau . . .

Da öffnete sich die Stubentür. Adelheid und Lottchen kamen aus der Schule, die Wangen rot und das Haar vom Frühlingswind locker geweht . . .

Beim Anblick des fremden Mannes stutzten sie, und Lottchen versteckte sich hinter der grösseren Schwester.

Der Arzt bat sie, noch ganz unter dem Eindruck des eben Erlebten, ernst, aber freundlich zu sich und liess sie in seine Hand schlagen. „Ich komme eben von dem kleinen Brandt,“ sagte er, Adelheids Hand in bedeutungsvollem Druck festhaltend.

Das Kind sah mit grossen Augen zu ihm auf:
„Und wie geht es ihm?“

Er dachte an ihr Herz, das bald mit ihrem kleinen Freund in einem Sarge liegen würde, und streichelte ihr mitfühlend das dunkle Haar:

„Du darfst ein Vaterunser für ihn beten, Adelheid.“

Die Kleine erzitterte unter dem Wort, sie hatte verstanden. Aber sie verbarg vor dem Fremden ihre Bewegung, so heftig sie auch war, in der tiefsten Tiefe ihres Herzens . . .

„Mutter,“ fragte Lottchen, als der Arzt fort war, mit neugieriger, von einem ahnungsvollen Schrecken durchbebter Stimme, „stirbt der kleine Theodor?“

Das Dämchen griff sie ungeduldig bei der Hand und zog sie beschwörend an sich:

„Stille, Lottchen!“

Doch schon brach ein lautes Schluchzen neben ihr aus und erschütterte die Stille. Es war Adelheid. Sie entwand sich der Mutter, die sie zurückhalten wollte, und rannte auf ihr Zimmer, ihren Schmerz in die Einsamkeit zu tragen.

Das Dämchen rief ihr nach: „Adelheid! Adelheid!“

Wäre das Kind jetzt zurückgekommen, sie hätte nachgegeben . . .

Aber Adelheid kam nicht. Ihr Herz war auf dem Wege zum Sarg . . .

Das Mesnerglöckchen läutete durch die stille Dorfstrasse. Der kleine Brandt wurde fertig gemacht für die grosse Reise in die Ewigkeit.

Das Dämchen stand am Fenster und schlug ein Kreuz, als das Sakrament vorüber getragen wurde; neben ihr hielt sich Adelheid und machte das Kreuz mit.

Sie hatten beide die letzten Tage friedlos nebeneinander gelebt, das Dämchen von kranker, weher Liebe, Adelheid von verzehrendem Verlangen gequält. Sie konnten, gefoltert von dem Bewusstsein des Leids, das eins dem andern antat, diesen Zustand der Spannung nicht mehr länger ertragen, und nun waren sie, infolge der masslosen Sehnsucht, die sie zueinander zog, und der zermürbenden Wirkung der schlaflos durchwachten Nächte, in jenem Zustand innerer Erregung, der die Herzen zu brennenden Feuerherden macht, die jeder stärkere Luftzug zu heller Lohe anbläst.

So schlugen, als der Sterbeheiland vorüber getragen wurde, aus ihren beiden Herzen Flammen auf und brannten steil nebeneinander, eine jede von einer anderen Substanz genährt und doch beide sich mit ihrer Glut verzehrend.

„Du möchtest wohl noch einmal zu ihm gehen?“ fragte das Dämchen bewegt, als das Glöckchen verklungen und von dem weissen Chorhemd des Priesters nichts mehr zu sehen war.

„Nein, Mutter, ich weiss, dass du es nicht gerne hast,“ erwiderte Adelheid, von dem bitteren Verzicht, zu dem sie sich durchgerungen hatte, schmerzlich beschwert, „aber —“ Sie schwieg errötend, weil sie es nicht wagte, den Wunsch auszusprechen, der ihr brennend auf der Zunge lag.

„Aber was?“ Das Dämchen beugte sich, vor Leid und Liebe fast erstickt, zu ihr nieder.

„Lass mich für ihn zur Oktave gehen, Mutter! Er muss ja nichts davon wissen.“

„Weshalb denn? Er stirbt ja doch!“

„Nein, er stirbt nicht, er kann nicht sterben, es geschehen ja noch Wunder!“

„Oh, Wunder!“ Das Dämchen blickte enttäuscht durch das Fenster in die blaue Helle des Himmels. Sie hatte das Wunder schon so oft gerufen, und es war noch nie gekommen.

„Du musst nur den rechten Glauben haben,“ drang Adelheid mit kindlichem Eifer in die Mutter, „und das rechte Vertrauen, so wie das Mädchen in dem Brunnenwunder. Höre, ich will dir das erzählen. Es ist eine schöne Geschichte, und sie trug sich in Spanien zu, zur Zeit, als dort der heilige Ignatius lebte. Da war bei einer Stadt, in der er sich gerade aufhielt, ein Brunnen, und bei dem Brunnen ein freier Platz, auf dem ein Mädchen Hühner hütete, die einem reichen Herrn gehörten. In einem unbewachten Augenblick flog eins der Hühner auf die Steinfassung des Brunnens und fiel in die Tiefe. Das Mädchen erschrak und fing laut zu weinen an; denn der Herr, dem die Hühner gehörten, war geizig und streng. Schnitter, die in der Nähe Korn schnitten, eilten herbei, da sie meinten, es sei ein grosses Unglück geschehen, so laut jammerte das Mädchen. Als sie nun erfuhren, dass nur ein Hühnchen in den Brunnen gefallen sei, kehrten sie lachend zu ihrer Arbeit zurück. Das Mädchen aber jammerte weiter, denn ihm schien der Verlust unendlich gross.

Da kam gerade der heilige Ignatius vorbei, und auch er fragte das Kind nach der Ursache seines Kummers. Er lachte nicht, als das Mädchen von seinem

Missgeschick erzählte, sondern beugte sich über den Steinrand und sah nach dem Hühnchen. Der Brunnen war jedoch so tief und so dunkel, dass er nicht bis auf den Grund sehen konnte. „Es macht nichts,“ sagte er tröstend zu der Kleinen, „jetzt wollen wir einmal richtig beten!“ Er betete vor, das Kind betete voll Vertrauen mit, und siehe! langsam hob sich der Brunnenspiegel, und das Wasser stieg bis an den Rand der Fassung, so dass das Hühnchen ruhig herauslief und sich vergnügt das Wasser aus den Federn schüttelte.“

Das Dämchen hatte sich langsam einspinnen lassen von der schlichten Poesie dieser lieblichen Erzählung. Doch mehr noch als durch das Wunder selbst wurde sie durch die Augen Adelheids gefangen, aus denen in süßer Wirrnis Hoffen und Glück hervorstrahlten. Vielleicht hatte das Kind doch recht; vielleicht war ihr Glaube nicht stark genug gewesen, ein Wunder zu erwirken.

Die Hoffnung lebte wieder in ihr auf: ein kleines, blaues, lichterndes Flämmchen . . .

Wollte doch etwa Gott noch alles zum Guten wenden und wartete er nur auf ihr Gebet?

„Es ist ein schönes Wunder,“ sagte sie, selbst von einer vertrauenden Welle des Glaubens emporgehoben: „wo hast du die Geschichte her?“

„Der fremde Pater, der bei Herrn Beyl zu Besuch ist, hat sie uns erzählt. So müssten wir während der Oktave beten, hat er gesagt; dann würden wir erhört. — Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit? Ich würde für Theodor bitten, und du könntest beten, wofür du wolltest. Du hast doch sicher irgend eine Sorge, die dir aufs Herz drückt.“ Sie bat inbrünstig, mit der ganzen, vertrauenden Glut ihrer kindlichen Seele.

Das Dämchen streichelte ihr liebevoll das Haar, halb gewonnen und doch von einer schier unüber-

windlichen Abneigung gegen das Pilgern zurückgehalten, und so unentschlossen zwischen Ja und Nein schwankend:

„Oh, zu beten hätte ich schon genug, und für mehr als ein Wunder!“ Sie versenkte sich mit einer wehen Bitterkeit in das Unglück ihres Lebens; ein schmerzlicher Zug legte sich um ihren Mund, während ihre Augen sich mit dem tiefen Dunkel des Leids füllten.

„Also,“ drängte Adelheid, sich halb schmollend, halb schmeichelnd an die Mutter drückend, „nicht wahr, wir gehen? — Und überhaupt, weshalb gehen wir nie mit zur Oktave, wo doch alle andern immer mitpilgern?“ Sie hatte die Frage schon oft stellen wollen, aber vor der streng ablehnenden Haltung der Mutter nie so recht den Mut dazu gefunden.

Sie rührte damit in der Tat an eine der empfindlichsten Stellen im Leben des Dämchens. Fremd im Land und seinen Sitten fremd, war sie weder zu den François noch zu den andern Sinzenern in ein solches Verhältnis des Vertrauens gekommen, dass sie ihnen bis zu den letzten Aeusserungen einer so demonstrativen Glaubensbezeugung, wie die Pilgerfahrten es waren, hätte folgen wollen, und besonders schreckte ihr angeborener Stolz sie vor der Promiskuität dieser Züge ab, bei denen sie gemeinsam mit den Aermsten und letzten, vielleicht Seite an Seite mit ihnen, durch den Staub derselben Wege gehen müsste. Doch das konnte und wollte sie dem Kinde nicht sagen, und so schützte sie die Beschwerden der Fahrt vor, die ihr Gesundheitszustand nicht überstände.

Das war allerdings ein Grund, gegen den schwer aufzukommen war. Langsam erlosch das Glücksstrahlen in Adelheids Augen:

„So bleiben wir, Mutter.“

Das Dämchen rang eine Weile mit sich; dann legte sie der Kleinen eine fieberglühende Hand auf: „Nein, Adelheid, wir gehen mit!“ Die Liebe hatte über den Stolz gesiegt.

„Aber nicht wegen meiner!“ Adelheid bot noch einmal das Opfer ihres Verzichtes an, während doch schon ein neues Glücksstrahlen aus ihren Augen brach.

„Nein, Adelheid, wegen meiner!“ Es war wirklich so, dass das Dämchen sich wegen ihrer selbst zum Pilgern entschloss. Vielleicht lag doch für sie das Glück auf dem Wallfahrtswege, in der demütigen Gemeinschaft mit den gläubigen Pilgern. Und mit einem von Zweifeln beschwerten Herzen zwang sie sich qualvoll zum Glauben an das Wunder . . .

Es war stille in Sinzen, und auf der weiten Flur ringsum war es stille; nur die Lerchen sangen hoch oben über den grünen Saaten ihre Lieder. Die Sinzener hatten ihren Oktav-Tag, und da war alles, was Beine hatte, am frühen Morgen fortgepilgert. Nur die ganz Kleinen und die ganz Alten waren wegen der Beschwerden der Reise zurückgeblieben, und wohl der eine oder andere Rüstige, wegen der Betreuung des Viehes, das auch an diesem Tage gewartet werden musste; aber sie gingen nicht aufs Feld, so dass die Lerchen allein die Herren der weiten Flur waren, mit dem Wind, der sein Spiel mit den weissen Blütenblättern trieb.

Auch der weisse Herzog war zurückgeblieben, angeblich, um die Kinder zu hüten; in Wirklichkeit, weil er sich in aller Musse und frei von jeglicher Ueberwachung einen Erholungstag gönnen wollte.

Den Morgen verbrachte er mit kleinen Flickarbeiten in Haus und Hof, und nach dem Mittagessen, das er sich, um den festlichen Charakter des Tages zu unterstreichen, reichlicher und feiner hatte anrichten

lassen, stieg er in sein Buchzimmer hinauf. Ein ganzer freier Nachmittag war ungestört sein.

Er ordnete erst die Zeitungen und Zettel, die wirt auf dem Tisch umherlagen, verrührte dann einen mehligten Stein, den er einer auf der Feldflur offen zu Tage liegenden Rötelschichtung entnommen hatte, zu einem braunen Brei, um ihn auf seine Verwendbarkeit zu prüfen; denn wenn er für den Augenblick auch nicht daran dachte, das Vorkommen auszubeuten, so blieb es doch immerhin eine Reserve für die Zukunft, abgesehen davon, dass es hochinteressant war, die Erwerbsmöglichkeiten des Heimatbodens so eingehend zu kennen wie nur möglich. Da waren gewiss noch viele Quellen, die darauf warteten, erschlossen zu werden, wenn sich nur die richtigen Rutengänger fanden.

Findig sein! Das war für den weissen Herzog eins und alles. Es war sein grosser Ehrgeiz, Quellen an Orten anzubohren, wo niemand sie geahnt hätte, und dort Reichtum und Leben zu schaffen, wo früher nur Einöde und Wüste gewesen war.

Nichts schien ihm erbärmlicher, als immer nur die Pfade zu gehen, die andere vor ihm ausgetreten hatten, und keine Arbeit war ihm verhasster, als gerade die Arbeit in Feld und Wiese, die, an fest überlieferte Gewohnheiten unlöslich gebunden, den mit band, der sie tätigte.

Er war überhaupt nur zur Landwirtschaft gekommen, weil er im Studium versagt hatte. Die Frage seines Berufes war Jahre hindurch Gegenstand eines erbitterten Streites zwischen Monsieur und Madame François gewesen. Philippine wollte um keinen Preis, dass ihr Raymond, das Grafenkind, das sie als ein höheres Wesen zu bestaunen und innerlich zu verehren sich nicht versagen konnte, die Schollen treten sollte wie ein gewöhnlicher Bauer; hingegen wollte Monsieur

François gerade aus den entgegengesetzten Gründen ihn an die Erde binden, in der Hoffnung, dass die ruhige, durch Zeit und Gewohnheit bestimmte Arbeit des bauerlichen Gewerbes die ungeredelten Triebe, die aus seinem halb adeligen, halb fremden Blut ungebärdig und wild aufwucherten, bändigend und der Zerfahrenheit steuern würde, die sich in seinem ganzen Wesen offenbarte.

Sie hatte es durchgesetzt, dass er ans Gymnasium kam und Latein studierte; damit sollten ihm, nach ihrer Meinung, alle Wege geöffnet werden, die in die weite Welt hinausführten.

Dieser Versuch war an der völligen Disziplinlosigkeit seines Geistes gescheitert, und er hatte von der Mittelschule nichts mitgebracht, als eine wild verwachsene Phantasie und ein ungezügeltcs Drängen nach ferncn Geistesgütern, die wie Sterne weit von ihm abstanden und ihr verführerisches Licht zu ihm sandten, ohne dass er die Kraft gehabt hätte, an sie heranzureichen.

Entscheidend für sein späteres Leben war schon sein Aufenthalt an einer deutschen landwirtschaftlichen Hochschule geworden, zu der er als Ausländer, trotz mangelnder Studienzeugnisse, zugelassen worden war.

Fern von jeglicher Ueberwachung und reichlich mit Geldmitteln versehen, tobte er sich dort, erst in einer nichtschlagenden, dann in einer schlagenden Verbindung, gründlich aus, steigerte durch Herausbildung eines überspritzten Ehrgefühls, wie es an jenen Stellen gepflegt wird, den ihm angeborenen und von der Mutter sorgfältig grossgezogenen Dünkel zu aufgeblähtem Hochmut, fühlte sich mit natürlicher Selbstverständlichkeit durch seine Couleur in die Zahl jener Auserwählten hinaufgehoben, denen ihr Comment gestattet, wenn nicht gar zur Pflicht macht, alles, was

nicht Farbe trägt, als minderwertiges Gut zu betrachten und zu verachten; schliesslich fand er, nachdem er sich, angeregt durch einen Maskenball, in dem seine Freunde ihn in ein Mephisto-Kostüm gesteckt hatten, eine Zeit lang mephistophelisch-faustisch gebärdet hatte, in Nietzsche, dem Apostel des Ueberschmensentums, dessen dämonisch gewaltige Figur die deutsche Hochschuljugend zu überschatten begann, den Propheten einer Lehre, die ihm innerlich zusagte und zu der er sich bald mit Begeisterung bekannte. Er lebte nämlich in der festen Ueberzeugung, dass auch in ihm eine Art Ueberschmens stecke und dass er denselben nur sichtbarlich herauszuarbeiten brauche.

Dasselbe ungestüme Vorwärtsstürmen des Geistes, das er in weltanschaulichen Dingen bei seinem Nietzsche entdeckte, fand er auch auf wirtschaftlichem Gebiete in seiner Schule. Obschon er sich an den Vorlesungen möglichst vorbeidrückte, war er doch durchaus begeistert von den überall zutage tretenden Bestrebungen, auch hier das Alte durch Neues zu ersetzen, alle Praxis mit Wissenschaft zu unterbauen und mit Berechnungen zu stützen.

So war er, von der deutschen Kultur stark, wenn auch in manchen Dingen ungesund, beeinflusst, nach einer gewissen Zeit in die Heimat zurückgekehrt, ohne ein Examen abgelegt zu haben, das er ja auch gar nicht brauchte, da ein ganzes Gut auf ihn wartete.

Sein Ueberschmensentum kehrte er in vermessene Rücksichtslosigkeit gegen alles, was nicht er selbst war, seinen wissenschaftlichen Radikalismus bekundete er in der verächtlichen Ablehnung aller bekannten und durch eine lange Praxis erprobten Arbeitsregeln, sein draufgängerisches Vorwärtsstürmen erprobte er in einer Reihe von Unternehmungen, die sämtlich schei-

terten und ihm ausser einer reichlich zugemessenen Schadenfreude bedeutende Geldverluste einbrachten.

Ertrug er diese anfangs im Trotz, und somit leichten Herzens, so begann er doch, als ihm immer und immer wieder derselbe Misserfolg beschieden war, sich gelegentlich zu prüfen, und mass dann mit einer schmerzlichen Betrübtheit den Abstand, der jedesmal zwischen einer Hoffnung und deren Erfüllung lag. Dann überschattete ihn wohl für Stunden und Tage der Missmut, und er wollte sich bequemen, mit den andern an der grossen Arbeitsmühle im gewohnten Geleise rund zu gehen und, wie sie, in langsamer Geduld sein Korn zu mahlen. Aber dann bäumte sich plötzlich sein ganzes Wesen in einem heftigen Aufruhr gegen einen solchen Verrat an den hohen Zielen, die er sich gesteckt. Es war etwas Tieferes als eine Laune, die ihn bestimmte, immer Neues zu finden; es war ein Auftrieb zur Höhe, der irgendwoher aus seinem Blute kam, ohne dass er selbst die Quelle aufdecken konnte, aus der solch ungestümer Drang aufstliess.

Dieses Mal nun schien er das Richtige getroffen zu haben. Seine Farm ging wunderschön. Lieblich spielten die Bilder der Zukunft vor seiner rege tätigen Phantasie, und lächelnd rührte er in seinem Rötelbrei.

Die Mischung befriedigte ihn sehr, denn die geschlammte Masse, bindig und fett, war weich wie Sahne und von einem angenehm sanften Rot.

Ja, wenn er wollte! — Aber er hatte für den Augenblick genug mit seinen Ratten zu schaffen, und so schob er das Tigelchen beiseite und rückte den Globus vor; es war nämlich die Stunde am Tag, die er der Zeitungslektüre, und daran anschliessend, der Betrachtung über das grosse Weltgeschehen zu widmen pflegte.

Da der Tag so wundervoll licht und er selbst in

so azurner Stimmung war, hielt er seine Augen längere Zeit auf dem hellen Blau der Meere, bis ihm die sanft bewegten, breiten Linien der Strömungen Sinn und Gedanken verwirrten. Dann drehte er die Erdteile vor: Europa, Asien bis zur fernen Mandschurei; Port Arthur, wo eben ein grosses Kriegsfeuer langsam verglomm. Afrika: Marokko - Tanager! Deutschland - Frankreich! Die Welt . . .“

Ja wirklich, da gingen ganz andere Ströme draussen in der grossen Welt, als die Zwergenbäche in seinem winzig kleinen Heimatland!

Der weisse Herzog geriet immer in eine Art Fieber, wenn er an die Grösse des Weltgeschehens dachte, und er verlangte, mit hineingerissen zu werden in einen dieser grossen Ströme, während sie hier tatenlos still in ihrem Ländchen sassen und aus einer harmlosen Pilgerfahrt über vier Stunden Weges das grösste Ereignis eines Jahres oder sogar eines Lebens machten.

Er fühlte wieder einmal seine ganze Ueberlegenheit über diese Menschen, die in einem so engen Gedanken- und Wunschkreis dahinlebten, und er griff, um sich auf seiner Höhe zu halten, zu Nietzsches „Wille zur Macht“, seinem Lieblingsbuch, das er stets in Reichweite auf seinem Arbeitstisch liegen hatte. Das Buch öffnete sich von selbst an einer Stelle, die, weil oft aufgeschlagen, sich immer von selbst darbot. Er las: „Ein grosser Mensch — ein Mensch, welchen die Natur in grossem Stil aufgebaut und erfunden hat — was ist das? Erstens: er hat in seinem gesamten Tun eine lange Logik, die ihrer Länge wegen schwer überschaubar, folglich irreführend ist, eine Fähigkeit, über grosse Flächen seines Lebens hin seinen Willen auszuspannen und alles kleine Zeug an sich zu verachten und wegzuwerfen, seien darunter auch die schönsten, göttlichsten Dinge der Welt. Zweitens: er ist kühler, här-

ter, unbedenklicher und ohne Furcht vor der Meinung ; es fehlen ihm die Tugenden, welche mit der Achtung und dem Geachtet-Werden zusammenhängen, überhaupt alles, was zur Tugend der Herde gehört. Kann er nicht führen, so geht er allein ; es kommt dann vor, dass er Manches, was ihm auf dem Wege begegnet, angrunzt . . .“

Der weisse Herzog lachte jedesmal leise auf, wenn er dieses Wort las. Es gefiel ihm ausserordentlich, und dies um so mehr, als er mit einer überzeugten Selbstverständlichkeit, die einen Zweifel nicht einmal aufkommen liess, das alles auf sich bezog, da er sich ohne weiteres mit dem „grossen Menschen“ identifizierte, der dann freilich oft genug in den Fall kam, den einen oder den andern anzugrunzen, der sich ihm in den Weg stellte.

Unterdessen schaufelten die beiden Kinder, die er hätte überwachen sollen, Lottchen und Hilde, auf ihrem Sandhaufen Hügel, denen sie Burgen aufsetzten, und gruben Täler aus, in die sie Flüsse von Zisternenwasser hineinschütteten. Es war ein herrliches Vergnügen, und immer wieder trugen sie Wasser aus dem nahen Troge zu.

Da flog ein seltsamer Vogel in den Baum, unter dem sie spielten. Er sah unten lichtgrau aus wie ein Sperlingsweibchen, aber der Rücken war eigenartig gewellt und getüpfelt ; er war auch länger und schlanker als ein Spatz. Eine Weile sah er, nachdem er sich bedächtig auf einen Zweig zurechtgerückt, die beiden gemütvoll mit seinen kleinen, schwarzen Aeuglein an, dann begann er mit einer für seine Grösse auffallend lauten Stimme zu rufen : Waït . . . Waït . . . Waït . . .

Eine ganze Weile gab er sich mit einer trägen Gelassenheit dieser seltsamen Uebung hin und äugte zwischendurch mit selbstbewusster Zufriedenheit zu

den Kleinen hinunter, als wollte er sagen: Geld, das wundert euch!

Aber er konnte noch mehr, er konnte auch Theater spielen. Da würden sie erst staunen, wenn sie das sähen! Und seine immerhin etwas eintönige Hymne brüsk abbrechend, fing er an, seine Kunststücke zu zeigen. Es begann damit, dass er sich bauschig aufplusterte wie ein kleiner, gesträubter Uhu und dabei gefährlich fauchte; dann machte er sich mit einem Ruck geschmeidig schmal und lang, und über sein weiches Gefieder lief es in quecksilberig bewegten Wellen wie gleitendes Wasser und Licht. Nachdem er so eine Weile das Lichtfließen gespielt, vollführte er mit dem Hals, den er anscheinend unbegrenzt ausziehen konnte, die seltsamsten Drehbewegungen, und das mit so sinnverwirrender Schnelligkeit, dass das Vorn und das Hinten an seinem Kopf durchaus nicht mehr zu unterscheiden waren, um dann mit einem Ruck anzuhalten und aus dem feinen, spitzen Schnabel ein langes, dunkles, wümelndes Zünglein vorzuwerfen. Es konnte einen die Angst fassen, das Zünglein möchte fortfliegen, so heftig schien es geschleudert; aber in der folgenden Sekunde schon nudelte er es wieder geschickt ein und begann, als sei nichts geschehen, von neuem sein eintönig schallendes Waïtrufen.

Die Kinder vergassen ihre geschaufelten Berge und ihre Brunnenflüsse; sie sahen nur noch den seltsamen Vogel, und Lottchen, die ältere, begann, seinen Ruf nachsingend, ihn zu necken.

Der Drehhals, offenbar belustigt durch das Echo, das er fand, schrie noch lauter, als zuvor, sein schallendes Waït . . . Waït . . . Waït . . .

So dauerte das Spiel eine geraume Weile, da streckte der aussergewöhnliche Vogel, sich lang machend, noch einmal sein wümelndes Zünglein vor, als tue er

den Kindern einen Spott an, flog dann über die Hofmauer fort auf einen andern Baum, der etwas weiterhin am Wegrand stand, und begann dort wieder sein neckisches Rufen: Waït . . . Waït . . . Waït! — Die Kinder verstanden es dieses Mal deutlich als: Geh' mit! Geh' mit! Geh' mit! und wirklich folgten sie dem Locker.

Der flog jedoch wieder vor ihnen fort auf einen andern Baum, und immer so weiter den Weg hinunter.

Und immer weiter folgten ihm Lottchen und Hilde; die Welt war so feierlich still, die Bäume blühten weiss und rot, der Weg war so licht; es war ihnen gerade, als gingen sie auf dem Himmelsweg.

Der Wendehals aber, denn ein solcher war der seltsame Vogel, dessen Art sich noch nie zuvor in der Gegend hatte sehen lassen, flog, als sei er nur dazu gekommen, die Kinder von ihrem Spiel wegzulocken, jetzt, in einer sanften Wellenlinie sich hebend und senkend, fernem Gärten zu, einem andern Waït-Rufer entgegen, denn es war Mai, und die Blütenblätter flogen . . .

Die beiden Kleinen standen erst eine Weile verlegen, nicht wissend, was sie tun sollten. Warten, bis er zurückkäme? Aber er käme gewiss nicht wieder, da er so weit fortgeflogen war. Zu ihrem Sandhaufen zurückgehen? Doch das war alles so tot: der Sand und das Wasser! Es verlangte sie nach Bewegung und Leben. Da fielen ihnen die Ratten ein; die seien noch vergnüglicher als der Waït-Vogel, redete Lottchen der kleinen Hilde zu; und, sich bei den Händchen fassend, trippelten sie zusammen den Weg hinunter, der Zinkmühle zu.

Es war kein Mensch da, der sie gefragt hätte, wo sie hingingen, oder der sie aufgehalten hätte: denn alles war fort in die Stadt, nur der Frühlingswind war auf; doch der hatte genug mit den Blüten zu tun,

und die Lerchen, die hoch oben im Blau hingen, waren aufgelöst in Lieder.

So kamen sie ungestört bis zur Mühlenbrücke. Das Brausen der Schleuse machte ihnen zwar etwas Angst, aber sie kamen, sich fest bei den Händen haltend, und eins dem andern Mut eindruckend, doch glücklich hinüber. Wenn sie jetzt nur den Wenzel zu Gesicht bekamen, war alles gut.

Der kurze Weg von der Schuermühle zur Rattenfarm war rasch zurückgelegt, und nun standen sie vor der glänzenden Einfassung.

Lottchen pochte an die Zinktür, erst ganz leise, dann immer lauter; aber es wollte sich nichts inwendig rühren. Da klinkte sie, sich auf die Zehen hebend, die Tür auf . . . Kein Wenzel. Nur die Sonne lag still in dem Zinkgehege, und das Wasser in den Tümpeln schaukelte spiegelnd, von den schwimmenden Ratten leise bewegt.

Lottchen schloss geräuschlos die Tür wieder hinter sich zu. Sie hatte ein schlechtes Gewissen; denn der Besuch der Rattentümpel ohne Aufsicht war strengstens verboten. Aber die Kufen waren so unschuldig bewegt, der Tag sonst so wunderbar, und die Mutter so weit . . .

Vorsichtig schritten sie weiter, sich auf die Zehen hebend, aus einer geheimen Angst, und auch, um besser zu sehen, die Hände fest ineinander verkrampft . . .

Da! Da! Die jungen Rätzchen! Lottchen hatte sie zuerst mit ihren kleinen Sperberaugen erspäht.

Die kleine Hilde reckt den Hals mit dem lichtblonden Köpfchen obenauf:

„Wo? Wo?“

„Da! Da!“ — vor ihren Füßen, dicht am Rand, spielen zwei junge Ratten. Und da, unter dem Rasen, lugen noch andere Köpfe vor, immer mehr . . .

Die beiden Kleinen treten neugierig näher, immer Hand in Hand und sich eins am andern festhaltend; denn sie wissen, dass Gefahr da ist. Die kleinen Ratten sind auch zu lieb mit ihren stumpfen Hundeschnäuzchen, ihrem Sammet-Pelz und den spitzen steuernden Schwänzchen . . .

Sie machen noch einen Schritt, spähen, sich leicht vornüber neigend, nach den dunklen Wasserlöchern, aus denen immer wieder neue Schnäuzchen vorwittern . . .

Da gleitet der Rasen, von den Ratten unterwühlt, ihnen unter den Füßen fort, reisst sie mit in die Tiefe . . .

Sie wollen noch schreien, aber der jähe Schrecken, die plötzliche Berührung mit dem kalten Wasser hat ihnen die Zunge gelähmt, und dann ist der Tod über ihnen. Noch ein kurzes, verzweifertes Händeschlagen, einige silberig aufsteigende Luftblasen, dann wird es stille . . .

Langsam bauschen sich tief unten ihre Kleidchen, vom Wasser gebläht, zu farbigen Flecken, und die Sonne scheint friedlich, als ob nichts geschehen sei.

Nepomuk Wenzel bliess um die Stunde draussen am Rande des „Dornigen Busches“ Schalmei. Es war dies ein kleines Wäldchen, etwas weiter abwärts im Sinztal am halben Höhenhang gelegen, und von dort aus genoss man eine schöne Aussicht, bis in die Broucher Kalkfelsen hinein.

Der Dornbusch hatte seinen Namen von den wilden Akazien, die in Menge dort wuchsen, und von ihren gewaltigen Dornen. Von solchen Dornen, ging die Sage, war die Leidenskrone Christi geflochten worden; deshalb hatten sie auch an den Spitzen die eigenartige, braunrote Blutfärbung, und deshalb grüntem sie so spät, weil sie immer um Ostern noch kahl sein mussten. Aber daneben standen auch die hellen Sal-

weiden, und, wenn die Kätzchen sonstwo längst abgefallen waren, blühten sie hier erst auf der Schattenseite, weil der Boden dort nass und kalt war.

Dorthin hatte es den Wenzel getrieben: Erinnerungen an Kindertage und flötende Schalmeyen. Er hatte ein Bedürfnis nach Liedern, war es doch Malen- und Wallfahrtstag.

Er schnitt einige schöne, gerade Ruten aus, streifte die glatte Rinde ab und schnitt daraus Pfeifen von verschiedener Länge, sie mit Rindenbast zu einer Panflöte zusammenbindend. Dann suchte er sich ein sonniges Plätzchen aus, und begann, sich längelang in die Sonne legend, die Melodie eines Pilgerliedes zu flöten:

Wir wallen zu dir, o Maria mild,
Und knien in Liebe vor deinem Bild!
Bei dir wird uns Rettung in jeglichem Schmerz,
Du träufelst den Balsam des Trostes in Herz,
Du träufelst den Balsam des Trostes ins Herz.

Er wusste die Wörter nicht mehr, die zu der Melodie passten, und wenn er sie auch gewusst hätte, er würde sich doch gescheut haben, sie zu singen, so am hellichten Tage und so allein; es hätte ihm zu kindisch geschienen. Die Melodie freilich, das war etwas anderes! Die konnte man sich so pfeifen und dabei denken, was man wollte.

So wiederholte er immer wieder dieselben Töne, und die Melodie ging schrill und frust über das Tal, kunstloser Erd- und Waldgesang, an keinen Ort und an keine Zeit gebunden, der ewige Sang der Fluren Luxemburgs im Mai, wenn das Pilgern über das Land kommt.

Dann versuchte er ein anderes Lied, ein weltliches, das er vor allen andern liebte, ohne eigentlich zu wissen, weshalb; aber es ging ihm immer so zu Herzen,

wenn er es sang, und er wurde ganz traurig davon:
„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Russland gefangen;
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie liessen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär,
Dass Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das grosse Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.“

Auch diese Melodie ging still und frust über die
Sinz. Gesang all derer, die vor Nepomuk Wenzel an
irgend einem Waldrand sassen und Pfeifen schnitzten,
wenn die Salweiden blühten und der Wind einen
Hauch der Vergangenheit über die Hügel des Landes
trieb . . .

So blies Nepomuk Wenzel auf seiner Hirtenpfeife
unentwegt den ganzen, langen Nachmittag, und erst,
als die Amseln ihren Abendgesang anstimmten, machte
er sich auf den Weg zur Mühle, nachdem er zuvor
noch einige recht saftreiche Ruten ausgeschnitten hatte,
um daraus für Lotte und Hilde, die seine beiden grossen
Freundinnen waren, Hupen zu machen.

Das ganze Tal war goldig durchleuchtet, die Luft
warm und voll von dem Duft der mürbenden Schollen.
In den Feldern sprossden auftreibend die Saaten, und
der Klee wucherte in grünen, fetten Büscheln. So gut
es dem Wenzel auch ging, beinahe reute ihn seine
Pfründe auf der Rattenfarm, als er so durch den Früh-
ling schritt, und die Mühle kam ihm vor wie ein Ker-
ker, in dem er seine Freiheit vergraben hatte. Er
näherte sich ihr deshalb mit einer gewissen Feind-
seligkeit, und als die Zinkumwandung in der sinkenden
Sonne so aufdringlich blitzte und funkelte, da schien

ihm das rote Leuchten hämisch aufreizend und heimtückisch böse.

Vielleicht, dass die Seelen der beiden Kleinen ihn bei ihrer Auffahrt zum Himmel mit ihren Flügelspitzen gestreift hatten; vielleicht auch, dass ihr letzter erstickter Schrei um Hilfe seine fernsten leisen Wellen an sein Herz herausgetragen und sein Misstrauen geweckt hatte.

So öffnete er mit einem eigenartigen Gefühl der Unruhe die Zinktür . . .

Ein Erdbeben an einem Tümpel . . . Unten ein Farbenfleck . . . Kleider . . . die Schürzen Lottchens und Hildchens!

Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Und schon lag er am Boden, hatte den Arm im Wasser, riss an den Kleidern . . . und langsam folgten zwei kleine, leblose Körper: Lotte und Hilde, die Händchen noch fest ineinander verkrampft.

Da tat der Wenzel einen Schrei, wie er ihn noch nie in seinem Leben getan hatte: „Lottchen! Hildchen!“

Kein Lebenszeichen. Die kleinen Kinderohren waren taub . . .

Jetzt versuchte er, einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen, mit überstürzter Hast ihnen das Wasser aus den Lungen zu pumpen, indem er die kleinen Aermchen, bald der einen, bald der andern, gegen die Brust presste, wollte ihnen seinen eigenen lebendigen Atem einhauchen. Umsonst! Sie blieben reglos.

Nun dachte er daran sich selbst das Leben nehmen, suchte nach einem Strick. Da fiel ihm erst wieder bei, dass Oktave sei, Oktavtag für Sinzen, und ein wahn-sinniger Gedanke durchzuckte ihn, eine ebenso wahn-sinnige Hoffnung in ihm entzündend. Die Mutter Gottes wollte vielleicht ein Wunder wirken, und durch ihn, und hatte deshalb die beiden Kleinen in die Grube

fallen lassen! . . . Und nun kniete er, die gefalteten Hände zum Himmel hebend, und betete mit der ganzen Inbrunst seines Herzens, und so laut, wie er nur konnte, Ave um Ave, das Wunder erwartend, erst so ohne weiteres, dann sein eigenes Leben als Gegengabe anbietend: „Heilige Maria, Mutter der Gnaden, nimm mein Leben! Ich gebe dir es hundertmal, tausendmal, nur gib diesen Kleinen das ihrige wieder . . .“

Aber das Wunder geschah nicht. Die beiden Kleinen lagen leblos, die kleinen Körperchen unter den anklebenden, leichten Kleidern traurig gezeichnet, und das nasse Haar wirr gesträht . . .

Der Wenzel konnte sie nicht so sehen. Er trocknete ihnen die Zöpfe mit seinem Wams, soweit es noch trocken war, und lud dann die beiden auf, je eins auf einen Arm, zum traurigen Heimgang. Oh, er war unendlich schwerer als ein Weggang aus dem Leben, der nur eine Flucht vor der Verantwortung gewesen wäre! Und je näher er dem Hause kam, desto schwerer wurde die Bürde, und er dachte, unter ihr niederzubrechen.

Das Gerücht von dem Unglück war den rückkehrenden Pilgern schon bis an den Bahnhof entgegengeeilt. Zuerst wollte niemand glauben, dass so etwas Grausiges an einem solchen Gnadentag hätte geschehen können, wo zudem noch das Dämchen zum ersten Male mitgepilgert war.

Doch dann wurden die näheren Umstände bekannt, die das Unglück hatten möglich werden lassen: der weisse Herzog und der Wenzel teilten sich in die Schuld, der eine, weil er die Kinder vom Hofe weggehen liess, der andere, weil er am „Dornigen Busch“ Schalmel geblasen hatte, statt die Farm zu hüten.

So stürmte das François-Dämchen wie eine Ver-

zweifelte ins Haus, leichenblass: „Die Kinder! Wo sind die Kinder? Ist es wahr?!“

Der Kerzenschimmer, der aus der offenen Kammer-
tür in den Hausgang fiel, gab die schreckliche
Antwort . . .

Da lagen die beiden nebeneinander auf dem Bett,
in frischen, trockenen Kleidern, die Haare noch nass
geringelt, reglos, wie im tiefen, friedlichen Schlummer!

Mit einem lauten Aufschrei warf sie sich auf sie:
„Und für euch bin ich in die Oktave gepilgert!“ —
„O Lottchen! O Hildchen!“ Und sie riss die beiden
an sich und bedeckte sie mit Küssen, dazwischen
wirre Worte der Liebe stammelnd . . .

Langsam füllte sich die Stube hinter ihr mit
Menschen: Männer, Frauen, Kinder, wie sie von der
Wallfahrt kamen, noch mit dem Staub der Pilger auf
den Schuhen und der heiligen Andacht des Votiv-
altars in den Herzen, alle bereit, einen Teil des
ungeheuren Schmerzes dieser Frau auf sich zu nehmen,
die durch ihr Pilgern eine der Ihrigen geworden war,
in ehrfürchtiger Scheu von ihr ferngehalten und doch
in heiliger, mitleidiger Liebe zu ihr hingezogen . . .

Sie hatte das Dorf gewonnen, aber ihre Kinder
verloren.

„**D**arf ich zu dem kleinen Theodor, ihm seinen Rosenkranz tragen?“

Adelheids Augen standen demütig bittend auf der Mutter. Sie hatte das Gefühl, dass diese ihr die Schuld am Tode ihrer beiden kleinen Schwestern gab, und wohl nicht zu Unrecht; denn das Unglück hätte unmöglich geschehen können, wenn sie nicht gepilgert wären. Deshalb zeigte sie sich demütig und untertänig, um das wieder gut zu machen, was sie gefehlt haben konnte, und sie suchte durch doppelte Liebe der Mutter das zu ersetzen, was sie ihr genommen hatte.

Ein Schatten überdunkelte das Gesicht des Dämchens. Weshalb hatte sie den Unglücksjungen nicht sterben lassen, wie er es wollte? War er nicht schuld an dem Tode ihrer beiden Kinder, da Adelheid wegen seiner so sehr auf der Wallfahrt bestand? Und weshalb musste Adelheid jetzt schon wieder an ihn denken, da ihre beiden kleinen Schwestern noch kaum unter dem Boden lagen? Ja, er war der Mörder, und sie, sie hielt mit ihm gegen alle und gegen alles. Sie war nahe daran, diesem Kinde, das am Leben geblieben war, sein Leben zu neiden für das der beiden andern, das verloren gegangen war.

Doch es war nur eine kurze Verirrung, aus unerträglichem Schmerz geboren, und zudem eine Ungechtigkeit sondergleichen, da sie selbst doch die erste Schuld trug, indem sie aus selbstsüchtigen Gründen Adelheid von Theodor hatte wegbringen wollen. So tat sie der Kleinen, die bleich und verzagt vor ihr stand, reuevolle Abbitte. Wenn sie auch diese noch verlor, hatte sie ja gar nichts mehr, das sie noch am Leben halten könnte. Sie musste sie also lieben, lieben

für die beiden andern mit, da sie sonst an all dem verhaltenen Drang ersticken würde.

Und plötzlich kam, sengend wie eine Flamme, über sie die Angst, es möchte auch diese ihr genommen werden wie die beiden andern. In quälerischem Grübeln hatte sie sich nämlich eingeredet, es sei der Tod ihrer beiden Kinder die Strafe für ihre Härte gegen den kleinen Brandt. Sie hatte trotz aller Abneigung, die sie gegen den Bettelungen hegte, eine ängstliche Scheu vor ihm wie vor einem sichtbarlichen Zeichen, das Gott in ihr Leben gesetzt, um sie zu prüfen und zu richten.

So gab sie, voll innerer Bedrängnis und von einer abergläubischen Furcht getrieben, die Erlaubnis zu diesem Gang, der ihr jetzt, da ihre toten Kinder auf dem Wege zu ihm lagen, noch mehr zuwider war als früher.

Eine süsse Freude zog in Adelheids Herz und mischte sich mit einem ergriffenen Gefühl des Dankes. „Vielleicht bleibt er am Leben,“ sagte sie, ihre Stimme ganz leise machend, und schmiegte sich mit vertrauender Zärtlichkeit an die Mutter. „vielleicht geschieht das Wunder an ihm. Ich möchte so sehr, dass er wieder gesunde!“

Dieser mit so kindlicher Offenheit vorgetragene Wunsch zeigte mit peinlicher Deutlichkeit, wie stark ihr Herz nach Theodor hinschlug.

Das Dämchen kämpfte, von eifersüchtiger Liebe gefoltert, einen letzten, harten Kampf mit sich: Sollte sie diesem kleinen Brandt endgültig fluchen oder ihn segnen?

Doch sie musste die steilen Stufen des Opferaltars hinan, ohne Erbarmen, die Hände zum Segen heben; denn hinter ihr stand die Angst und hielt über sie ihre grosse Schattenhand.

„Ja, Adelheid, es wäre zu wünschen, dass er genäse,“ sagte sie mit bleichen Lippen. Dann nahm sie, in einem Anflug von leidenschaftlicher Hingabe, die Süßigkeiten, die sie für ihre nun toten Kinder mitgebracht hatte, tat sie in ein Körbchen und gab sie mit fort:

„Da, nimm ihm auch dieses mit!“

Sie wollte in einem unerhörten Ansturm gegen Gott ihren eigenen Willen gänzlich vernichten in der verzweifelten Hoffnung, irgend etwas Gutes für sich zu erwirken.

Doch nun war sie am Ende ihrer Kraft, und während Adelheid, mit ihrem Körbchen am Arm, über den Hof schritt, stürzten ihr in einem Vernichtungsstrom die Tränen aus den Augen.

Adelheid war froh, das Haus hinter sich zu haben; Angst und Trauer engten sie dort zum Ersticken ein. Aber draussen in der Sonne, unter den blühenden Bäumen, die so friedlich von den Bienen umsummt waren, wurde ihr Herz wieder leicht und frei. Sie war auch ganz schmuck in ihrem modischen Trauerkleidchen, und ihre Füßchen schritten so zierlich in den feinen Lackstiefelchen, dass es ihr selbst Freude machte. Es musste auch den Menschen, denen sie begegnete, auffallen, wie nett sie war, denn sie sahen sie alle auf eine ganz besondere Art an, auch jene, die sich sonst nie um sie gekümmert hatten, und grüssten sie fein manierlich wie ein richtiges Jüngferchen.

So kam sie, von einer Lebenslust, wie sie dieselbe vorher nie so eindringlich empfunden hatte, durchglüht, an dem Blindenhaus an; aber ihr kleines Herz begann doch unruhiger zu schlagen, als sie den Fuss auf die Schwelle des Hauses setzte, in dem ihre ganze kleine Gefühlswelt den Pol hatte, um den sie sich drehte, und so klopfte sie zage an die Tür.

Die tiefe, klangvolle Stimme des blinden Johannes rief sie herein.

Er sass mitten in einem Gewirr von frisch geschälten Weidenruten, die einen süsslichen Duft verhauchten, auf einem derben, dreibeinigen Schemel, und kehrte forschend das weisse, lichtlose Blindengesicht nach der Tür.

Adelheid wollte ihren Namen nennen und den Zweck ihres Kommens darlegen. Doch schon bei den ersten Worten, die aus ihrem Munde kamen, erkannte er sie an ihrer Stimme, und eine heftige Bewegung durchzitterte ihn: Freude und Schmerz zugleich; Freude, weil sie doch noch gekommen war, und Schmerz, weil sie wohl zu spät kam.

„Wie geht es ihm?“ fragte Adelheid, ihre unnütze Einführung abbrechend. Es war nicht nötig, dass sie seinen Namen aussprach, und sie scheute sich auch, es zu tun.

„Dem Theodor!“ Der Blinde kannte diese Scheu nicht. Er hob mit besorgtem Ernst den Kopf und horchte nach einer unsichtbaren Ferne, als hörte er etwas dort schreiten:

„Oh ihm! ich glaube, er wird bald erlöst sein.“

Adelheid hatte, durch den blühenden Frühling und die warme, belebende Sonne schreitend, jeglichen Gedanken an den Tod abgetan; deshalb erschrak sie, als sein Bild plötzlich wieder so nahe an sie herangerückt wurde. „Aber wir haben ihm doch soviel mitgebracht,“ widersprach sie lebhaft: „Feigen, Orangen, Datteln.“

Sie wollte damit sagen, dass er am Leben bleiben musste, um all die guten Sachen zu geniessen.

Ein zweifelnder Schatten überzog das Gesicht des Blinden mit einem wehen Ernst:

„Es sind nicht Datteln noch Feigen, die ihn am

Leben halten!“ Er hätte noch mehr zu sagen gehabt, aber dieses Mehr wagte sich nicht auf seine Zunge.

Adelheid wurde flammend rot, und ihr kleines Herz pochte ungestüm. Sie verstand, was Johannes nicht aussprach.

Der Blinde wies nach der Tür, die zu Theodors Kammer führte: „Willst du ihn sehen?“ fragte er sanft, und sein Gesicht nahm den Ausdruck einer unendlichen, aber ergebenen Trauer an.

Das Herz schlug Adelheid bis zum Hals hinein. Ihn wiedersehen! In feurigen Wirbeln drehten sich vor ihren Augen all die aufregenden Bilder der letzten Zeit: die Katastrophe in der Schule, die Pilgerfahrt, der Tod der kleinen Schwestern, der Kampf mit der Mutter um ihn. Es flimmerte ihr vor den Augen, und sie musste sich anstrengen, um in dem dämmerigen Gemach, das der Blinde geöffnet hatte, richtig zu sehen.

Theodor hatte sie gehört und erwartet, und so standen seine Augen gleich bei ihrem Eintritt auf ihr.

Sie brachte kein Sterbenswörtchen über ihre Lippen, so ergriffen war sie und so bedrückend das, was sie sah: dieses kleine, magere Knochenköpfchen, mit einer durchsichtigen Haut überspannt, und mitten darin die zwei erlöschenden Augenpunkte.

Er hauchte leise ihren Namen:

„Adelheid!“

Dieser Ruf, so schwach er auch war, entriegelte ihre Lippen und gab ihr die Sprache wieder:

„Theodor!“ Sie griff nach seiner Hand, die knöchern und kraftlos am Bettrand lag. Zwei Tränen stiegen ihr in die Augen, hingen heiss und locker an den Wimpern. Doch sie wollte nicht weinen, um ihn nicht aufzuregen, und zwang sich zu einem ermutigenden Lächeln:

„Wir haben dir etwas aus der Oktave mitgebracht!“

Sie hielt ihm, durch ihre Tränen lächelnd, das Körbchen mit den Früchten hin.

„Ich kann nicht essen,“ hauchte er, vor Müdigkeit die Augen schliessend, „es bleibt nichts.“

„Oh, dieses wirst du essen können,“ widersprach sie mit kindlichem Eifer, „es kommt ja aus der Oktave.“

Es lag eine solche Ueberzeugung in ihrer Stimme, dass sie auch den härtesten Unglauben brechen musste.

Und wirklich! — Wie aus einem tiefen, fernen Schlummer geweckt, richtete er die Augen erst auf das Körbchen mit den süssen Früchten, dann auf sie:

„So gib mir!“

Sie brach mit zitternden Fingern eine blonde Dattel von ihrer Rispe und steckte sie ihm in den Mund:

„Die musst du behalten!“

Er sog leise an der süssen Frucht; es war eine schier übermenschliche Anstrengung für ihn, doch schien er zufrieden.

„Ist es gut?“ fragte sie, die Augen angstvoll auf ihn gerichtet und vor Erregung bebend.

„Ja!“ hauchte er; aber es macht müde. Und er liess die Zunge einen Augenblick ruhen.

„Aber es bleibt!“ lächelte sie glücklich. „Und ich habe dir noch etwas mitgebracht!“

Sie zog aus der Tasche einen Rosenkranz, hielt ihm denselben freudestrahlend vor die Augen.

Es war ein wunderschöner Rosenkranz. Die Kügelchen, aus weinroten Steinen, hatten, als sie ihn gegen das Licht hielt, die Farbe von Blut.

„Er ist an die Muttergottes gerührt,“ sagte sie, ihn an seinen Arm hängend, voll seligen Vertrauens, „und er muss dich wieder gesund machen.“

Der Blinde hatte sich auf den Zehen hinausge-

schlichen. So waren die beiden allein. Nur die Abendsonne, die sich weiter gesenkt hatte, stellte eine glänzende Lichtstange schief ins Zimmer.

Da hob der Kleine mit ungeheurer Willensanstrengung den Kopf, dass die Sehnen des Halses sich wie Schnüre spannten:

„Hättest du gern, wenn ich wieder gesund würde, Adelheid?“

„Ja, Theodor!“ sagte sie schlicht. „Seit du krank bist, habe ich jeden Tag für dich gebetet.“

Der Kleine liess den Kopf wieder zurückgleiten und schloss vor müder Seligkeit die Augen.

Das Wunder, um das Adelheid so innig gebetet, war geschehen, und die Sonne hatte sich im weiteren Vorrücken so gestellt, dass ihr Schein wie ein heiliger Lichtsegel auf beiden Kindern lag . . .

Der nächste Sommer und der darauffolgende Winter gingen unter mancherlei Ereignissen vorüber, die von dem Voraufgehenden die Folgen waren. Der Wenzel kündigte seinen Dienst auf der Rattenfarm und zog von Sinzen fort, weil der heimatliche Boden ihn nicht mehr litt wegen der beiden kleinen Toten, die er so gottlos unter die Erde gebracht hatte. Das Dämchen vergiftete eigenhändig die Ratten, und die letzten Ueberlebenden, die das Gift gemieden hatten und aus der unbewachten Burg ausgebrochen waren, wurden von den Bauern erschlagen und lieferten ihnen willkommene Fäustlinge für die kalten Winterarbeiten in Scheune und Feld. Die ganze Rattengeschichte fand dann insofern einen heiteren Abschluss, als Herr Willy Hübsch nach der Weise des „Prinz Eugenius“ darauf ein Spottlied machte, das mit Fleiss und Begeisterung gesungen wurde.

Der weisse Herzog lächelte zu all dem; er stand zu hoch, als dass der Schlick ihn hätte erreichen können, den man gegen ihn aufwarf. Es brachte ihn auch nicht aus dem Gleichgewicht, als die deutsche Firma, mit der er ein Handelsabkommen geschlossen hatte, gegen ihn wegen Nichterfüllung seiner Vertragspflichten einen Prozess anstregte und eine hohe Entschädigungssumme einklagte. Ja, er schlen eher Vergnügen an diesem bewegteren Leben zu finden, und er führte den Prozess mit einem Anstand und einer Ritterlichkeit, wie man sie nur dort zu finden pflegt, wo feinste Bildung sich mit höchster Selbstbeherrschung paart.

Eigentlich lag ihm selbst nicht mehr viel an der Rattenzucht, nicht so sehr wegen des Unglücks, das geschehen war, als wegen seines unstillen Wesens,

da er so geartet war, dass seine Begeisterung für ein Unternehmen immer nur wie ein Strohfeuer gleich lohend aufflammte, um dann ebenso rasch in sich zusammenzubrennen. Er hatte sich zwar furchtbar darüber aufgeregt, dass seine Frau ihm die Ratten vergiftet, allein dieser Aerger war nur Mache, ein Manöver, das ihm erlaubte, die Schuld für die materiellen Verluste, die er durch den Eingang der Farm erlitt, von sich ab- und auf sie zu wälzen. Ja, er durfte sogar auf diese Art noch trotzen und sich weniger um die Geschäfte kümmern als bisher, unter dem Vorwand, dass sie ja doch alles zunichte mache, was er mühsam aufrichte. Er arbeitete deshalb noch weniger als sonst und sperrte sich stundenlang in sein Buchzimmer ein, um an der Hand des Giganten Nietzsche zu den eisigsten Höhen der Menschheit aufzusteigen und sich mit Einsamkeit und Grösse zu berauschen, nicht erkennend, dass es nur Riesen sind, die sich herausnehmen dürfen, mit Sternen zu spielen.

So ging es mit dem Wirtschaftsbetrieb rasch bergab, und es schien kein reiner Zufall, dass in diesem Winter sich das Gedäche der weitläufigen Gebäude überall senkte; es sei nicht der viele Schnee, der es eindrücke, hiess es, sondern die Last der Hypotheken und Schulden.

Hätte das Dämchen nicht gewusst, wie es mit dem Gut stand und was gemunkelt wurde, es hätte sich seine Gedanken machen müssen, als der Arzt bei einem Besuch im Frühling in gar auffälliger Weise von einem neuen Gesetz über die Gütertrennung und die Vorteile, die es der Frau brachte, redete; ja, es hätte nicht viel daran gefehlt, dass er sie offen aufgefordert hätte, sich bei Zeiten vorzusehen; jedenfalls taten es seine Augen reichlich, wenn auch sein Mund es nicht aussprach.

Aber das war nur eine kleine Sorge für sie, da

sie sich längst darin gefunden hatte, alles, was sie an Besitz mitgebracht, zu verlieren. Was brauchte sie auch noch mehr als ein Totenhemd? Viel heisser quälte sie die Angst, Adelheid, ihr letztes Kind, könnte sich von ihr abwenden und ihre Liebe anderswohin tragen.

Nachdem sie sich anfänglich durch den Schmerz über den Verlust der beiden Kleinen, besonders der angebeteten Hilde, verwirrt, dazu hatte hinreissen lassen, der Uebriggebliebenen ihr Leben zu missgönnen, häufte sie nun, vereinsamt wie sie war, all ihre Liebe auf dieses letzte Kind.

Es war jedoch eine kranke, argwöhnische Liebe, die, statt wohl zu tun, reizte, und beiden gleich wehe tat. Auch stand, trotz aller Mühe, die sie sich gaben, darüber hinwegzukommen, trennend zwischen ihnen der Schatten des kleinen Brandt, und gerade dieser Zwang, den sie sich wegen seiner antaten, hinderte sie, einen friedlichen Ausgleich ihrer Gefühle zu finden.

So wurde das Zusammenleben für Mutter und Kind während eines langen Jahres zu einer aufreibenden Qual, deren Ende sie sehnlichst herbeiwünschten.

Adelheid magerte ab; der neue Frühling gab ihr die Farben, die ihr der Winter genommen hatte, nicht wieder. Sie sass stundenlang am Fenster und sah in den blauenden Abend, bis die Dämmerung fiel.

„Adelheid, woran denkst du?“

Keine Antwort . . .

Schweigend sinkt die Nacht, und mit ihr wächst der Schatten des kleinen Brandt in die Stube . . .

Er geht längst wieder zur Schule, zur Kirche. Adelheid sieht ihn alle Tage. Sie spricht mit ihm, aber sie darf nicht gut zu ihm sein. Sie dürfte es wohl; doch sie weiss, dass die Mutter darunter leiden würde, und so zieht sie es vor, selbst zu leiden.

Dieses Leben wird dem Dämchen unerträglich, es

ist doch kein Leben mehr; es ist schlimmer als der Tod. Und eines Abends sagt sie, als der Himmel besonders tief und die Stimmen des Frühlings besonders eindringlich sind:

„Du glaubst noch immer, dass ich ihn hasse? Damit du siehst, wie du dich täuschst, darfst du ihn von heute an mit auf den Hof zum Spielen bringen.“

Adelheid hielt die Augen, die von der Nacht und den Tiefen ihrer Seele gedunkelt waren, auf die Mutter:

„Es ist, weil er gar so einsam ist und ohne jede Freundschaft.“

Sachte zog die Dämmerung einen feinen Duftschleier über die Erde und legte eine zarte Weichheit um die Dinge, während sich hoch oben an den Himmel glänzend hell der Abendstern stellte. Er sah gerade zum Fenster herein und erinnerte Adelheid an jenen anderen Abend im Wiesengrund, wo er ihr als das Auge Gottes erschienen war . . .

Und ihr kleines Herz zage öffnend, begann sie, von jenem Abend zu erzählen . . .

So innig warm war der Ton ihrer Stimme, so schlicht die Erzählung, so still die Stube und so sanft das Licht, das der Stern hereintrug, dass alles Körperliche von den beiden Menschen, die, schattenhaft umrissen, im Dämmer dasassen, abfiel, und ihre Seelen, reine Lichter geworden, zu den Sternen aufbrannten, die sich jetzt millionenfach am Himmel entzündeten. Und in einer Minute seligen Hingebenseins liebte das Dämchen, von jedem Neid und jeder Missgunst entschwert, ihr Kind in dieser Liebe, die es so heilig durchglühte . . .

Das Erscheinen des kleinen Brandt auf dem Hof hatte zunächst eine glückliche Wendung der Dinge zur Folge. Er selbst zeigte sich äusserst diskret und bescheiden, voll zarter Aufmerksamkeit gegen seine vor-

nehme Gönnerin, und Adelheid, deren Wangen wieder Farbe annahmen, schüttete in verschwenderischer Fülle ihre Liebesbezeugungen über sie aus, wie der Frühling seine Blumen ohne Zahl streut. Aber gerade diese Spiele auf dem Hof, aus denen ihr Glück floss, wurden für das Dämchen ein neues Aergernis; sie liessen ihre Trauer um die beiden toten Lieblinge mit Heftigkeit wieder aufleben. Wie munter würden sie jetzt an den Spielen teilnehmen, von ihren liebenden Blicken gehegt und von den lauen Frühlingswinden umweht! Wie schwer und doch wie süß würde die kleine Hilde auf ihrem Schoß ausruhen, die Augen traumhaft gross auf die letzte Dämmerung gerichtet, um den letzten Funken Licht zu sehen!

Mehr als einmal überraschte sie sich wieder bei dem Wunsche, an der Stelle Adelheids die beiden andern, besonders die kleine Hilde zu sehen, aber dann erschrak sie über das Sündhafte dieses Wunsches und widerrief ihn mit einem bangen Grauen, in der Furcht, noch schwerer von Gottes Hand getroffen zu werden.

So verzehrte sie sich, aufgerieben von dieser unfruchtbaren Liebe, langsam in Sehnsucht nach ihren beiden lieben Toten, und bald verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand so sehr, dass sie bettlägerig wurde und tagelang nicht mehr von ihrem Zimmer kam. Die Beine schwellen ihr an, wurden unförmlich dick und lastend schwer. Sie liess einen fremden Arzt kommen, da ihr der Gedanke unerträglich war, sich Herrn Massard in diesem Zustand zu zeigen, ihn sehen zu lassen, wie das Leid sie aufrieb. Er diagnostizierte auf Herzermüdung als Folge allgemeiner Nervenschwäche.

Sie glaubte es ihm gern, denn es kamen Stunden, in denen sie fürchtete, ihre Nerven würden es nicht

mehr aushalten und sie müsse in einem Irrenhaus enden.

Immer und immer wieder trugen sie ihre Gedanken zu jener verhängnisvollen Pilgerfahrt, die sie unternommen hatte, um ihr Wunder zu erbitten. Alles andere versank um sie, und sie sah nur mehr diesen einen Tag, lebte nur mehr in ihm: der Gang durch den kalten, vom Raufrost glitzernden Morgen; das Gebet, das feurig beflügelt aus der langen Doppelreihe der Pilger aufstieg, ebenso viele Flammen, die lodernd gegen Himmel brannten; der Sturm zur Kirche und der Drang zu dem lichterstrahlenden Bild unter den erschütternden Stürzen eines brausenden Orgelspiels . . .

Da hatte auch sie sich, als sie alle Augen gläubig auf die Trösterin aller Betrübten geheftet sah, hinaufgehoben gefühlt von der grossen Woge des gemeinsamen Vertrauens; die Eisrinde um ihr Herz schmolz an der Glut all dieser gläubig aufbrennenden Herzen, und sie fühlte sich selbst von einem nie gekannten Gefühl des Glücks strahlend durchwärmt. Der Zufall des Gedränges hatte eine arme Sinzenerin an sie herangebracht, die heftig nach dem Ziegenstall roch und mit derben Knochen auf sie eindrückte. Sie hatte früher geglaubt, dass eine solche Nachbarschaft ihr unerträglich sein würde; nun freute sie sich beinahe über diese Prüfung, die ihr aufgelegt war, und sie brachte dieses kleine Opfer der Selbstüberwindung jener dar, die für alle lächelnd auf ihrem hohen Sockel stand und gerade aus den Aermsten die Gefässe für ihre reichsten Gaben machte.

In demselben Opfergeist war sie mit Adelheid bis Mittag in der Kirche geblieben; sie wollte für das eine Mal, wo sie hergepilgert war und so schwere Anliegen hatte, masslos spenden. Und so reichten sie Rosenkranz an Rosenkranz, umspannen mit diesen

Kranzgebeten das wundertätige Bild wie mit Girlanden kostbaren Gesteins, in die sie vertrauend die leuchtenden Blumen ihres Glaubens hineinflochten.

Ausgehungert und ausgeschöpft hatten sie endlich die heilige Stätte verlassen und nur nach langem Suchen noch ein Plätzchen in einer Gaststube gefunden, um Mittag zu machen. Um so grösser war ihre Genugtuung, als sie behaglich nebeneinander ausruhen durften, von dem Bewusstsein einer reichlich erfüllten Pflicht der Frömmigkeit erhebend durchdrungen. Der gedämpfte Lärm der vielen Gäste, die alle einander fremd und noch von den Weihnen der heiligen Stunden des Gebets und der Wundernähe durchdrungen, keine laute Sprache wagten, der schwere Geruch des Essens und besonders der Getränke versetzten sie bei ihrer Erschöpfung und ihrem eigenen halben Entrücktsein in einen leichten Rauschzustand; sie hatten das Empfinden eines beseligenden Glücksschwebens, das sich noch steigerte, als der spritzige Moseler, den sie zu ihrem Essen bestellt hatten, seine Wirkung tat und ihre Geister befeuerte . . .

Da war wirklich aller Kummer wie weggeflogen, und der Himmel erhellte sich für sie mit einem roten Hoffnungsleuchten. Es schien ihnen, als könne nichts Böses mehr geschehen, als habe das geheimnisvolle Bild mit seinem dunklen Lächeln alles Weh von der Welt weggezaubert.

In dieser Glücksstimmung hatten sie den Nachmittag verlebt — und dann war der betäubende Schlag am Abend gekommen . . .

Oh, es gab verzweifelte Stunden, in denen sie versucht war, jenes Bild zu hassen, das sie nur mit seinem Glitzern und Funkeln angezogen hatte, um sie dann in den tiefsten Abgrund des Leids zu stossen.

Aber was konnte der Mensch gegen die schwere

Hand Gottes, wenn er schlagen wollte? Er konnte sie noch härter treffen, wenn es ihm beliebte. Und sie fiel aus dem drohend aufgerichteten Trotz in die tiefste Kleinmut. Dann redete sie sich ein, es sei der Tod der beiden Kleinen die Strafe dafür, dass sie sich so lange von dem Pilgern ferngehalten, eine Züchtigung, ein Ruten-schlag. Oder es komme ihr, der Landfremden, kein Schutz zu. — Was hatte sie überhaupt in diesem Lande zu suchen, was in diesem Hause, was bei diesem Manne?

Gerade in jener Zeit nun, wo ihre kranken und überreizten Nerven einer besonderen Schonung bedurft hätten, wurden sie durch das, was sich auf dem Hof zutrug, der allerschwersten Belastung ausgesetzt.

Die spontanen Liebesbezeugungen, mit denen Adelheid sie während der ersten Frühlingszeit so freigebig überschüttet hatte, wurden immer seltener und immer lauer. Vielleicht ahnte das Kind, dass die Liebe der Mutter über sie selbst hinweg nach ihren beiden toten Schwestern ging; vielleicht war es auch nur, weil sie, von Sonne und Spiel angezogen, und, trieb-mässig allem Siechtum abgeneigt, sich in dem Kranken-zimmer mit seinem leisen Atmen nicht wohl fühlte, in ihrer naiven Geradheit jedoch die Kunst noch nicht besass, eine grausame Wahrheit durch einen süssen Schein zu verdecken.

So kam es, dass sie, bei der Mutter betreten und unlustig, sich mit Theodor den tollsten und lärmendsten Spielen hingab, sobald sie mit ihm auf dem Hof war.

Die Sieche nahm, durch diese Entwicklung der Dinge aufs tiefste gekränkt und leidenschaftlich durch sie beunruhigt, den Lärm, den sie machten, als Vorwand zur Klage; sie erreichte damit nur, dass sie ausserhalb des Hofes spielten, und ein Verbot, sich zu treffen, hatte nur zur Folge, dass sie sich heimlich

sahen und aus dem, was hell war wie Sonnenlicht, ein Dunkel und eine Sünde machten. Nun gab es Lügen und Verdrehungen, die die Kranke, wie mit einem zweiten Gesicht begabt, sämtlich durchschaute, und dann Tränen. Infolge dieser täglich sich wiederholenden Szenen wurde das Zusammensein für Mutter und Kind immer peinlicher, und es kam so weit, dass der Angstschweiss Adelheid auf die Stirn kam, wenn sie die Stiege hinauf musste.

Der weisse Herzog, der diese Stimmung der Kleinen genau kannte, nutzte dieselbe geschickt aus, um das Kind ganz auf seine Seite zu bringen und so aus ihm eine Zuchtrute für die Mutter zu machen. Es sollte das zunächst seine Rache an seiner Frau sein für die verächtliche Kälte, mit der sie ihn seit dem Tode Lottchens und Hildens behandelte, und es war ihm in seiner krankhaften Selbstsucht eine süsse Genugtuung, ihr für ihre hochmütige Geringschätzung heimzahlen zu dürfen und sie, ohne eine Henkershand zeigen zu müssen, mit den peinlichsten Mitteln quälen zu dürfen. Dazu hatte er jedoch auch, da er Adelheid geweckt und für jede Belehrung empfänglich sah, das Verlangen, sie nach seinem Sinn zu bilden; und wenn er sie auch mehr aus einer launenhaften Augenblicksstimmung heraus auf den Namen einer Prinzessin hatte taufen lassen, so schmeichelte es ihm doch jetzt, sie so zu erziehen, wie wenige erzogen wurden, und sie solche Wege zu weisen, wie nicht viele sie gingen.

So hatte er einen regelrechten Unterricht für sie eingerichtet, an dem er, um ihn ihr lieber zu machen, auch den kleinen Brandt teilnehmen liess. Er begünstigte überhaupt ihr Zusammensein mit ihm auf alle Weise und trieb sie offen zur Rebellion gegen die Mutter, indem er ihre Haltung gegenüber dem Jungen als den

Ausfluss einer tyrannischen Selbstsucht hinstellte, die keinem Menschen ein Vergnügen, auch nicht das allerschuldigste, gönne, und unter der er genau so leide wie sie.

Diesen Einflüsterungen erlag Adelheid um so leichter, als sie glaubte, selbst reichlichen Grund zur Klage zu haben. Es schmeichelte zudem ihrem kleinen Kinderstolz ungemein, dass der Vater sie so in sein Vertrauen hinaufhob. Seitdem er ihr Leid dem seinigen angeglichen hatte, waren sie beide in ihren Augen zu Märtyrern geworden, und sie hatte sich und ihm je eine Krone aufgesetzt, die bei Tag und bei Nacht leise strahlten.

Diese freundschaftlichen Gefühle für den Vater wurden zudem noch gestützt durch den Unterricht, den er ihr gab, und den sie sehr lieb gewonnen hatte. Er plagte sie mit keiner Arithmetik und keiner Grammatik; es waren andere, weit anziehendere Themen, mit denen er ihren Geist beschäftigte. Er machte sie, soweit er dazu selbst imstande war, mit Namen und Art der Tiere und Pflanzen bekannt, die sie tagtäglich um sich sah, setzte ihr die zweckmässige Anordnung von Farbe und Gestalt bei den verschiedenartigsten Lebewesen auseinander, belehrte sie über die Anpassung der Organe an ihre besonderen Lebensverhältnisse, zeigte ihr die mannigfaltigsten Wesensformen auf, die es in der Schöpfung gab, angefangen von den ersten belebten Organismen bis hinauf zum Wunderbau des Menschen, und immer suchte er das Fernste und Allgemeinste in dem Nächsten und Unmittelbarsten sichtbar zu machen.

Sie war zwar ausserstande, das Wesentliche, Gesetzmässige in all diesen vielfältigen individuellen Erscheinungsformen auszuscheiden oder auch nur nachzudenken, wenn der Vater es ihr aufzeigte; aber sie

wurde durch hundert besondere Einzelheiten gefesselt und gewöhnte sich, die Dinge ihrer Umgebung mit schärferen Augen anzusehen. Es war gewiss keine Gesamterkenntnis, die ihr so vermittelt wurde, kein Lichtstrom, der, von einer einzigen grossen, hellen Sonne seinen Anfang nehmend, ihr zufluss, sondern es tüpfelten tausend kleine Lichter den noch dunklen Himmel ihrer kindlichen Vorstellungen, ein wunderbares, sternbesätes Firmament der Erkenntnis darüber wölbend.

Währenddessen lag das Dämchen einsam und verlassen auf seinem Siechenbett und verzehrte sich, von diesem ungleichen Kampf um die Seele ihres Kindes aufgerieben, langsam in Sehnsuchtsfiebern, denn sie sah mit verzweifelter Helligkeit alles, was um sie geschah. Wenn auch ihr angeborener Stolz sie daran hinderte, sich anmerken zu lassen, wie sehr sie unter dieser Entfremdung Adelheids litt, so wurde doch ihre Stimmung gegen das Kind immer gereizter, und gegen den, der es verführte, fasste sie einen solchen unerbittlichen Hass, dass sie sich zusammennehmen musste, um ihm nicht das Allerschlimmste zu wünschen, obgleich er ihr Mann war, und dabei noch ihre Seele zu verlieren.

So gingen die Wochen und Monate, und es kam die Zeit, wo der Flieder blühte, für sie eine Zeit weher Erinnerungen. In ihr jährte es sich immer wieder, dass sie sich selbst aufgetan hatte wie eine morgenfrische Fleckenrose, die ihre keusch verschlossene rote Blumenspitze neugierig furchtsam der Sonne öffnet, vom ersten Strahl der Liebe geheimnisvoll berührt und von früchteschweren Hoffnungen süß durchbebt.

Nun kam in diesem Frühling ein Tag, der genau so war wie der Tag, an dem er gekommen war: ein leiser Regen rieselte sanft aus warmen, südlichen Wol-

ken, und auf der Spitze eines Gartenbaumes sang eine Amsel in schwellender Seligkeit ihr Lied.

Da hielt sie es nicht mehr im Bett aus. Von Leid und Sehnsucht getrieben, setzte sie sich ans offene Fenster, vor den rieselnden Regen und den blühenden Flieder, im blossen Hemd.

So war es auch gewesen vor zwölf Jahren, als er gekommen war. Er war gekommen im Glanz des Reichtums und der Bildung, und er hatte es durch gescheite Rede verstanden, sich in eine strahlende Helligkeit zu stellen, deren Glanz sie blendete.

Am folgenden Tage, als der Himmel klar geworden war, ging sie auf den Gilgenhügel neben ihrem Hause und sah ihm nach in sein Land. Da lagen unten, in Dunst gehüllt, die Höhen der luxemburgischen Attert, der Helperknapp, und weiter hinüber, an der andern Grenze des Landes, dort, wo eine helle Wolkenschicht über dem Horizont lagerte, floss die Sinz, sein Fluss. Sie würde dort die preussischen Glocken läuten hören, hatte er ihr gesagt, diese Aussicht als neue Lockung vor sie hinhaltend; denn schon die Nachbarschaft mit Deutschland bedeutete wegen der Strahlungen, die von ihm ausgingen, einen Anfang von Grösse.

So war sie hoffnungsfreudig in das fremde Land gefahren, das ihr aus der Ferne Grösse und Glück zugewinkt hatte, und nun lag sie hier im Elend verschlammt und in der Bitterkeit begraben. Ihr Gott war ein Götze gewesen, der Strahlenmantel, den er um sich gehängt hatte, war eitel Flitter, und jetzt, da die trügerische Hülle von ihm abgefallen war, stand er da in seiner verachtenswerten, hölzernen Nacktheit . . .

Wieder lief eine Welle von Hass gegen den an, der sie um ihre Hoffnungen betrogen und mit überlegter Bosheit ihr letztes Glück zerstörte . . .

Da wollte es der böseste aller Zufälle, dass gerade

in diesem Augenblick, wo er ihr nicht hätte unter die Augen kommen dürfen, der weisse Herzog in ihre Kammer trat.

Er stutzte, als er sie so unerwartet am offenen Fenster sitzen sah und in einer Blösse, die so peinlich ihren ganzen traurigen Verfall offenbarte. Der Anblick berührte ihn aufs unangenehmste, und er griff zu einem alten Hauskleid, das als Staubmantel um einen Wulst von Kleidern geschlagen war, die an der Mauer hingen, und legte es ihr um.

Es war ein uraltes Kleid, das er ihr auf der Hochzeitsreise in einem deutschen Basar gekauft hatte, und es waren darauf Rosen und Schmetterlinge zu sehen, zwischen denen sich kleine nackte Flügelamoren zart bewegten. Sie hatte es durchaus nicht tragen wollen, weil es ihr zu frivol schien, aber er hatte sie dazu gezwungen. Jetzt war alle Farbe verblichen, die bunten Tüpfel der Schmetterlingsflügel erloschen, die Rosen verblasst, die feinen Amoren zu abstossenden Schmutzengeln geworden. Nichts hätte eindringlicher und hohnvoller den ganzen trostlosen Abstand zwischen einem von Hoffnungen beflügelten Traum und der ernüchternden Wirklichkeit versinnbilden können, als dieser Mantel auf diesen Schultern.

Das Dämchen nahm nicht die geringste Notiz von ihrem Mann. Sie liess sich auch ruhig den Hohnmantel umlegen, als wäre sie von Holz.

Dennoch spannten sich alle ihre Nerven, und sie erwartete mit brennender Ungeduld auf das Wort, das ihr die Erklärung für dieses so unerwartete und auffällige Erscheinen geben würde.

Der weisse Herzog schien, sich Zeit nehmen zu wollen. Er ging an das Fenster, sah aufmerksam nach dem Flieder, dessen Trauben regen- und düfteschwer niederhingen, sah der Amsel zu, wie sie vor Lust mit

den Flügeln bebte, hielt die Hand prüfend in den warmen rieselnden Regen und kehrte sich dann endlich dem Dämchen zu, die Augen voll lächelnder Freundlichkeit, so als sei nie etwas Böses zwischen ihnen gewesen.

Er hatte während des Winters, um die Last der Hypotheken zu erleichtern, eine Reihe von Grundstücken abgestossen, das Gut abgerundet, wie er sich nicht ohne Humor ausdrückte, und nun hatte er wieder eine blanke, durch nichts beschwerte Zukunft vor sich. Er hatte also Raum und Zeit zu neuen Experimenten, zur Erbohrung neuer Goldadern im heimatlichen Boden.

Zuerst dachte er an die Ausbeutung des Rötelvorkommens in seinen Feldern am Brauning; aber dann brachte ihn ein Buch, das ihm der Zufall in die Hände spielte, auf eine andere Spur. „Chrut und Unchrut“ hiess das Werkchen, das eines Tages der Briefträger an seine Adresse abgab, und es zählte unter diesem etwas rätselhaften Titel alle bekannten Heilkräuter auf, gab eine kurze Beschreibung jeder einzelnen Pflanze sowie der besonderen Art ihrer Heilkraft. Der Autor war ein Schweizer Pfarrer, und das Werk verdiente somit in der doppelten Hinsicht auf die Nationalität und den Beruf seines Verfassers das grösste Vertrauen.

Schien nun dieses Buch, um das er sich nicht im geringsten bemüht hatte und das ihm sozusagen vom Himmel zugeflogen war, dem weissen Herzog an sich lehrreich und hochinteressant, so enthielt die letzte Seite eine Anregung, die trotz der schlichten Einfachheit, mit der sie gegeben wurde, von geradezu verblüffender Tragweite werden konnte.

Der Urheber des Werkchens hatte, wie er schrieb, sich ein Kräutergärtlein angelegt, in dem er „all die lieben Blumenkinder, Chrütlein wie Unchrütlein, wie

Brüder und Schwestern christlich zusammen erziehe, eine wohltuende Heilfamilie, von deren Ueberfluss er sogar an die Apotheken abgeben könne, so dass all die lieben Pflänzchen sich unter seinen pflegenden Händen in Gesundheit oder Gold wandelten.“

Das Ei des Kolumbus, wenn je ein zweites gestellt worden war! Ein solcher Kräutergarten im grossen, ein Kräuterfeld, und alles an die Apotheken verkauft, die ja nur mit der Goldwage wogen!

Während Wochen sah er alle botanischen Bücher durch, deren er habhaft werden konnte, studierte die in Betracht kommenden Pflanzen inbezug auf Art und Fortkommen, suchte für den Fall, dass er ein solches Chrutgärtchen im grossen anlegen sollte, denjenigen unter seinen Aeckern aus, der ihm den einträglichsten Boden zu einer solchen Kultur zu haben schien.

Und langsam, aber dafür um so sicherer, kamen sie zueinander, die Chrütlein und der Acker, ja es war bald so weit, dass sie förmlich nacheinander riefen. Es traf sich jedoch, dass der Acker, den er für sein Kräuterfeld bestimmte, schon mit Weizen bestellt war, und nun stritten Kraut und Korn gegeneinander in zähem Ringen und zogen ihre Kampfreigen bis tief in die Träume des weissen Herzogs hinein.

Das Korn hatte für sich eine grosse ruhmreiche Vergangenheit; es hatte den Wohlstand des Hauses begründet und bis dahin unwidersprochen ein Primat im Wirtschaftsbetrieb innegehabt. Es hatte für sich auch den herzerfreuenden Anblick seines auf Haufen geschütteten, schwergoldenen Lastens, für sich das liebe Bild des weissen, flockigen Mehls, den süssen Duft des frisch gebackenen Brotes. Es gedieh auch gerade an dieser Flurstelle, die man ihm zu Ehren die „Weizenfelder“ genannt hatte, auf ganz besondere Art, und in diesem Winter gar zeigte es sich derb gesund

wie nie, stand wachsbär gekraust, mit den Wurzeln fest in den Boden eingewachsen, nicht zu dicht und nicht zu spärlich, eine Rekordernte für das kommende Jahr versprechend.

Die Blumen hingegen hatten für sich die Vielfältigkeit ihrer Farben und ihrer Düfte; es hatte jede von ihnen eine Seele, und in den Träumen des weissen Herzogs wandelten viele von ihnen ihre Kelche in strahlende Goldmünzen mit Königs- und Kaiserbildern, oder in Augen von schönen Frauen, die ihm verführerisch zulächelten. Am meisten allerdings verlockte ihn das Neue in dieser Kultur, die Aussicht, unbekannte Möglichkeiten zu erschöpfen, sowie der Wunsch, aus der öden, täglichen Geleisetreterei herauszukommen und durch einen grossen wirtschaftlichen Erfolg all jene hinter sich zu bringen, die mit so hämisch böswilliger Spottsucht seinen Experimenten folgten.

Den endgültigen Ausschlag jedoch gab ein Bild, das er bei einer zufälligen Reise in die Stadt sah. Ein Apotheker hatte eine Auslage von Teeblumen aller Farben gemacht, und man konnte das schon Kunst nennen, was der Mann mit den tausend Töpfchen hier zuwege gebracht hatte; denn die Blumen gaben, nach den Gesetzen der Farbenharmonie zusammengelegt, eine wunderbar belebte Mosaik, so weich und warm in der Tönung, dass ihr blosser Anblick durch das, was er weich Gedämpftes an sich hatte, eine stark beruhigende und somit heilende Kraft übte.

Dieses Bild entschied, und von nun an erwärmte die Begeisterung für seine Kräuterkultur den weissen Herzog so sehr, dass er auch im übrigen milder und menschlicher wurde. Ja, er fühlte sich durch eine jener geheimnisvollen Strömungen, wie sie durch das enge Beieinander von Hass und Liebe im Menschenherzen erzeugt werden, mit einer lang nicht mehr empfundenen

Wärme zu seiner Frau hingezogen und er war bereit, ihr die ganze Vergangenheit nachzusehen, wenn sie nur seine neuen Pläne freundlich aufnehmen und mit ihren guten Wünschen begleiten wollte; denn wenn er auch jeden Aberglauben überlegen belächelte, so hatte er doch das Empfinden, dass sein Unternehmen besser gedeihen würde, wenn es in gute Wünsche gebettet wäre.

Er hatte gerade diesen Morgen ausgewählt, um ihr von seinem Vorhaben zu sprechen, weil er sich infolge von Einflüssen, deren Art und Herkunft zu bestimmen, ihm selbst unmöglich gewesen wäre, in einer Stimmung so freudigen Glückes befand, dass er glaubte, es könne ihm an diesem Tag kein Wunsch unerfüllt bleiben.

Da er selbst so durchaus versöhnlich war, wollte er nicht glauben, dass sie unversöhnlich sein könne, und so setzte er ihr mit freundschaftlichem Bemühen seine Pläne inbezug auf die Blumenkultur auseinander. Ihr vorläufiges Schweigen entmutigte ihn nicht; er deutete es vielmehr als eine halbe Zustimmung und liess sich in einer, plötzlich aus den Tiefen seines Seins aufflutenden Vertrauenswelle, dazu verleiten, ihr das zu gestehen, was er als scheues Geheimnis auf dem Grunde der eigenen Seele ungeoffenbart zu hüten entschlossen war: nämlich, dass das Schicksal selbst ihn auf diesen Weg gewiesen. Und er erzählte mit fast kindlicher Hingegenheit von dem merkwürdigen Buch „Chrut und Unchrut“, das ihm so schicksalhaft in die Hände gespielt worden war, und von der effektvollen Fensterauslage des städtischen Drogisten, vor das ihn vielleicht nicht der reine Zufall geführt hatte.

Gerade dieses Werben um ihre Freundschaft aber reizte das Dämchen, sie ihm zu versagen. Wie hätte sie sich auch besser an ihm rächen können für all die

Bitterkeit, die er über sie gebracht, wie ihn tiefer demütigen, als indem sie seinem Werben eine eisige Kälte entgegengesetzte? So verhielt sie sich seinen Ausführungen gegenüber völlig teilnahmslos; nicht ein Muskel bewegte sich an ihr, und es war, als seien seine Worte Rauch, der nichtig an ihr vorbeiwehrte.

„Du antwortest mir nicht?“ fragte er, am Ende seiner Darlegungen angelangt, betont freundlich, obschon er jetzt ihre Absicht, ihn zu beleidigen, merkte. „Der Erfolg ist dem Unternehmen gewisser als der Ziegelei und der Bisamfarm, und es kann nichts dabei verloren gehen. „Uebrigens,“ fügte er, einen halb scherzhaften, halb ernsten Ton anschlagend, hinzu, „ich werde so zum Wohltäter an der Menschheit, und du selbst dürftest wohl in der Lage sein, von meinen Kräutern Gebrauch zu machen.“ Zugleich gingen seine Augen bedeutungsvoll nach ihrem von der Wassersucht unförmlich geschwollenen Bein, das ein abgleitender Zipfel des blumigen Kleides entblösst hatte.

Das Dämchen deckte ihre Blösse wieder zu, suchte, so zur Rede gedrängt, den kältesten und feindseligsten Ton, dessen ihre Stimme fähig war:

„Und wenn ich wüsste, dass ich mit deinen Kräutern wieder gesund würde, ich würde meine Gesundheit nicht von dir wollen!“

Der weisse Herzog entfärbte sich. Die Freundlichkeit in seinem Gesicht wurde überdunkelt von einem drohend aufsteigenden Schatten:

„Du bist gegen meinen Plan!“

Sie zog verächtlich die Schultern hoch und wies mit einer beleidigenden Bestimmtheit und in einem gewollt schroffen Ton sein weiteres Werben um ihre Freundschaft ab:

„Tu, was du nicht lassen kannst, und gib mir meine Ruhe!“

Der Schatten auf der Stirn des weissen Herzogs verdichtete sich zur Wolke:

„Du machst mir das Leben schwer —“

Er brach seinen Satz in der Mitte ab, als habe er selbst Furcht vor dem, was noch kommen könnte.

Sie schwieg mit derselben verbissenen Hartnäckigkeit wie anfangs. Sie wollte keinen Kampf, aber sie fürchtete ihn auch nicht. Sie fürchtete überhaupt nichts mehr auf dieser Welt, nicht einmal den Tod.

„Statt dich an meinen Plänen zu interessieren und sie zu unterstützen“, fuhr er, seine steigende Erregung mühsam niederkämpfend, fort, „hast du dafür nur Teilnahmslosigkeit oder Feindschaft.“

Der verhalten gereizte Ton in seiner Stimme reizte auch sie zu neuem Trotz, und sie spottete seiner, ihn mit herausfordernd höhrender Kälte ansehend:

„Ho, deine Pläne!“

„Natürlich!“ lachte er bitter auf, „weil mir nicht alles geglückt ist, wie du es erwartetest, wirfst du mir heute den Stein. Wären meine Unternehmen geglückt und du wärest dabei reich geworden, so wäre alles grossartig!“

„Ja, grossartig!“ höhnte sie, ausserstande, den in ihr kochenden Zorn noch länger niederzuhalten. „Grossartig, alles, was du gemacht hast: deine Ziegelei, deine Rattenfarm, all deine anderen Torheiten! Und auch dieses wird grossartig sein!“

Der Herzog geriet in eine grenzenlose Wut:

„Und wer hat mir denn meine Ratten vergiftet? Wer trägt die Schuld am Ruin der Farm?“ Der Zorn fleckte seine Stirne rot.

„Ich! Ich!“ trotzte sie, „und ich würde dir sie noch hundertmal vergiften, wenn du wieder anfingst, und wenn du auch hundertmal zu Grunde gingest und verarmtest bis auf den Bettelstab, an den du ja sowieso

kommen wirst.“ Jeder Nerv zitterte in ihr vor wildem Aufruhr.

Der Herzog nahm, die Taktik plötzlich wechselnd, einen hämisch spöttischen Ton an:

„Sieh da die liebevolle Gattin, die sich dir am Altar versprach, die holde Furie!“

Sie pflanzte als Antwort auf diesen gallig giftigen Ausfall gegen sie mit maßloser Verachtung ihre Augen mitten in die seinen:

„Du Narr! Wusste ich denn, dass ich an einen Narren gekoppelt würde, als ich aus meiner belgischen Heimat zu dir herüberkam? Denn ein Narr bist du, ein Narr, dreimal ein Narr!“

Der weisse Herzog fühlte sich ins Herz getroffen und er wurde kreidebleich:

„Wieso bin ich ein Narr?“

„Führt denn ein vernünftiger Mensch sich so auf wie du? Und ist es nicht jämmerlich verrückt, den Weizen aus Gottes reicher Ackererde herauszureissen und an dessen Stelle Unkraut hineinzusäen? Waren sie nicht verrückt, all deine Albernheiten: deine Ziegelei, deine Rattenfarm? Und angenommen, sie waren es nicht, muss man nicht zum mindesten ein Narr sein, um für junge Ratten zu schiessen wie für junge Prinzen?“

„Wenn sie mir soviel wert waren, wie Prinzen ihre Kinder,“ höhnte er, ihren Zorn durch eine betonte Dreistigkeit noch stärker entflammend. „Ein jeder misst den Wert der Dinge an der Liebe, die er zu ihnen hat, und meine Ratten waren mir in dem Augenblick wert genug, dass ich für sie schiessen liess.“

Sie wurde um einen Ton blasser, und der Wille, ihn tödlich zu treffen, flammte ihr aus den Augen:

„Natürlich, Menschen sind für dich nicht mehr als Vieh. Von deinen eigenen Kindern hast du gesagt, es

sei gut, dass sie tot seien, und deinen eigenen Vater und deine eigene Mutter hast du behandelt, dass es nicht zu sagen ist, wie!“

„Das von den Kindern hast du richtig behalten,“ entgegnete er, eine höhnende Kälte in seine Stimme legend, „und da ich ja nach deinen eigenen Worten euch alle auf einem Narrenschiff führe, so sind sie nur zu beglückwünschen dafür, dass ein Windstoss sie über Bord geworfen hat. Und das mit meinen Eltern geht mich allein an. Doch das sage ich dir heute, dass ich mich weder durch dich, noch durch sie, noch durch irgend einen andern Menschen auf der Welt von dem abbringen lasse, was ich tun will. Wer sich mir in den Weg stellt, den trete ich nieder, und denke nur nicht, dass ich mich binden lasse, weder durch sogenannte Bande der Familie noch durch Fesseln der Moral. Ich will frei sein, ganz frei, nur ich selbst und allein den Gesetzen gehorchend, die ich mir gebe.“

Das Dämchen war mit steigendem Entsetzen seinen Blasphemien gefolgt. Ihr Zorn brach sich an der ungeheuerlichen Unerbittlichkeit dieser bis zum Wahnwitz gesteigerten Selbstsucht und wandelte sich in einen Abscheu, die ihr die Augen mit einem entsetzten Dunkel füllte:

„Du Unmensch!“ Sie brachte nur mehr dieses Wort über ihre Lippen; dann kam ein Zittern über sie, wie aus einer fernen Todesnot aufsteigend.

„Nein, Uebermensch!“ verbesserte er mit eisig schneidender Stimme und verliess, den Kopf hoch werfend, trotzig lächelnd das Zimmer.

Der Mantel mit den verblichenen Rosen und den saloppen Amoren war von den Schultern des Dämchens zu Boden gegliitten, und wieder sass sie im blossen Hemd.

So war im Laufe der Jahre alles von ihr abge-

fallen, was Schönheit und Glanz gehabt, und ihre Lebensernte war nicht mehr als eine Handvoll dürrer, stechender Disteln . . .

Der Regen rieselte sachte weiter, leise tropfte es von allen Blättern und allen Blüten, und alle Blüten und alle Blätter strafften sich in der trunkenen Lust des Lebens. Nur die Amsel war fort, das laute Sprechen hatte sie verscheucht.

Da ging die Sehnsucht der Leidenden mit erneuter Gewalt nach der fernen Heimat, über Raum und Zeit hinweg in die Tage ihrer Mädchenzeit, in das weisse Haus im sonnig stillen Baumgarten, und sie mass am grenzenlosen Glück jener Erinnerungen den ganzen Jammer und das ganze Elend ihres gegenwärtigen Lebens.

So heftig war die Bewegung, dass sie glaubte, das Herz müsse ihr springen. Und in ihrer Not begann sie zu beten, in wirrem Durcheinander sich Gott und den Heiligen empfehlend. Sie hätte sich sonst aus dem Fenster gestürzt oder sich anderswie ein Leid angetan und ihre Seele mitverloren . . .

Der weisse Herzog zog sich in sein Buchzimmer zurück.

Besiegt! Wenn er auch das letzte Wort behalten hatte, sie hatte ihn doch besiegt. Er hatte ihr die Hand zur Aussöhnung gereicht, und sie hatte ihm nur ihre Verachtung hineingespien.

Eine Weile blieb er im Bedenken, ob er nicht zurückgehen und den Kampf wieder aufnehmen sollte, wenn sie auch tot am Platze bliebe. Doch er fand, dass er dadurch erst recht seine Niederlage eingestand, und so beschloss er, sich wieder in die eisigen Höhen seiner Einsamkeit zurückzuziehen. Er schlug seinen Nietzsche an einer ihm bekannten Stelle auf und las:

„Es ist mir ein Trost zu wissen, dass über dem Dampf und Schmutz der menschlichen Niederungen es eine höhere, hellere Menschheit gibt, die der Zahl nach eine sehr kleine sein wird; man gehört zu ihr, nicht weil man begabter oder tugendhafter oder heroischer oder liebevoller wäre, als die Menschen da unten, sondern weil man kälter, heller, weitsichtiger, einsamer ist; weil man die Einsamkeit erträgt, vorzieht, weil man unter Wolken und Blitzen wie unter seinesgleichen lebt, aber ebenso unter Sonnenstrahlen, Tautropfen, Schneeflocken und allem, was notwendig aus der Höhe kommt, und, wenn es sich bewegt, sich ewig in der Richtung von oben nach unten bewegt . . .“

Er liess, berauscht von der Macht der Gedanken, die da angestossen, und der Melodie der Worte, die dort gesungen wurden, das Buch niedergleiten. Das war kühlend wie Eiskristall und stärkend wie Quellenwasser. Mit solchem Kleide der Unerbittlichkeit angetan, konnte er allen trotzen . . . auch ihr . . .

Da stürmte Adelheid die Treppe herauf und hinter ihr der kleine Brandt. Die beiden hatten einen Streit, ob Distelfink und Stieglitz eins und dasselbe sei oder nicht. Adelheid hielt dafür, dass ein Distelfink, der bekannte, hübsche Stubenvogel, nichts mit einem Stieglitz, der gewiss ein hässlicher Geselle sei, gemeinsam haben könne, während Theodor entschieden das Gegenteil behauptete. Sie wollten in Brehms Tierleben nachschlagen und so rannten sie dem weissen Herzog gerade in die Arme.

Er fuhr sie zornig an, weil sie ihn so unvermittelt von seiner Höhe niederrissen; aber dann schlichtete er doch, wenn auch noch mit unwillig strenger Stimme, ihren Streit: Distelfink und Stieglitz seien zwei Namen für einen und denselben Vogel, und Theodor habe recht.

Adelheid fügte sich, wenn auch schmollend, dem

Bescheid des Vaters ; es möge denn dem so sein, trotzte sie zu dem Sieger hinüber ; doch das verhindere nicht, dass Stieglitz ein sehr hässlicher Name für einen so schönen Vogel sei, und sie werde sich jedenfalls hüten, ihn zu gebrauchen.

Der weisse Herzog lachte über den rechthaberischen Sinn seiner Kleinen ; sie gefiel ihm so, und die Freude an ihrem Wesen brachte ihn vollends wieder in die Täler der Menschen zurück.

Unterdessen hatte der kleine Brandt mit seinen hellen Augen einen neuen Gegenstand auf des Herzogs Schreibtisch erspäht. Es war ein seltsam geformter Stein, wie ein Schneckengehäuse anzusehen, jedoch nur halb gewunden und eigenartig gerippt.

„Bewunderst du das, kleiner Mann?“ lachte der weisse Herzog, die staunende Neugier des Jungen aus dessen Augen lesend.

„Ja,“ erwiderte der Kleine mit freundlicher Offenheit und prüfte den Stein wägend in seiner Hand ; er schien ihm ausserordentlich schwer.

Auch Adelheid betastete jetzt neugierig das Objekt, tat es aber mit spitzen Fingern, da sie eine angeborene Scheu vor allem hatte, was an Schnecken grenzte.

Der weisse Herzog liess ihre Neugier sich erst gehörig spannen, dann erklärte er mit gnädiger Herablassung :

„Das sind Muscheln, Schalen von Seetieren, die versteinert im Boden liegen. Sie werden an vielen Orten im Lande gefunden und rühren aus den Zeiten her, wo das Meer noch hier stand.“

„Das Meer!!“ Zwei Paar Augen standen in entsetzter Verwunderung auf dem weissen Herzog.

„Ja, das Meer,“ wiederholte er mit Nachdruck, sichtlich ergötzt über diesen Aufruhr, den er in den beiden Kleinen wachgerufen, und faltete eine Karte

auseinander, die ihm zur Hand auf dem Tische lag. Es war nicht schwer, an der eigenartigen Schuhform das Heimatland Luxemburg zu erkennen. Nur war es eine eigenartige Karte, ein aufdringliches Gemisch von grellen Farben, die scheinbar ohne jede ersichtliche Ordnung zusammengekleckst waren: der Schaft blau und gelb und rot, die Spitze violett mit kraus verästeltem, weissem Geseile; man konnte meinen, die graphische Darstellung eines Linienblitzes.

„Es ist eine geologische Karte,“ erklärte der weisse Herzog jetzt im ernstesten Magisterton und begann einen regelrechten Unterricht, „die Farben bedeuten die vorkommenden Bodenarten: das Rote den Sandstein, das Gelbe den Mergel, das Blaue den Muschelkalk, weil eben diese Muscheln hier in ihm gefunden werden. Soweit das Bunte reicht, reicht auch das Gutland, und dort stand einst das Meer; das Violette ist das Oesling mit seinem Schiefer, und das war einst Küstenland.“

„Und die Blitze, die dort eingezeichnet sind, was ist das?“ Adelheid zeigte mit dem Finger auf das weisse Seilnetz in der Spitze des Schuhs.

„Das sind doch die Flüsse!“ trumpfte Theodor überlegen auf; er hatte die schwarzen Striche in dem weissen Geäst entdeckt, und die schwarzen Striche auf den Landkarten bedeuteten immer Flüsse.

„Ja, aber das Weisse!“ biss Adelheid ihn ab, ärgerlich darüber, dass er ihr voraus sein sollte.

Nun war auch der kleine Brandt am Ende seiner Wissenschaft, und der weisse Herzog musste einspringen:

„Das Weisse bezeichnet das Schwemmland an den Ufern der Flüsse. Das ganze Oesling war ehemals ein Hochland, und da haben allmählich die Wasser sich tiefer eingefressen, bis sie da flossen, wo

sie heute sind. Das sind wohl über die hunderttausend Jahre her, und während all der Zeit haben sie Geröll und Sand an ihre Ufer abgelagert und damit die Talsohle angefüllt. Schwemmland nennt man so entstandenes Land, und dort sind heute die Oeslinger Wiesen.“

Adelheid war voll einer überraschten, fast heiligen Freude. Es war, als breite sich ein himmlisches Licht um sie aus, das Dunkel der Unkenntnis, das sie von allen Seiten beengend umgab, sanft erleuchtend. „Aber warum lernt man das alles nicht in der Schule?“ rief sie mit kindlich übertriebener Entrüstung, „das ist doch alles viel schöner als die dummen Wörter auf al und ail!“

Der weisse Herzog fand keine Zeit zur Antwort, denn der kleine Brandt hatte währenddessen nach der Sinz geforscht und sie auch glücklich gefunden. „Hier!“ rief er freudestrahlend und zeigte mitten in das Gelbe: „Die Sinz!“ — Und dort, wo „Sinzen“ gedruckt stand, ein unregelmässiger blauer Fleck! Die Verschiedenheit der Farben intrigierte ihn, und er sah fragend zu dem weissen Herzog auf.

„Natürlich!“ lachte dieser, auf das Blaue zeigend und zugleich mit einem Fingerzeig auf die erklärende Legende am Rande deutend, „Muschelkalk, sonst fänden sich ja auch keine Muscheln hier.“

Adelheid folgte, offenbar wenig interessiert an dem Schneckenboden, dem schwachen, schwarzen Strich, der die Sinz bedeutete, ihren Lauf bis an die Mosel aufzeigend, wo zu ihrem grössten Leidwesen die Karte aufhörte.

„Und wohin fliesst die Mosel?“ fragte mit spassig rätselhafter Miene der weisse Herzog; er war mit einer leisen Spannung dem Gang ihres Fingers gefolgt.

„In den Rhein; aber der ist nicht mehr sichtbar!“

Er schob den Globus vor, den beiden Europa zukehrend:

„So sucht ihn hier!“

Dieses Mal war Adelheid rascher und zeigte triumphierend den schwarzen, gegen das Meer zu leicht gebogenen Strich, der den Rhein bedeutete. Die Mosel hingegen war hier nicht zu sehen, noch weniger die Sinz; dafür war in der Gegend, wo sie sein konnte, ein kleiner Farbfleck eingezeichnet, nicht grösser als der Kopf einer Stecknadel. „Unser Land!“ rief sie mit Begeisterung. So klein es auch war, es war doch da und es war gezeichnet!

Es demütigte Theodor, dass Adelheid ihm zuvorgekommen war, doch wollte er seinen Aerger nicht merken lassen; er tat vielmehr überlegen und schien sich, den kleinen, winzigen Punkt, der das Land bedeutete, verächtlich übergehend, nur um seine grossen Nachbarn zu kümmern. „Dieses ist wohl Deutschland“, sagte er, auf die Gegenden rechts des Rheins, und dieses Frankreich, auf die links zeigend. Der überhebliche Ton seiner Stimme belehrte Adelheid, dass hier ganz andere Bäume wuchsen als in dem kleinen nadelköpfigen Ländchen, das sie entdeckt hatte.

„Ja, das ist Deutschland, und das Frankreich,“ bestätigte der weisse Herzog, die Grenzen der beiden Länder mit einem Bleistift umreissend.

Die Stirn des Kleinen zog sich in grübelnde Falten:

„Und ist es wahr, dass die beiden Krieg miteinander machen wollen?“

Die Frage war über sein Alter; es war eine Männerfrage, und er wusste es, aber er stellte sie wegen der Adelheid. Mochte sie nun sehen, um welche Dinge er sich kümmerte. Was verschlug es da, wenn

sie so ein winziges Farbenfleckchen auf einem Globus früher entdeckte als er?

Der weisse Herzog musterte vergnügt den kleinen Mann, der so gross redete:

„Und weshalb sollen denn Deutschland und Frankreich Krieg führen?“

„Wegen der Stadt da unten in Afrika,“ erwiderte er errötend. Er wusste ihren Namen nicht mehr, und das verdross ihn.

„Tanger!“ Der weisse Herzog nannte die Stadt, von deren Ruf die Welt voll war, weil die Kriegswolken eine geraume Weile so dunkel drohend über ihrem südlichen Leuchten gestanden hatte. „Nein, die Gefahr ist vorbei,“ belehrte er den kleinen Gernegross, ihm wie einem Erwachsenen Parole bietend, und sein Gesicht, das sich in Fragen gespannt hatte, löste sich in einem ruhig heitern und versöhnlichen Ernst; doch nur auf einen Augenblick, und ein beunruhigendes Dunkel überzog es wieder, so als fiele ein Widerschein von einer fernen Gewitterwolke hinauf. „Und du hast dennoch recht, es wird wohl eines Tages zum Krieg zwischen ihnen kommen, wenn auch nicht wegen dieser afrikanischen Stadt.“

„Was ist denn das, Krieg?“ fragte Adelheid, unruhig bewegt. Sie hatte das Wort zwar schon oft gehört und auch selbst im Munde geführt, ohne sich eine richtige Vorstellung von dem zu machen, was es eigentlich bedeutete. Nun hatte die Art, wie der Vater das alles gesagt hatte, ihr es als eine Gefahr erscheinen lassen, die über ihnen allen schwebte, und das hatte sie unruhig gemacht.

„Das ist,“ erklärte Theodor mit bündiger Kürze: „da schlägt einer den andern tot.“ Er war offensichtlich stolz darauf, so ein starkes Wort gefunden zu haben,

wenn er sich auch keine genaue Rechenschaft über dessen barbarische Tragweite geben mochte.

Diese Erklärung war wenig dazu angetan, Adelheids Besorgnisse zu zerstreuen, und so wandte sie sich in ihrer Beklommenheit an den Vater:

„Die Deutschen und Franzosen müssten also einander totschiagen?“

„Natürlich!“ nickte der weisse Herzog sarkastisch.

„Aber was haben sie denn einander getan?“ In den Augen der Kleinen brannte eine förmliche Not.

Der weisse Herzog lächelte mit jenem ironisch nachsichtigen Lächeln, mit dem er die Torheiten der Menschen aufzuweisen pflegte: „Nichts! Es ist, weil sie zueinander sind wie Feuer und Wasser, und die können sich nicht miteinander vertragen!“ Dann fügte er, da diese unzulängliche Erklärung die Not in Adelheids Augen nur noch zu vertiefen schien, ernster hinzu:

„Es gibt ein Gesetz, das alles Leben beherrscht, Menschen wie Tier- und Pflanzenleben, das Gesetz der Auswahl. Dieses Gesetz gilt auch für die Völker, und gemäss ihm muss immer das stärkere Volk oben kommen. Welches Volk nun das stärkere sei, das entscheidet immer der Krieg. Deutschland und Frankreich wollen beide die ersten sein, es gibt aber nur einen ersten Platz. Also!“

„Und wer ist denn der stärkere!“ fragte mit lebhafter Neugier Theodor, dem diese Darstellung einleuchtete, weil sie nichts anders war als die Uebertragung dessen, was er tagtäglich um sich sah, ins Leben der Völker. „Wohl Deutschland?“ Dieses Land war für ihn aus Gründen, die er selbst nicht kannte, das Mass aller Grösse.

„Natürlich doch!“ nickte beistimmend der weisse Herzog, „wie kannst du nur noch fragen? Und wenn es einmal ausbricht, wird es wohl das Ende Frank-

reichs sein.“ Wie sehr er selbst auch auf Deutschland eingeschworen war und deutsche Geistesgrösse bestaunte, der Gedanke an einen möglichen Untergang Frankreichs drückte ihn doch schwer aufs Herz, da er sich von Seiten des Gefühls und aus Gründen, die ihm dunkel blieben, ungemein stark zu diesem Lande hingezogen fühlte.

Adelheid sah bedrückt zu dem Vater auf. Sie wusste, dass er Frankreich liebte. Sie wusste es aus den Liedern, die er sang, und auch sie liebte es. Sie liebte es, weil es so fern und so fremd war. Wie hinter hundert verschlossenen Toren lag es, obgleich die Grenze der beiden Länder stundenlang und in der Entfernung von nur wenigen Kilometern gemeinsam lief. „Du hättest nicht gerne, wenn es so käme?“ fragte sie, ängstlich besorgt zum Vater aufblickend, während die Liebe zu diesem dem Untergang geweihten Lande ihre Augen mit einer leisen Flamme entzündete.

Er streichelte ihr wegen ihres Mitfühlens dankbar das Haar:

„Nein, Adelheid; aber es gibt Fälle, wo das Herz dem Verstand weichen muss, und das Gesetz bleibt: Dem Stärkeren gehört die Welt!“

Verstand und Herz! Dass beide in eine erbitterte Gegnerschaft geraten konnten, das hatte sie selbst schmerzlich genug empfunden. Die Erinnerung an ihre überstandene Seelenangst bedrückte sie, und die Aussicht auf weitere derartige Leiden, die sie in der Grösse ihrer Ausmasse nur dunkel und desto beängstigender ahnte, schüchterte sie so ein, dass sie kleinlaut schwieg, das Herz voll banger Bedrängnis.

Der kleine Brandt führte, weniger von Gefühlen beengt, seinen spitzen Zeigefinger bedeutungsvoll von Deutschland nach Frankreich hinüber und blickte den weissen Herzog voll verschmitzter Neugier an:

„So müssen sie ja auch durch unser Land?!“

„Natürlich müssen sie durch unser Land,“ nickte wieder sarkastisch der Gefragte.

„Aber das dürfen sie doch nicht,“ stampfte Adelheid unwillig auf. Die stumme Bedrückung hatte sich gegenüber dieser offenen Bedrohung in einen lohenden Zorn gewandelt. „Sie haben ja kein Recht dazu.“

Der weisse Herzog lächelte sie spöttisch an:

„Willst du sie hindern, kleiner Ritter Lohengrin?“ Doch aus den Augen der Kleinen blickte eine so hilflose Not, dass er sie ernster ansprach:

„Du hättest wohl nicht gerne, wenn sie kämen?“

Ihre Augen bekamen eine brennende Tiefe, und eine heisse Blutwelle trieb ihr die Röte bis unter die Haare hinauf:

„Nein, ich mag sie nicht leiden!“

Wenn von den Deutschen die Rede ging, dachte sie immer an den Bismarck, und sie schüttelte sich in einem aufrichtigen Abscheu:

„Puh, wenn sie alle sind wie der!“

Der weisse Herzog lachte laut und fröhlich auf über diesen bündigen Schluss, dann stellte er die Dinge richtig:

„Durchaus nicht! Du darfst nicht von einem auf alle schliessen. Es gibt auch viele grosse Männer in Deutschland, und wir selbst sind sogar halbe Deutsche! Da müsstest du dich selbst verachten!“

Halbe Deutsche! Adelheid hielt die Augen wie entgeistert auf den Vater gerichtet. Sie konnte es nicht verstehen: nur halb sie selbst sollte sie sein und dazu noch zur andern Hälfte deutsch!

„Ja, zur Hälfte deutsch,“ wiederholte der weisse Herzog, ihr das Unglaubliche noch einmal mit überzeugter Eindringlichkeit vorhaltend, „ob du es nun willst oder nicht.“

Doch wurde sie nicht an ihm irre? Liess die Not, die aus ihren Augen brach, nicht schliessen, dass sie ihn für einen Abtrünnigen hielt, einen Fahnenflüchtigen, einen verkappten Deutschen?

Ein so grausames Spiel wollte er doch nicht mit ihr treiben, und so begann er, das unliebsame Kapitel „Deutschland“ beiseite stellend, zum Beweis seiner Gesinnungstreue mit kriegerischer Hingerissenheit die Marseillaise zu singen:

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé . . .

Dann mimte er, von dem aufwühlenden Rhythmus des Liedes angefeuert, die Geste des Gewehrschulterns, wie er es beim Ueben auf den Kasernenhöfen in Deutschland gesehen hatte, und rief mit spassiger Begeisterung:

„So, und wenn sie kommen, treten wir schussbereit an!“

Wohl klang es ulkig, wie er das so sagte, und doch konnte keine Fröhlichkeit aufkommen; das Wort hing wie eine schattende Wolke über ihnen, und für einen Augenblick erschien die Zukunft enthüllt, wie in einem fernen Dunst von Rauch und Blut . . .

Mit diesem dramatischen Ende schloss der weisse Herzog seine Lehrstunde ab. Er war nahe daran gewesen, unter den wärmenden Blicken Adelheids dem Herzen zu folgen, statt dem Verstand, und etwas wie Liebe zur Heimat und zur Heimaterde in sich aufkeimen zu lassen. Es war Zeit, dass er dieser schwächlichen Rührung ein Ende machte und sich wieder auf sich selbst besann. Und er stieg auf seine einsame Höhe zurück, die Liebe zur Heimat mit kalter Verachtung tief unter sich lassend. Denn seine Heimat waren die eisigen Gipfel der Menschheit . . .

Der weisse Herzog pflügte mit zwei Pflügen die Wintersaat in den Weizenfeldern um.

Der erste Sinzener Bauer, der das Ungeheuerliche sah, wollte seinen Augen nicht trauen, so gotteslästerisch schien es ihm. Er glaubte, es sei ein Gaukelspiel seiner von irgend einem Spuk betörten Sinne.

Doch wie er auch die Augen rieb, sie zeigten ihm nichts anders: es waren die Pferde des weissen Herzogs, seine Pflüge, seine Knechte . . .

Braunglänzend und schwer legten sich hinter jeden der beiden Doppelpflüge je zwei breite Furchen um, die lebendige Saat grausam erstickend.

So gingen die beiden Pflüge den ganzen Morgen und den ganzen Mittag, rissen eine breite, dampfende Wunde in die weit geschwungene, von einem glänzenden Saatenmantel überzogene Flanke des Riedeschanges.

Es war schon mehr als eine Torheit, es war ein Frevel an Gottes heiligen Gesetzen, so respektlos zu vernichten, was sich durch den kalten Winter gebracht hatte und zur Freude und zum Wohlsein der Menschen weiter wachsen und gedeihen wollte. Wie könnte noch ein Samenkorn dort aufgehen, wo ihm Gottes Fluch das Saatbett machen musste?

So wurden schon böse Lose über des weissen Herzogs neuestes Unternehmen geworfen, ehe noch bekannt war, was er wollte. Er störte sich jedoch nicht an dem Aergernis, das er zu geben schien, sondern liess in das sorgfältig geeegte und in Felder und Feldchen eingeteilte Ackerstück die hundert Samen auslegen, die er sich durch die Vermittlung des Pfarrers mit dem Kräutergärtlein verschafft hatte. Dann lies er, um Verwechslungen vorzubeugen, und

auch, weil er die meisten Pflanzen selbst nicht kannte, an allen Feldern Schilder anbringen, die über Art und Namen der eingesäten Blumen Bescheid gaben.

Es ging nun wieder ein heiteres Lachen sinzauf und sinzab, als bekannt wurde, wozu der weisse Herzog seinen besten Acker hergab: Kräuter zu züchten, von denen eine ganze Menge als Unkraut an Waldrand und Heckenrain ohne die geringste Pflege üppig gedieh.

Das Lachen aber wurde gar zur ausgelassenen Freude, als sich unter den Kräutern auch solche befanden, deren Namen voll heiterer Symbolik waren und sinnvoll auf das Menschevolk übertragen werden konnten.

Da wären die Sinzener Männer keine Sinztaler, d. h., keine Spass- und Spottvögel gewesen, wenn sie nicht Namen wie: Hauhechel, Hungerblümchen, Klappertopf, Reiherschnabel, Läusekraut aufgegriffen und sie als Lästertafeln dem Weibervolk angehängt hätten, mit dem sie immer in neckisch zankendem Streit lagen.

Dafür zahlten ihnen die Frauen mit gleicher Münze heim und fanden in Bärlapp, Bärenklau, Knöterich, Hahnenkamm Bezeichnungen, die ihrer täppischen Unbeholfenheit und biedern Plumpheit oder ihrer draufgängerischen Liebeswut einen herzerfreuenden Ausdruck gaben.

So schimpften sich die Alten, denen das Leben jede Anmut genommen, und trieben in belustigter Ironie den Spott miteinander. Und doch begleitete manche heimliche Zärtlichkeit diesen mit Unkrautnamen geführten eigenartigen Liebeskampf: das letzte Aufflackern eines unter der erstickenden Eintönigkeit des Lebens verglimmenden Liebesfeuers, das die Sonderbarkeit der Umstände zu letzten schwachen Flämmchen anblies.

Doch auch die verliebte Jugend kam auf ihre Rechnung. Da blühten an allen Fenstern die „Liebstöckel,“ die „Gnadenkräuter,“ die „blauen Veroniken,“ „die Engelsüss,“ „die Katzenpfötchen“, wie die Burschen ihre Liebsten in einem krausen Gemisch von Zugetanheit und Spott nannten, während die Schönen, den Spott wiedergebend, in neckisch verliebter Zärtlichkeit ihre Werber mit Namen wie: Augentrost, Bittersüss, Guter Heinrich, Jakobsleiter, Männersieg belegten, je nach der Art, wie die einzelnen sie hofierten.

Was nach dieser doppelten Auslese noch an Anziehendem oder Anzüglichem übrig blieb, eigneten sich die Buben und Mädels an, von denen jeder und jedes seinen Krautnamen hatte, so dass das ganze Dorf verhext schien.

Da diese ganze Krautnamerei eine Spitze gegen den weissen Herzog hatte, wagte das Spottrufen sich bei Tage nur in gutem Schutz und in sicherer Deckung ans Licht; aber wenn mit dem einfallenden Dunkel sich die verhüllenden Schatten um die Hecken und Mauern legten; wenn die Unken in den Feuchten anfangen zu läuten; wenn die Sterne den tiefen Nachthimmel mit ihren blauen Lichtern betupften, dann schwirrten immer dreister und in immer lauterem Rufen die Krautnamen durch das ungewisse Dunkel, spottend, voll stichelnden Hohns: drängende Lästerworte und doch zugleich auch das jubelnde Frohlocken einer inbrünstig heissen Lebensfreude.

Bald kam zu diesem Spass des Krautrufens eine neue Ergötzlichkeit. Es war schon längst aufgefallen, dass dieses Frühjahr einen für Sinzen und das Sinztal ganz ungewöhnlichen Vogelreichtum gebracht hatte. Anfangs dachte man an nichts Böses und man deutete es allgemein auf ein ertragreiches Jahr. Wo sollte auch

bei einer solchen Feldpolizei ein Unkrautsame oder ein Räumchen übrig bleiben und die Ernte schmälern können? Doch es wurde rasch sichtbar, dass all das gefiederte Gelichter sich auf des weissen Herzogs Kräuterfeldern zusammenzog, die in kurzer Zeit zu einem richtigen Vogelpark wurden. Da gab es Spatzen, Ammern, Buch- und Distelfinken, Grünlinge, Grasmücken, Lerchen mit und ohne Hauben. Immer wieder von Neidern bei ihrem emsigen Körnersuchen aufgescheucht, überzogen sie das Gelände mit dem ewig bewegten Geflirre ihrer Flügel, während jedem Stecken, satt gefressen und faul, ein roter Dompfaff als Feldhüter aufsass.

So schwand manchem die heitere Hoffnung, sein Namenskraut aufgehen und sich auf fremdem Stiel erblühen zu sehen. Das war kein geringer, wenn auch ein komischer Verlust, und es gab Spötter genug, die mit erheuchelter Entrüstung auf das liederliche Vogelgelichter schimpften, auch unter der Nase des weissen Herzogs, um sich später die Seiten krumm zu lachen, wenn sie wieder allein waren.

Der weisse Herzog nahm das Gespött mit der überlegenen Ruhe des Einsamen auf, der für das Gebaren der Massen nur Verachtung hat, und für das ärgerliche Vogeltreiben hatte er nur ein undeutbares Lächeln. Aber in seinem tiefsten Innern fühlte er sich schmerzlich gedemütigt durch das Misslingen auch dieses Unternehmens, auf das er so sichere Hoffnungen gestellt hatte und das nun auf diese lächerliche Art ins Nichts geführt wurde. Da er seinen Unmut an niemanden auslassen konnte, so staute sich der Zorn gefährlich in ihm, eine dunkle Drohung, die er mit sich herumtrug, ohne noch zu wissen, gegen wen sie kehren.

Auch das Dämchen litt unter diesen Umständen

neue Qualen. Hatte sie schon, soweit ihr noch das Gedeihen des Hauses wegen des Kindes am Herzen lag, dem Umpflügen der Weizensaaten mit harmvoller Entmutigung zugesehen, so führte die Wendung zum Lächerlichen, die das Kräuterunternehmen endgültig nahm, ihre Nerven einer völligen Zerrüttung entgegen.

Es setzte jeden Abend bei ihr Fieber ein, wenn das Kräuterrufen im Halbdunkel begann, und es gab sich erst, wenn die nächtliche Stille den letzten Ruf aufgesaugt hatte und der Mond sich einsam und weiss hoch in den Himmel hinaufstellte.

Doch sie gewann nichts dabei; das Feuer des Fiebers wurde nur durch die noch heisser brennende Flamme der Sehnsucht ersetzt . . .

Ihre toten Kinder kamen. Sie stiegen immer aus der bleichen Helligkeit der Nacht auf; aus den Tiefen ihres weissen, wesenlosen Lichts kamen sie. Plötzlich standen sie vor ihr, sahen sie mit grossen, verlangenden Augen traurig an: „Mutter, es ist so kalt im Grabe, und es ist keine Hand da, die uns streichelt! Warum hast du uns nicht besser bewacht, Mutter?“

Solche Gespenstererscheinungen quälten sie bis zur Todesangst und trieben ihr einen kalten Schweiss auf die Stirne.

Konnten sie denn nicht verstehen, wollten sie nicht einsehen, dass sie nur aus übergrosser Liebe zu ihnen gepilgert war? Dass sie sich ihretwegen gedemütigt hatte, um für sie das versprochene Wunder zu erbitten?

Und höhrend stellte sich der Versucher neben sie, der böse Geist: „Das Wunder zu erwirken, an das du nicht geglaubt hast! Es war eine Sünde wider Gott, eine Sünde der Vermessenheit, und Gott hat dich gestraft. Gott ist furchtbar, zittre vor ihm!“

Doch nein, es ist nur eine Versuchung; es ist der Geist der Finsternis, der so zu ihr spricht, um sie zur

Verzweiflung zu treiben, damit sie in der Verzweiflung sich aus dem Fenster werfe.

Sie sitzt aufrecht in ihrem Bett, das Herz wild pochend, den Atem kurz; das Zimmer ist angefüllt von dem wesenlosen Licht des Mondenscheins. Es ist das Licht der Toten, und es ist so kalt und stille. Und der Tod selbst ist so kalt und das Grab so eng . . .

Wohin will sie sich verlieren? Sie fühlt ihre Hände, ihre Stirne. Noch ist sie warm, noch ist sie am Leben . . .

Sie horcht . . .

Sie hört die Mauern atmen, denn sie sind lebendig geworden. Das Mondlicht hat ihre steinerne Starre gebrochen und sie in Seelensubstanz aufgelöst. Sie bieten keinen Widerstand mehr. Ihr Herz schlägt durch sie hindurch, bis an das Bett, in dem Adelheid schläft . . .

Der Mondschein liegt hell auf den weissen Laken, das Fensterholz hat ihn in wesenlose Lichtscheiben geteilt . . .

Langsam rückt das Lichtfenster an sie heran; jetzt liegt das lockere dunkle Haar, das in warmer Fülle das Kissen übergossen hat, in ihm, und es ist in dem bleichen Strahlenfliessen wie Rauch, der sich bewegt . . .

Jetzt ist das Licht auf ihrer Stirne, auf ihren Augen . . .

Sie öffnet unter dem leisen Reiz ihre Augen gross und dunkel, und es ist, als suche sie etwas, ein Bild . . .

„Hier, hier!“ Das Dämchen möchte sich ihr zu Füßen werfen: „Liebe mich, sonst gehe ich zugrunde . . . Siehe, all meinen Stolz breche ich und lege ihn wie Lichtsplitter vor dich! Nur, liebe mich, Adelheid!“

So erschöpft ist sie, so zermürbt, dass es ihr nicht schwer fiele, auch vor ihm einen Kniefall zu tun, wenn er jetzt da wäre und zu bitten: „Hab Erbarmen, hab Erbarmen und lass uns in Frieden leben!“

Doch die Nacht geht mit ihren Aengsten vorüber;

eine Morgenröte stärkt sie genügend, dass sie die Einsamkeit ertragen kann, in die sie sich zurückgezogen hat, und ihr Hass gegen den, der sie in all dieses Elend gebracht hat, steigert sich um all das, was sie in der Nacht gelitten.

So versteifte sie sich ihm gegenüber in der Haltung eines verächtlichen Schweigens und erwähnte mit keinem Wort die Kräutergeschichte, in der festen Ueberzeugung, ihn durch ihre stumme Verachtung empfindlicher zu treffen, als mit den bittersten Vorwürfen.

Da der weisse Herzog ihr gegenüber die gleiche Haltung kalter Verslossenheit einnahm, beschränkte sich der Verkehr zwischen beiden auf das unumgänglich Notwendige und hielt sich auf der Linie einer eisigen Höflichkeit. Doch war, bei der gegenseitigen Gereiztheit, die Spannung so stark, dass sie bei dem geringsten Anlass die Gewalt über sich verlieren und in erneutem Anprall aufeinander stossen konnten.

Das sollte nun bald geschehen, und eine geringfügige Ursache, ein Nichts gab die Veranlassung zu dem neuen Streit.

Der weisse Herzog wollte auf den Karfreitagsmarkt zur Stadt fahren und Adelheid Stoff zu einem neuen Kleid mitbringen.

Sie wünschte es blau, und, übel gelaunt wegen eines Wortwechsels, den er mit einem Knecht gehabt, wollte er es, und zwar bloss, um sie zu ärgern, rot.

Ein Wort gab das andere, und die Verbitterung steckte an jedes eine vergiftete Spitze.

Der Streit um die Farbe des Kleides verwandelte sich, den tieferen Gründen ihrer Feindschaft zustrebend, rasch in einen Streit um das Kind selbst.

Die Adelheid sei ihr Kind, stritt sie, sich auf ihr Mutterrecht berufend, und nachdem er ihr durch seine unentschuld bare Fahrlässigkeit die beiden andern ent-

rissen, sei es seine Schuldigkeit, ihr wenigstens dieses zu lassen.

Ihr Kind, spottete er, sie mit erbarmungsloser Härte an dem wunden Punkt treffend, den sie ihm selbst gezeigt hatte. Sie wisse doch wohl selbst, zu wem das Kind stehe, und dass auch das, was es ihr noch an Liebe zeige, erkünstelt und ihr nur aus Mitleid geschenkt sei; ein Almosen eben noch, wie es der Bettelfrau an der Tür gereicht werde. Er gebe ihr auch den Schlüssel zu dem Rätsel, wenn sie ihn haben wollte. Es sei dem Kind zu langweilig bei ihr. Kinder müssten Freude haben, und es müsste auch mehr Freude in Adelheids Leben, mehr Rot, rief er, auf die Farbe des Kleides zurückkommend, und kehrte die Laune von eben in einen leidenschaftlichen Ernst; denn rot sei das Leben und voll Lust, wenn auch sie dem Tode zublasse.

„Ja, rot, rot!“ schmähte sie voll feindseliger Bitterkeit, „wo deine beiden Kinder tot sind, deine Mutter tot ist, dein Vater tot! Und ich auf dem Wege zum Grab und das Haus auf dem zum Ruin! Pflanze Feuerblumen an deinen Weg statt schwarzer Trauersteine! Sei auch darin ein Narr!“

Er fühlte an der Heftigkeit ihrer Worte, dass es dieses Mal aufs Ganze ging, auf ein Biegen oder Brechen. Und er war entschlossen, die Sprache auf das zu bringen, was unbesprochen feindselig zwischen ihnen lag, wie eine schmerzende Eiterbeule, in der das eingeschlossene Gift ungeduldig hämmert: sein Kräuterexperiment.

„Wenn du,“ entgegnete er deshalb, seinen aufkochenden Zorn unter einer erzwungenen Ruhe verbergend, statt mich mit vergangenen Dingen zu plagen, auf das kommen wollest, was dir wieder seit Wochen die Zähne zusammenpresst und dich im Eifer erstickt!“

„Was meinst du damit?“ fragte sie mit böse stechendem Blick.

„Nun, meine Krautfelder,“ platzte er feindselig heraus. „das Krautrufen und das Vogelfliegen, die dir anscheinend die Nerven so drücken! Es sollte mich wundern, wenn du darin nicht wieder eine Strafe für meine Torheit sähest!“

„Deine Krautzucht!“ Sie lachte höhnisch auf. „Nein, nein, das war keine Torheit, das war ein Geniestreich. Leider hattest du nicht mit den Spatzen und Ammern gerechnet!“ Sie lachte noch eindringlicher, beleidigender. Doch dann riss es sie unvermittelt von ihrer berechneten kalten Ironie in einen flammenden Zorn. „Zum Gespötte von jung und alt hast du dich wieder einmal gemacht und das ganze Haus mit in die Lächerlichkeit hineingezogen. Und du sprichst von Strafe, du! Jawohl, eine Strafe ist es für deinen Frevel an der Saat; denn nicht anders kann das genannt werden, was du gemacht hast. Und wenn kein anderer dir die lächerlichen Spatzen schickt, müssen es deine eigenen Eltern sein, die vom Grabe aus deine Torheiten verfolgen.“

„Du willst zu verstehen geben, dass meine Eltern all das Vogelgelichter schicken?“ fragte er mit einer Stimme, die vor verhaltener Bosheit zitterte.

Sie sammelte allen Hass und allen Trotz, deren sie fähig war, in ihren Augen und flammte ihn damit an:

„Ja, und ich will beten, dass sie es weiter tun, wenn sie ermatten sollten!“

Der Herzog wurde kreideweis. „Nun,“ drohte er mit einer Stimme, die sich in einer unerbittlichen Härte unheimlich dämpfte, „so will ich solche Hüter aufstellen, dass ihnen der Wille zum Schaden und dir die Lust am Beten vergeht.“

Mit dieser Drohung verliess er das Zimmer. Der

Kampf mit ihr war nicht beendet, aber was er jetzt vorhatte, musste zuerst getan werden.

Er begab sich in seine Werkstatt. So nannte er einen geschlossenen Raum in einer Halle, in dem er allerlei Werkzeuge für kleine Schmiede- und Zimmermannsarbeiten verwahrte. Dort fertigte er aus Latten zwei Holzkreuze an, umwickelte sie mit Stroh, holte des toten Monsieur François Kleider und Hut, sowie des Dämchens Sonntagsrock und schwarzen Gesichtschleier und kleidete damit seine Strohpuppen, dort wo es erfordert war, mit Heu nachfüllend, so dass sie zwei wirklichen Menschen glichen. Die liess er, als es Abend geworden war, durch einen Knecht hinaustragen und pflanzte sie als Scheuchen mitten in seinen Krautfeldern auf; dann hängte er ihnen noch an die beiden Arme lose verknüpfte Bündel von Glasstäbchen, die durch ihr Klinkern und Blinken die Vögel schrecken sollten.

Am nächsten frühen Morgen war denn auch ein heller Aufruhr unter den Vogelscharen. Spatzen, Finken und Ammern zeterten voll lärmender Unruhe, die Amseln djekten aufgeregt, und die Staare schnalzten, als sässen alle Ecken voll Katzen und Marder.

Die ersten Sinzener, die das Gezeter aus ihrem Schlafe störte, hoben sich aufhorchend aus ihren Kissen . . . Es musste etwas Aussergewöhnliches durch den Morgen gehen. Die Neugier trieb sie an die Fenster; aber es war nichts zu sehen als die Morgennebel, die, vom Winde leise bewegt, rauchend an den Riedeschhängen hinzogen.

Doch horch! — War da nicht ein Läuten von Glocken drüben am Hang? Und ein Lichtblitzen in dem wallenden Rauch? — Und standen oder gingen da nicht zwei Menschen?

Die Nebel lichteten und dichteten sich immer

wieder, ohne ihre Schleier zu heben. — Wer mochte so früh auf den Beinen sein und solchen Lärm machen?

Endlich fegte ein stärkerer Windstoss die Hänge frei, und da standen die alten toten François, der Monsieur und die Madame, mit ausgereckten Armen, als Vogelscheuchen verkleidet, und klinkerten mit ihren Gläsern, die, im Winde schaukelnd, nach allen Seiten flammende Blitze schossen. — Eine ungeheure Büberei, und es konnte niemand anders gewesen sein, als der weisse Herzog selbst.

Rasch ging es von Mund zu Mund, und es wurde im Weiterdringen ein hässlicher Frevel, eine rote Sünde, ein verächtlicher Hohn auf das vierte Gebot, das da heisst: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass es dir glücklich ergehe auf Erden! Alle fühlten sich gleichermassen betroffen von der schändlichen Büberei, und gar manches Sinzener Kind tat an diesem Tag seinen Eltern etwas Besonderes zuliebe, als Sühne für die frevle und entehrende Tat.

Der Tag selbst war übrigens dazu angetan, Betrachtungen über den Undank der Welt anzustellen, denn es war heiliger Karfreitag. Kaum je hatte der Klagepsalm des Karfreitagsdienstes so ergreifend geschienen:

„Popule meus, quid feci tibi, aut in quo contristavi te?“

„Was habe ich dir denn getan, o mein Volk?! — O so antworte mir!“

„Ego plantavi te vineam meam speciosissimam; et tu mihi facta es nimis amara!“

„Wie eine Rebe habe ich dich gezogen, du aber bringst mir gar bittere Frucht!“

So sang in traurigem Klage-ton der Chor.

Die Beter dachten jedoch an diesem Tage weniger an den geopferten Gottessohn als an die beiden Toten

draussen in den Weizenfeldern, die ihrem einzigen Kind alles zugute getan hatten, bis auf ihr eigenes Glück und ihre eigene Seligkeit, und nun klinkerten sie draussen im Wind . . .

Der Karfreitagsdienst ging mit seiner Klage zu Ende; der Mittag kam und ging, wenn auch keine Glocke ihn läutete, und auch der Nachmittag ging vorbei. Die Luft blieb klar und hell mit einem leisen Wind, und immerfort klinkerten der tote Monsieur und die tote Madame François am Riedeschhang. Erst mit dem einbrechenden Dunkel legte sich die Brise, dann hörte auch das Läuten auf.

Der blinde Johannes sass in seiner Stube und horchte auf das Klinkern. Er brachte es an diesem Tage zu keiner Arbeit. Es war ihm, als ob der eigene Vater und die eigene Mutter am Pranger ständen. Aus jedem stärkeren Läuten hörte er ein Hilferufen: „Du wenigstens, blinder Johannes, erbarme dich unser!“

Es war kein Zweifel daran: sie mussten erlöst werden.

Er wartete nur auf die Nacht.

Jetzt schwiegen die Winde, hörte das Klinkern auf. Das war seine Stunde . . .

„Theodor“, sagte er, mit der Hand nach dem Bruder tastend, der, neben ihm hockend, beim letzten Lichteuchten in einem Buche las, „wir müssen sie erlösen!“

„Wen erlösen?“ fragte der Kleine, aus seiner Lektüre unliebsam aufgestört, und sah verärgert und zugleich verwundert zu dem Bruder auf.

„Den Monsieur François und die Madame“.

Theodors Stirn zog sich unwillig in Runzeln. Es widerstrebte ihm, etwas gegen den Willen des weissen Herzogs zu unternehmen, und er empfand die Pflicht des Dankes gegen die toten François weniger drängend

als Johannes. Doch wollte er den wahren Grund seiner Unruhe, die Furcht, vom Hof gewiesen zu werden und Adelheid wieder zu verlieren, nicht eingestehen, und so suchte er sein Nichtwollen unter einem Nichtkönnen zu verbergen: „Was vermögen wir zu tun?“ machte er, in hilfloser Verlegenheit die Schulter zuckend, „wir können sie nicht fortragen.“

„Nein, aber anzünden,“ beschied der Blinde ruhig, „wir verbrennen sie.“

Die Vorstellung eines Flammenbrandes in der Nacht erschreckte Theodor erst recht. Nicht nur wuchs damit die Gefahr eines Erkanntwerdens; nein, er scheute überhaupt jeden Nachtbrand, das Feuer war dann von einer unheimlich drohenden Lebendigkeit. So wandte er alle Mittel seiner kleinen Ueberredungskunst an, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen. Er entwarf ein grauses Bild von den Gefahren des nächtlichen Ganges, schilderte in düsteren Farben den Zorn des weissen Herzogs, dem sie sicherlich nicht entgehen würden, mahnte eindringlich an die Versäumnis der Abendandacht, der sie sich schuldig machen würden, da der Gang gerade zu dieser Zeit ausgeführt werden müsste.

Allein Johannes liess sich durch nichts zu einer Aenderung seines Entschlusses bewegen. Der einzigstichhaltige Einwand war für ihn die Versäumnis der Abendandacht; aber es werde nur der Rosenkranz gebetet, sagte er, den könnten sie nachsagen, und sie hätten eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, die vor dem Gebete stehe. Deshalb nahm er Zündholz und einiges Papier, das auf dem Tische lag, um eine Fackel daraus zu machen. Dann suchte er nach der Hand des Bruders:

„Komm und führe mich!“

Widerstrebend schritt Theodor voraus, und Johannes folgte ihm, die Hand auf seiner Schulter.

Leise zogen die Sterne auf . . .

Die beiden durchschritten fröstelnd den kühleren Talgrund, dann kamen sie an den wärmeren Hang. „Du musst sie doch jetzt sehen, Theodor,“ sagte Johannes, den Kopf nach der Richtung haltend, in welcher er die Krautfelder vermutete.

Theodor blieb stehen, um besser zu sehen. Es waren da mitten in den Feldern zwei dunkle Flecken, das mussten sie wohl sein. Aber die Flecken schienen sich tanzend zu bewegen wie Gespenster, und unwillkürlich hielt er sich in einem Gefühl der Angst fester an den Blinden.

Die Stille der Nacht war noch tiefer geworden, jetzt war sie lautlos. Nur die Sterne schimmerten blau aus der Ewigkeit.

Sie waren am Rande der Krautfelder angekommen, und in kurzer Entfernung von ihnen standen die beiden Strohpuppen spukhaft schwarz im Dunkel.

„Wir sind da!“ hauchte Theodor. Die Nacht schien ihm so unheimlich, dass er den Laut seiner eigenen Stimme fürchtete. Zugleich behielt er, soweit das Dunkel es ihm gestattete, die beiden gefährlichen Puppen scharf im Auge. Sie schienen, von so nahe gesehen, übermenschlich gross, und — das Blut erstarrte ihm in den Adern: Wuchs da nicht der einen der beiden Scheuchen aus dem Kopf ein zweiter Kopf von abenteuerlicher Gestalt? Und dieser Kopf bewegte sich, hatte brennende Augen . . . „Ein Gespenst!“ In demselben Augenblick, wo der Angstruf dem Kleinen zwischen den Zähnen durchschlüpfte und er sich erschreckt gegen den Bruder warf, hob sich der Kopf und flog, einen gellenden Schrei ausstossend, in die Nacht.

Der Blinde drückte dem Geängstigten beruhigend die Hand:

„Es ist nur ein Kauz, der vorüberflog.“ Er hatte das Schwingen der Flügel, so fein es auch gewesen war, deutlich gehört.

Der Schrecken war Theodor jedoch so in die Glieder gefahren, dass er kaum noch gehen konnte, und trotz allem Zureden des Bruders, der ihm von der Harmlosigkeit und Menschenfeindlichkeit des Kauzes sprach, schritt er nur misstrauisch zögernd auf die beiden Scheuchen zu, die jetzt an ihren Kleidern als Mann und Frau zu erkennen waren.

Konnten sie nicht mit jeder Minute lebend werden und schreiten? — Das war die bange Frage, die er sich angstvoll stellte. Konnten nicht wenigstens die Seelen der beiden alten toten François den Ort umfliegen, und plötzlich würde es aus dem Dunkel kalt nach ihm langen?

Johannes musste ähnliche Gedanken haben. Auch für ihn war ein Geisterschweben nicht unmöglich; ja, es schien ihm eher wahrscheinlich, dass die Seelen der beiden Toten um sie waren; aber gerade dieser Gedanke war ihm ein Trost und eine Stärkung. „Du brauchst sie nicht zu fürchten,“ sagte er leise zu dem Bruder, obschon es ihm selbst kalt im Rücken sass, „wir kommen ja, um sie zu erlösen.“

Der Kleine war jedoch um nichts in der Welt zu bewegen, eine der beiden Puppen zu berühren, noch weniger Feuer an sie zu legen; er fürchtete, es möchte ihnen plötzlich feurige Augen aus dem Gesicht leuchten, oder sie würden eine Hand gegen ihn heben.

So tastete der blinde Johannes sich an sie heran, erst an ihn, suchte mit der Hand nach der Heufüllung in dem einen Hosenbein, entzündete eine Papierfackel und hielt sie unter . . .

Es gab erst ein leises Knistern, ein rotes Flammenzüngeln, hier, dort; dann lief die Glut hoch, und der tote Monsieur François stand in rauschender Lohe . . .

Eine zweite Fackel! Wieder ein Knistern und ein Flammenzüngeln, dann brannte auch die Frau neben ihm.

Eine doppelte Flammensäule erhellte in weitem Umkreis das Feld, und in der windstillen Luft rissen die Flammen brennende Stoffetzen hoch, die, langsam verglühend schwarz, in das Dunkel zurücksanken.

Doch rasch wie die Feuer aufgelodert, verloderten sie, und es blieben nur die schwelenden Hölzer, an denen leise surrend kleine Flämmchen leckten.

„Es ist vollendet,“ sagte Johannes, als die Glut gefallen war, „wir können gehen!“

„Aber die Hölzer brennen noch,“ widersprach Theoder ängstlich. Er hätte am liebsten gleich alles Leuchtende ausgelöscht, ihre Tat mit Dunkel zugedeckt.

„Lass sie nur,“ entgegnete ruhig der Blinde, sie werden ausbrennen und dann zusammenfallen.“

Sie gingen eine Strecke schweigend auf dem Weg zurück, den sie gekommen waren, ein jeder von dem Geschehen nach seiner Art beschwert.

„Wir mussten es tun,“ begann nach einer Weile der Blinde, als fühle er das Bedürfnis, sich vor dem Bruder zu rechtfertigen für die Last, die er auf seine Schultern gelegt; „es war für uns eine Pflicht der Dankbarkeit. Du weisst, was sie beide für uns getan.“

„Ich bin ja mit dir gegangen,“ entgegnete der Kleine unwirsch. In dem Maße, wie sie sich dem Dorfe näherten, wuchs sein Selbstvertrauen, und es stellte sich eine Feindseligkeit ein gegen den Bruder, der ihn zu einem Gang gezwungen, dessen mögliche Folgen ihn mit einer heissen Unruhe zu erfüllen begannen.

„Wenn du auch ein Opfer bringen musstest,“ fuhr Johannes fort, und seine Stimme verriet eine tiefe

Bewegung, „es stand hier eine Pflicht, deren Erfüllung sich nicht umgehen liess. Es ist gut, wenn du jetzt schon siehst, wie uns oft im Leben eine Pflicht hindernd auf dem Wege steht, den wir gehen möchten; dann müssen wir eben den Weg lassen und die Marschrichtung ändern.“

„Ich verstehe nicht, was du meinst,“ murzte Theoder unruhig.

„Ich meine, wenn er es erfährt und du nicht mehr zur Adelheid dürftest; das fürchtest du ja.“

Ja, das fürchtete der kleine Brandt, aber das hätte er um nichts in der Welt eingestanden.

So gingen die beiden schweigend weiter. Unter ihnen lag das Tal im tiefen Dunkel, nur hie und da stand ein Licht. Es war alles so seltsam, unkenntlich, als habe ein Zauber die Dinge verstellt.

Nach einer Weile blickte Theodor zurück.

Eines der beiden Kreuze war zusammengebrochen. Dafür stand das andere, glimmend rot, wirkungsvoller in seiner Einsamkeit, glühende Kohle von oben bis unten, und doch schien, wie durch ein Wunder, die Glut das Holz nicht zu verzehren.

„Das eine Kreuz ist gefallen,“ sagte er leise, ergriffen von dem eindrucksvollen Bild, aber das andere steht noch . . .

Nach kurzer Zeit blickte er wieder zurück:

„Es steht immer noch, und es leuchtet noch stärker als zuvor; es müsste doch aber schon längst niedergebrannt sein!“

Vielleicht hält Gott es als ein Zeichen,“ sagte der Blinde ernst, „es ist heute der Tag, an dem er die Welt am Kreuze erlöst hat.“

Schweigend stiegen sie weiter in das Dunkel des Tales hinunter . . .

Bis tief in die Nacht brannte, wie durch ein Wunder leuchtend gehalten, das Kreuz über Sinzen . . .

Der weisse Herzog verlor kein Wort über das Niederbrennen seiner Scheuchen, kein gutes und auch kein böses. Er hatte natürlich seine Frau im Verdacht, die Anstifterin gewesen zu sein; auf jeden Fall aber sollte sie es ihm entgelten, auch wenn sie die Hand nicht im Spiel gehabt haben sollte. Er stellte sie jedoch nicht zur Rede, da sie sich dann hätte verteidigen, vielleicht ihre Unschuld beweisen können, sondern er strafte sie durch Schweigen und Trotz. Nach den Krautfeldern sah er überhaupt nicht mehr und um den übrigen Wirtschaftsbetrieb kümmerte er sich, obschon das Jahr sich gut anliess, noch weniger als sonst. Er konnte so seinem natürlichen Hang zu Nebendingen folgen und durfte noch zu verstehen geben, dass es nicht seine Schuld sei, wenn alles gehe, wie es gehe, sondern die ihrige.

Noch empfindlicher suchte er sie zu treffen, indem er sich jetzt die äusserste Mühe gab, ihr Adelheid vollends zu entfremden und sie ganz an sich zu ziehen. Er nahm sie mit aufs Feld und in den Wald, wo es tausend bunte Dinge gab, die er ihr zu erklären suchte; er lehrte sie die Pferde treiben, den Pflug halten und über die vielfältigen Maschinen herrschen, die im Ackerbetrieb gebraucht werden.

Das alles gefiel Adelheid über die Massen; sie konnte die Schulstunden nicht mehr ruhig sitzen, sondern wartete mit Ungeduld auf den Stundenschlag, der sie in die grosse, goldene Freiheit hineinspringen liess.

Der weisse Herzog setzte auch seinen besonderen Schulunterricht an ihr fort, ja, ihre Bildung schien die Hauptaufgabe seines Lebens werden zu wollen. Er unterrichtete immer auf seine barocke Art, brachte sie

durch geschickte Fragen auf den Weg, auf den er sie führen wollte, und folgte dann belustigt ihrem zögernden Vorwärtsschreiten, bereit, jede helle Farbe durch einen plötzlich hinaufgeworfenen Lichtstrahl noch greller erscheinen zu lassen, jede Spitze durch einen Sarkasmus noch eigens zu schärfen.

Temperamentvoll wie sie war, fand Adelheid eine lebhaftere Freude an diesem aufregenden Spiel, und es schmeichelte auch ihrem Stolz nicht wenig, dass sie an Dinge herangeführt wurde, die über gewöhnliches Kinderinteresse weit hinauslagen. Wenn der Vater sie jetzt in einem Anflug von guter Laune seine kleine Prinzessin nannte, so füllte sich ihre kleine Brust mit der Sehnsucht nach irgend einer Grösse, und sie spürte in sich einen Heldenmut wachsen, der nach Betätigung drängte.

Unter diesen Umständen war es begreiflich, wenn sie sich immer fester an den Vater schloss. Zwar hielt sie noch an den äusseren Bezeugungen ihrer Liebe gegenüber der Mutter fest. Sie kam jeden Abend vor dem Schlafengehen an ihr Bett, umhalste sie und gab ihr einen Gutenachtkuss; aber die Umarmungen wurden immer lockerer, die Küsse immer spitzer, und in steigendem Masse bedrückte sie die Scham über das, was sie tat, weil es so hässlich heuchlerisch war und sie jeden Abend an den verräterischen Kuss denken musste, den der abscheuliche Judas auf die Backe seines Meisters gedrückt. Deshalb war es für sie jedesmal eine Erlösung, wenn sie das Zimmer verlassen durfte.

Ihre eigentliche Abendfreude begann immer erst, wenn der weisse Herzog vor dem Schlafengehen an ihr Bett kam und ihr noch etwas zum Denken aufgab für die Nacht: zum Beispiel, woran ein gescheitertes Kind im Winter, wenn die Bäume ohne Laub und

Früchte sind, einen Apfelbaum von einem Birnbaum zu unterscheiden vermöge, oder welcher Unterschied zwischen dem Aussehen der Wolken im Sommer und im Winter bestehe. Fragen, die gewiss keine weltumspannende Weite, dafür jedoch den Vorteil hatten, sie an die sie umgebende Natur zu binden und durch Beobachtung und Erkenntnis ihre Liebe zu ihr zu wecken. Dann schloss sie, wenn er fort war, die Augen und suchte. Fand sie die richtige Antwort auf das Gefragte, so konnte es vorkommen, dass sie einen hellen Jauchzer ausstieß; solche Freude hatte sie an dem Licht, das plötzlich in ihr aufging.

Auch der kleine Brandt kam, trotz seines schlechten Gewissens, noch immer auf den Hof und nahm an den Unterrichtsstunden teil. Er war zuerst etwas befangen gewesen, und der weisse Herzog hätte ihm leicht die Schuld aus den Augen gelesen, wenn er hätte hinsehen wollen. Aber er durfte ja gerade das nicht sehen, da er den Kleinen brauchte, um Adelheid leichter zu behalten und die niederzuringen, gegen die er seinen unerbittlichen Kampf führte.

So vergingen die Tage und Wochen. Die Bäume blühten auf und verblühten; die ersten Sommerwolken zogen, hügelig kuppelnd, über den Wäldern hoch, wie Berge im Firnenglanz, und abends flammten in dunstigen Fernen die ersten Blitze auf.

Im Hofe lag neben einer niedrigen, feuchten, mit brüchigen Palissaden bestandenen Gartenmauer ein Haufen Pappeln, die wintersüber am Schlossmoor gefällt und zum Aufschneiden hiehin gebracht worden waren. Schienen die Bäume schon deshalb verdächtig, weil sie von dem verrufenen Schlossmoor kamen, so war ihr Anblick wenig dazu angetan, Vertrauen zu wecken. Kein einziger von ihnen war gerade gewachsen, wie es sich für eine ehrliche Pappel ziemt. Sie sahen

sämtlich so aus, als habe der Meister aller Hexen sie an einem derben Sabbat gewürgt und gewalzt und in jeden von ihnen ganze Knäuel von wild verschlungenen Hexenleibern hineingeknetet. Da waren Rundungen und Wülste, die Hüften und Brüste bildeten; Schroffen und Schründe durchklüfteten die mächtigen Leiber der Stämme, zeichneten Arme und Schenkel, alles in gewaltsamer Bewegung verzogen und verzerrt.

Auch Stirnen gab es, wild bewegte, von struppigem Haargereis überschattet, die leidenschaftlich irgendwo auftrotzten, wo sie nicht hingehörten, und rätselhaft verschleierte Augen, deren Bälle unter den ziegenschlitzigen Lidern lüsterngeil vordrängten.

Oft genug hatten die beiden Kinder vor einem solchen Auge gestanden, in dem Schlitz nach dem belebenden Weiss geforscht. Einmal hatte Theodor versucht, die Lider gewaltsam zu sprengen; aber das Beil, mit dem er hatte hineinzuauen wollen, war abgesprungen und hätte, ihm entgleitend, Adelheid den Fuss abgehackt, wenn sie nicht rechtzeitig beiseite gesprungen wäre. Zugleich hatte er einen solchen Schlag in seiner Hand verspürt, dass ihn noch stundenlang danach die Finger schmerzten.

Seit jenem Tage hatten sie eine abergläubische Furcht vor den Bäumen, und als nun gar mit der steigenden Sonne all das Haargereis auf dem toten Holz zu grünen anfang, da waren sie fest überzeugt, dass hier böse Kräfte am Werk seien. Wenn dann das Zwielicht des Abends die Laubbüschel zu seltsamen Schattenfiguren formte, gelegentlich im tiefer werdenden Dunkel eine Katze oder ein Wiesel mit blinkenden Feueraugen über einen Stamm wechselte und auf dem feuchten Boden eine Unke läutete, so wurde ihnen in der Nähe dieser Bäume ungemütlich, und sie suchten sich zum Spiel lieber einen andern Ort aus.

Es waren aber gerade diese Pappeln, die der weisse Herzog mit Vorliebe zum Abhalten seiner Stunden aussuchte. Zwar erklärte er die Bildung des Hexenhaares an den lebenden, und den Safttrieb an den toten Bäumen aus den natürlichen Gesetzen der Zellenbildung, jedoch von den Hexen selbst und den Sagen, die das Schlossmoor umgaben, sprach er so, dass man annehmen konnte, er glaube selbst daran. So hielt er die Kinder stets in einer leisen Geisterfurcht und bewirkte, dass ihre kleinen Seelen durch die immerwährende Berührung mit der Welt des Ueber-sinnlichen empfindlicher wurden und bei jedem Dunkel oder Halbdunkel, das er um sie breitete, ein banges Schauern sie durchzitterte.

Es war an einem warmen Sommerabend, als der weisse Herzog wieder Schule auf diesen Pappeln hielt. Er sprach von den Flurnamen, suchte deren Herkunft zu bestimmen und ihre oft schwer aufzufindende Bedeutung zu umreissen. Das war eine gar wunderbare Stunde; denn was bis dahin tot gewesen war wie die Kieselsteine auf den Feldwegen, auf die man unbeachtet im Gehen tritt, wurde in der Wärme dieses Abends lebendig und fing seltsam an zu strahlen. Ja, es lebte und webte bald um sie eine ganze Welt der Vergangenheit, und sie fühlten sich selbst mit hineingefügt in diese Kette des Lebens, deren Ringe endlos vor ihnen in die Jahrhunderte hinauf liefen.

Der Abend war so, dass Adelheid und Theodor das Gefühl der Wirklichkeit verloren. Es war ihnen, als lösten sich ihre kleinen Seelen auf und flatterten in leichten Schattenfetzen hinaus in die warme Sommernacht. Die Rosen und Nelken dufteten stark aus dem Garten, alle Schatten waren tief und bewegt, und über den Schlosswäldern flammten bläuliche Blitze in dunstige Wolken hinein.

Der weisse Herzog nutzte die leidenschaftlich schwüle Stimmung des Abends aus, um seine Darbietungen mit einem Prunkstück abzuschliessen: der Sage von der Hexe im Siechengründchen.

Er erzählte, und die beiden Kinder hörten angstvoll beglückt zu, nur halb aufsitzend und immer zu raschem Absprung von den Hexenbäumen bereit, und doch die glühend heissen Hände in prickelndem Wohlsein in dem kühlenden Laub der Hexenbüschel vergraben.

In alten Zeiten, als noch das Schloss stand, lebte dort ein junger Ritter mit Namen Rolf, und es lebte ebendort in den Gesindestuben ein Mädchen mit Namen Irmengard, eines Knechtes Kind. Da Irmengard ein gar feines, anmutiges Mädchen war, spielte der kleine Rolf gern mit ihr, und die beiden vertrugen sich um so besser, als sie nicht nur an einem Tage geboren waren, sondern auch den gleichen ruhigen Ernst mit auf die Welt gebracht zu haben schienen. Als sie aber älter wurden, hielten sie die Eltern auseinander, da sie zu merken glaubten, dass sie einander lieb gewannen. Da Rolf und Irmengard verständige Kinder waren, fügten sie sich, obschon die Trennung ihnen schwer fiel. Irmengard aber wurde krank davon und kam ins Siechen, während der junge Rolf auf seines Vaters Gebot hinauszog in die Welt, damit sie ihn und er sie vergässe. Er kam nun weit hinaus, bis in die Mohrenländer, brachte jedoch, als er von dort zurückkehrte, die entsetzliche Krankheit jener Gegenden, den Aussatz, mit.

Adelheid unterbrach den Vater in seiner Erzählung und erkundigte sich nach der Art dieser Krankheit, die auch in der Bibel so häufig genannt wurde.

Der weisse Herzog gab in einer effektvollen Einlage eine möglichst packende Beschreibung der entsetzlichen und so leicht übertragbaren Krankheit, die

ein Glied nach dem andern fresse und die Augen aus ihren Höhlen zehre. Man dürfe sich deshalb nicht wundern, dass die Menschen, schreckenerfüllt, vor den Aussätzigen geflohen seien und sie gebannt, d. h. hinausgetrieben in die Wälder und ihnen bei Leib und Leben verboten hätten, je ihren Bannort zu verlassen.

Dann schilderte er mit erschütternder Eindringlichkeit, um seine Erzählung von Rolf und Irmengard stärker wirken zu lassen, eine solche Bannspruchung, die nicht nur auf den Leib, sondern auch auf die Seele ging, und er zeigte die grauenvolle Verzweiflung der Gebannten auf, die Abend um Abend so sehnsuchtsvoll nach den Lichtern der Menschen sahen, bis das letzte Dunkel, der Tod, über sie kam und sie erlöste.

„So wurde auch,“ fuhr er, seine Erzählung wieder aufnehmend, fort, „der junge Rolf feierlich in das Gründchen gebannt, das heute noch nach ihm Siechengründchen genannt wird. Man hatte ihm dort eine Hütte gebaut, und das Essen wurde ihm täglich vom Schloss aus zugetragen, während er den Trank aus dem Bächlein zu holen hatte, das noch heute dort fliesst.“

„Und Irmengard?“ Die beiden Kinder fragten zugleich.

„Von dem Tage an, wo sie gehört hatte, dass er krank zurückgekommen sei, wollte sie genesen, um ihn zu pflegen, und sie genas wirklich und ging zu ihm und wurde seine Frau. Das war aber nach der Meinung der Zeit eine grosse Sünde, weil jeder Aussätzige auch an der Seele unrein sei; sie galt deshalb als ein Teufelsweib, und als sie bald nach Rolf am selben Aussatz gestorben war wie er, begann es im Siechengründchen zu spuken. Sie war zur Hexe geworden, und auch heute ist es ja in dem Gründchen nach Sonnenuntergang nicht geheuer!“

Die beiden Kinder sahen unwillkürlich nach der

Richtung der Schlosswälder, über denen mit dem zunehmenden Dunkel die Blitze heller und unruhiger flammten. Die traurige Geschichte Rolfs und Irmengards hatte sie tief und schmerzlich bewegt.

Schien es ihnen schon unerhört grausam, einen Menschen so in die Verzweiflung zu stossen, wie den kranken Rolf, so fanden sie es noch unmenschlicher, jenes Mädchen, das mit dem Opfer ihrer Gesundheit und ihres Lebens den höchsten Beweis für ihre Liebe erbracht hatte, zu ewiger Unseligkeit in das wüste Reich der Hexen zu verweisen. Ihre Bewegung war um so tiefer, als sie beide dunkel fühlten, dass auch über ihre Liebe solch verhängnisvolle Lose geworfen seien; und doch rang sich aus ihrer schmerzlichen Ergriffenheit das süß beglückende Gefühl, dass auch sie für einander schon Opfer gebracht hatten, Opfer bringen wollten, und mit der unbegrenzten Hingabe der Kinder schworen sie in stiller Zugetanheit eins dem anderen Treue bis in den Tod . . .

Der weisse Herzog freute sich heidnisch an dem Trubel, in den er seine beiden kleinen Hörer gebracht hatte. Es war ihm immer ein Vergnügen, wo Kohlen waren, eine Glut anzublasen und sich am Spiel der aufschlagenden Flammen zu ergötzen. Und es war ausserdem hier wohl eine Frucht am Wachsen, die er mit einer bitteren Freude gedeihen sah: Hass gegen den grausamen Unverstand der Menschen.

Es konnte ihm nur lieb sein, wenn es ihm gelang, den Menschen in den Augen der beiden Kinder möglichst tief zu stellen. Dadurch kam er selbst hoch; denn er litt ja, wie kein anderer, unter der Unzulänglichkeit ihres kurzsichtigen Urteils und den grotesken Auswüchsen ihres törichten Unverstands.

Deshalb nahm er noch einmal den Fall vor, beleuchtete ihn kritisch nach allen Seiten, schilderte wie-

der die Krankheit, sie dieses Mal mit sachlicher Ruhe als das hinstellend, was sie in Wirklichkeit war, ein Wucherleben, das seine eigenen Gesetze und Formen hat, holte heraus, was die Angst und die Feigheit der Menschen hinzugetan haben, und wies im besondern aus der schmerzlichen Verweisung Irmengards in das wüste Reich der Hexen die boshafte Gewohnheit der Menschen nach, das zu lästern, was zu hell für ihre Augen ist, und aus den schönsten Blumen das tödlichste Gift zu filtern.

Nachdem er so seiner verächtlichen Missachtung gegenüber den Menschen genügenden Ausdruck verliehen hatte, wollte er es, um nicht aufdringlich zu scheinen, den Kindern selbst überlassen, Schlüsse auf ihn zu ziehen, und so erging er sich, um in ruhigerem Wasser zu landen, über die Sagen im allgemeinen, wies nach, wie sie überall aus den Gründen der Menschheit aufsteigen und sich schwebend über ihren Tälern halten wie Nebel über Wiesen.

Da unterbrach der kleine Brandt mit seiner hellen, klugen Stimme :

„Ich weiss auch noch eine solche Sage: die von der Hexe im Felsen des Bock.“

„Von der Melusine,“ verbesserte der weisse Herzog, und seine Augen suchten neugierig die des kleinen Wissers durch das Dunkel: „So erzähle uns sie, wenn du sie kennst!“ Es war geradezu verlockend, aus der Schwüle des Gewitterabends heraus die ersten Anfänge der alten, von Zauberflammen umlohten Siegfriedsstadt herauszuheben.

Theodor empfand eine freudige Genugtuung darüber, dass er zu Wort kommen und vor seiner kleinen Freundin glänzen durfte. So erzählte er mit einer begeisterten Eindringlichkeit die ganze Sage von

der Melusine, angefangen bei der ersten Erscheinung der wunderbaren Fee, bis zu ihrer Verwandlung in die Schlange, die jenem das Schloss wieder aufrichten will, der es wagt, ihr den goldenen Schlüssel aus dem Munde zu nehmen, und sie somit erlöst.

Adelheid fand die Erzählung, die sie zum ersten Mal hörte, verwirrend schön. Und zum ersten Mal in ihrem Leben dachte sie an Luxemburg anders als an eine Pilgerstadt mit einer lichterstrahlenden Kirche und einem spitzenbekleideten Wunderbild zwischen goldenen und silbernen Votivgeschenken. Sie hatte nicht nur ein Himmels-, sondern auch ein Höllenherz, und gerade von diesem Höllenherzen konnte sie ihre Gedanken nicht mehr fortbringen.

Der weisse Herzog aber erzählte jetzt, von einer übermütigen Laune hingerissen, von den Luxemburger Grafen und ihrem ungezügelten Wesen; von dem blinden Johann, dem faulen Wenzel, der Görlitzer Elisabeth. Er tat das in seiner barocken, ironisierenden Art, bei allen besonders das aufzeigend, was komisch verbogen war. Dann erzählte er von den Burgundern, den Spaniern, den Oesterreichern, was er noch von ihnen wusste, indem er sich besonders Mühe gab, die farbige Buntheit der langen Reihe von Herren aufzuzeigen, die sporenklirrend über die Freiheit des Landes hinweggeritten sind.

„Von den Oesterreichern kamen wir an die Franzosen“, fuhr er fort, während seine Stimme immer beissender, seine Augen immer spöttischer wurden, „von den Franzosen an die Holländer, und die holländischen Holländer vererbten an die deutschen Nassauer . . . mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Obschon er diese letzten Worte gassenhauernd und im Tone schnodderigster Wurstigkeit gesungen

hatte, hing die Frage nach dem Mehr dennoch qualvoll ungewiss im Abend.

Die beiden Kinder waren in steigender Unruhe, wenn auch mit verschiedenartigen Gefühlen, den Lästerungen des weissen Herzogs gefolgt. Während Adelheid, weicher an Gemüt, von ihnen hilflos bedrückt wurde, regte sich in dem kleinen, eigensinnigen Brandt der Geist des Widerspruchs:

„Aber es steht doch in unserm Buch, dass wir mit den Nassauern frei und glücklich geworden sind!“

„Sie sind Deutsche und Protestanten,“ erwiderte der weisse Herzog spitz und bedeutete durch den Ton seiner Stimme unmissverständlich, dass damit alles gesagt sei.

Da warf sich die kleine Adelheid mit leidenschaftlicher Erregung ins Gespräch:

„Aber die kleinen Prinzessinnen sind doch getauft wie wir und sie sind auch im Lande geboren!“ Die Not sprengte ihr beinahe die kleine Brust, und ihre Augen brannten wie im Fieber.

Der bange Ruf seines Kindes wirkte ein Wunder an dem weissen Herzog. Aller Sarkasmus war plötzlich von ihm weggenommen, alle Ironie verschwunden; er zog die Kleine in einem Anstoss von bewegter Zärtlichkeit an sich, und es schien ein ganz anderer Mensch aus ihm zu sprechen:

„Die Adelheid, die ist freilich Luxemburgerin, und wenn sie einmal den Thron besteigt, dann werden wir richtig uns selbst gehören. Dafür trägst du ja auch ihren Namen, und in dir huldigt ihr das ganze Land.“

Diese Worte erfüllten Adelheid mit einer trunkenen Seligkeit; sie konnte sich beinahe nicht mehr fassen vor überraschtem Glück und freudigem Stolz. Der ungewohnt herzliche Ton in der Stimme des Vaters, die warme Liebkosung seiner drängend belebten Hand,

sein herzerquickendes Versprechen: es war beinahe mehr, als sie in der aufgeregten Stimmung, in der sie sich befand, ertragen konnte. Und wie hatte der Vater gesagt: „In dir huldigt ihr das ganze Land.“ — Zu welchen Ehren war sie erhoben, sie, das kleine Mädchen, das unbekannt hier im Dunkel des Abends auf den verhexten Baumstämmen sass. Und plötzlich war ihr, als erhelle sich in der Ferne das Dunkel und als stehe dort ein Stern auf, leuchtend wie der Stern von Bethlehem, und verheissungsvoll wie er, und sein Licht falle über das ganze Land. Und das Licht kam von jener kleinen Prinzessin, die sich an den Himmel gestellt und in einen Stern verwandelt hatte. Zugleich fühlte sie, wie sich tief unten auf dem Grunde ihres Herzens eine warme Quelle auftat, und aus dieser Quelle stieg ein Schwall von Glück auf und füllte ihre Seele bis an den Rand, um dann mit einem leisen Strömen überzufließen.

Der weisse Herzog liess sie eine Weile das Glück, das sich in ihren Augen spiegelte, still geniessen; dann quälte er sie, einem unbezwingbaren Drange folgend, durch alles Schöne, das er unter der Hand hatte, einen Riss zu ziehen:

„Aber sie muss erst, um auf ihren Thron zu kommen, der Schlange den Schlüssel aus dem Munde nehmen, deine Adelheid. Nicht wahr, Theodor?“ Mit schelmisch ernster Miene wandte er sich an den kleinen Märchenerzähler, wie um ihn zum Zeugen für die Wahrheit seiner Behauptung anzurufen.

Adelheid stutzte einen Augenblick; doch dann brach ihr die helle Zuversicht mit einem Leuchten aus den Augen:

„Das gilt ja nur von der Melusine, und es ist ja auch nur eine Sage.“ Das Licht des Sternes war noch

zu hell über ihr, als dass die Versuchung eines falschen Aberglaubens sie hätte überschatten können.

Der weisse Herzog lachte zweideutig:

„Was ist Sage? Was ist Wirklichkeit? Kann jemand die Grenze zwischen beiden richtig ziehen? — Und ich behaupte, dass sie der Schlange den Schlüssel aus dem Munde nehmen muss, ehe sie auf ihren Thron kommen und das Land richtig frei machen kann.“

Mit dieser neckischen Drohung, die er in einem solchen Ton aussprach, dass nicht zu ersehen war, ob er es im Ernst oder im Spass meinte, schloss er seine Lehrstunde für diesen Abend und liess die beiden Kinder allein an den Hexenbäumen zurück.

Das Dunkel war tiefer geworden. Schwere, warme Wolken hatten, von den fernen Schlosswäldern aufsteigend, die Sterne überzogen . . .

Auch Adelheids Licht hörte, von des Vaters Drohung überschattet, auf, zu leuchten, und der Glücksquell in ihr versiegte . . .

Dunkel und voller Gefahren war die Zukunft wie die Nacht . . .

Die schief verzogenen und höckerig verwulsteten Stämme der Pappeln schienen in den huschenden Flammenspielen der ab und zu noch aufleuchtenden Blitze gequälte Hexenleiber, die sich in irgend einer Pein zuckend bewegten.

Adelheid suchte ängstlich nach Theodors Hand: „Fürchtest du dich nicht?“

„Nein,“ sagte er laut und stellte sich tapfer, rutschte aber, von einer stechenden Angst getrieben, von seinem Sitz herunter und zog seine kleine Freundin mit sich fort.

Sie legten Hand in Hand und klopfenden Herzens den kurzen Weg bis zum Hoftor zurück.

Draussen lag die Strasse in unheimlichem, gefahrvollem Dunkel.

„Ich möchte doch jetzt nicht hinaus,“ sagte Adelheid bange und sah erschauernd hinein in das tiefe Schwarz.

„Das ist nichts,“ lachte er, allen Mut zusammenfassend, den er in sich finden konnte, „ich habe gar keine Angst. Es ist ja auch alles falsch, das von den Hexen und Gespenstern. Und auch das von Adelheid und der Schlange ist nicht wahr. Dein Vater wollte uns nur bange machen. Es gibt ja keine Geister.“ Er sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, dass er wirklich in diesem Augenblick an keine Geister mehr glaubte und sie mit überlegenem Jungenstolz samt und sonders ins Reich der Fabel verwies. So wagte er sich mutvoll entschlossen ins Dunkel hinein . . .

Aber die Baumschatten den Weg entlang waren so lebendig warm und so drängend unruhig. Nun bewegte gar ein leiser Windstoss die Aeste, und es war, als flatterten von allen Zweigen grosse, dunkle Vögel auf, die, von lautlosen Flügeln getragen, sich ihm in den Nacken setzen wollten . . .

Eine Weile hielt er diesen dunklen Drohungensstand; dann meisterte ihn die Furcht, und er lief, dass ihm die Sohlen klangen.

Schon lange lag Adelheid an jenem Abend im Bett und noch immer schlief sie nicht; denn immer und immer sah sie, bald in dieser, bald in jener Ecke, grünlich schimmernde Augen aufleuchten: die Schlange mit dem Schlüssel im Mund.

So voll Zauber war die Nacht, so sehr ihre Sinne verwirrt, dass Märchen und Wirklichkeit schattend ineinanderglitten. Es schien ihr gar nicht mehr unwahrscheinlich, dass Adelheid das Abenteuer mit der

Schlange bestehen müsse; und dass sie es überstehen möchte, um zu ihrer Krone zu kommen, war ihr innigster Wunsch, für dessen Erfüllung sie stille und inbrünstig zu ihrem Engel betete. Dann käme ja auch das andere: die endgültige Freiheit des Landes, und ihr Vater bräuchte nicht mehr so bitter zu spotten!

So aufhellend stark und beruhigend war dieser Gedanke, dass alle Bangigkeit sie verliess und eine grosse Zuversicht in sie einzog.

Die dunkelwarme Wolke, die ihr bisher den tröstlichen Ausblick in die Himmelstiefen versperrt, hatte sich verschoben, und an ihrem Rande blinkten bläulichgrün zwei Zwillingsterne auf, wie Augen beieinander stehend; keine drohenden Schlangenaugen mehr, sondern gütige Himmelslichter . . .

Und Adelheid entschlummerte sanft, die kleine Seele voll dämmerigen Sternenscheins.

In ihren Traum aber stellte sich eine Fee in fließendem Lichtmantel, von silbernem Mondlicht sanft bestrahlt.

So gleissend war der Mantel, so flimmernd von Silber und Licht, dass sie erst gar nicht daran dachte, nach dem Gesicht zu sehen, und als sie endlich nach diesem Ausschau hielt, da war es zu ihrem Erstaunen nicht eine Nixe, die sie vor sich hatte, sondern Adelheid, das Prinzesschen, und es hielt seine grossen warmen Augen freundlich verwundert auf ihr . . .

Das Mittel, mit dem der weisse Herzog sonst die „belgische Stute“ — so nannte er nämlich seine Frau, seit man zur Aufbesserung der inländischen Pferderasse belgische Zuchtstuten ins Land brachte — wenn sie im Trotz war, zu zähmen pflegte, versagte dieses Mal ganz und gar. Sie nahm alles gelassen hin, und statt dass sie, wie sonst, wenn er fiennte, selbst die Zügel in die Hand nahm, liess sie alles treiben, wie es eben trieb.

Es geschah dies jedoch nicht aus Vermessenheit, wie der weisse Herzog annahm, sondern weil sie langsam für Sinzen abstarb. Sie hatte nur mehr ein grosses Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein. Immer verlockender stellte sich vor ihre Augen das grosse weisse Haus am Hang, sanft zwischen Bäumen gebettet, ihr Heimathaus.

Ihre Fahrt ins Leben war eine Irrfahrt gewesen, und sie wusste seit Wochen schon, dass sie wieder dorthin gehen würde, von wo sie gekommen war. Was lag ihr also daran, ob Brot im Hause war oder nicht! Oder ob das Linnen rein gewaschen in den Schränken lag oder schmutzig an der Leine auf dem Speicher hing! Nur den Tag wusste sie noch nicht, an dem es geschähe. Aber er würde kommen, so sicher wie die Zeiten des Jahres kamen, und er würde bestimmt durch Adelheid. Solange sie noch abends zum Kusse kam, wollte sie bleiben; kam sie aber einmal nicht mehr, dann war ihre Stunde gekommen.

Der weisse Herzog führte diese Stunde herbei. Die vermeintliche Halsstarrigkeit seiner Frau und die boshafte Tücke, die er ihr zuschrieb, brachten ihn immer mehr gegen sie auf. Hatte er sich bisher damit

begnügt, ihr Adelheid abwendig zu machen, ja sich sogar in einem gewissen Sinn ritterlich gegen sie gezeigt, indem er ihre Krankheit als eine Prüfung hinstellte, unter der sie unverdienter Weise leide und die vieles an ihr entschuldige, so begann er nunmehr ausschliesslich gehässig von ihr zu sprechen. Sie war die verkörperte Selbstsucht, und da sie, einem ewigen Griesgram hingegeben, an keiner Freude teilhaben konnte, gönnte sie auch niemanden eine solche; ihre vorsätzliche Bosheit machte ein Zusammenleben mit ihr zu einer höllischen Qual, und ihre Unfähigkeit, einen Haushalt zu führen, schrie zum Himmel. Von ihrer Krankheit sprach er nur noch so, als sei sie ein Unglück für das Haus, und es gehöre schon ein starker Grad von Selbstbeherrschung und ein gutes Stück einfältiger Güte dazu, es ohne Murren zu ertragen, wie sie beide es täten.

So riss er mit einer hinterhältigen Bosheit von ihr alles ab, was ihr die Achtung oder wenigstens das Mitleid Adelheids hätte erhalten können, nachdem deren Liebe für sie verloren gegangen war. Und schliesslich gab er, wie um alles in einem zu erklären, mit einem Lächeln, das voller Spott war, zu verstehen, dass sie überhaupt keine Luxemburgerin sei, sondern eine Ausländerin, und noch nicht einmal eine Deutsche oder eine Französin, sondern eine bockige Belgierin, und die Art, wie er das sagte, liess durchblicken, dass diese Herkunft sie wenig empfehle.

Dieser Sommer brachte nun einen Tag, an dem der weisse Herzog, wohl aus einem dumpfen Gefühl der Auflehnung gegen die Interesselosigkeit seiner Frau herauswachsend, die Laune ankam, sich einmal tatkräftiger um die Führung der Hofgeschäfte zu kümmern und den Versuch zu machen, aus seinem eigenen Schatten herauszuspringen. Allein es musste an jenem

Tage ein missgünstiger Stern über ihm stehen, oder irgend eine scheele Norne einen Garnzettel in seinen Lebensfaden hineinspinnen, denn er erlebte an ihm, so gut er es auch meinte, nur Missgeschick.

Es fing damit an, dass ihm ein Hexenschuss stechend ins Kreuz fuhr, gerade in dem Augenblick, wo er aus dem Bett stieg, um die Kontrolle auf dem Hof zu machen. Sollte er sich nun zurücklegen, warten, bis es der Hexe, die ihn getroffen, gefiel, ihre Kugel zurückzunehmen? Das wäre eine Willensschwäche gewesen, die er sich nicht glaubte, verzeihen zu dürfen, und so kämpfte er sich mit einer steigenden Gereiztheit in die Kleider. Wie das Wasser, vom eigenen Schwergewicht gezogen, gesetzmässig bergab fließt und sich im Tal sammelt, so sammelte sich nun all sein Zorn auf jener, die ihn unbewusst zu dieser Gewaltleistung trieb. Mit Ingrimme dachte er daran, wie sie sich freuen würde, wenn sie Kenntnis von seinem Ungemach hätte, und diese Betrachtung schürte seinen Hass gegen sie zu neuen Gluthen.

So hinkte er in der übelsten Laune auf den Hof und konnte sich überzeugen, dass seine Aufsicht nötig war.

Die Wagen standen nicht, wie er es wollte, mit gehobenen Deichseln, die Eggen lagen unordentlich umher, die spitzigen Zähne unvorsichtig nach oben gekehrt, die Pflüge verbarrikadierten den Weg, den das Vieh zur Tränke nehmen musste. Den Korb mit dem Pferdehafer hatte ein saumseliger Knecht vor die Stalltür auf den Boden gestellt, und mitten auf demselben stand der Hahn und scharrete mit Begeisterung die blonden Körner in den Kreis der Hennen, die ihn wimmelnd umdrängten.

Nirgends ein Knecht oder eine Magd, keine Menschenseele . . .

Erst in der Scheune fand er eine Spur von Leben: ein Geräusch, das von der Banse kam, wo die beiden Kleinknechte jeden Morgen das Heu für den Tag zu rupfen hatten; aber es war nicht das bekannte, rauhe Knirschen der ruckweise ausgerissenen Halmenbüschel, sondern ein langgezogenes, friedlich ruhiges Doppelschnarchen.

Er wollte im Sturm hinauf, die Schläfer an den faulen Ohren ziehen; doch rutschte, als er etwa in halber Höhe war, die Leiter auf dem glitschigen Steinboden aus und riss ihn, mit grossem Gepolter an der hohlen Holzwand abgleitend, die den Pferdestall von der Scheunentenne trennte, in die Tiefe, wo er unerquicklich in glatt horizontaler Lage landete, um sich mit einem wilden Schmerz im Rücken und mit einem heftigen Brennen im dem rechten Daumen zu erheben.

In demselben Augenblick, wo er, die eine Hand am Kreuz, mit schmerzlicher Grimasse versuchte, die Gelenke des kranken Daumens, der sich zusehends steifte, spielen zu lassen, tat sich in der Holzwand eine Tür auf, und in ihrem Rahmen erschien, durch das ungewohnte Geräusch von irgendwo hergelockt, der Gespannknecht. Seine erste Ueberraschung galt offenbar der Anwesenheit seines Meisters, der sich zu so früher Stunde noch nie in der Scheune hatte sehen lassen, dann aber nahm er, da ein grösseres Unglück nicht geschehen zu sein schien, mit hämisch grinsender Miene Kenntnis von dem lächerlichen Vorfall, der seinen Herrn in diese peinlich komische Lage gebracht.

Der weisse Herzog geriet über diese freche Unverschämtheit seines Angestellten in solche Wut, dass er ihn, obschon die Arbeit drängte, auf der Stelle vom Hofe jagte.

Dieser Machtakt erleichterte ihn zwar für den Augenblick und verdünnte ihm die Galle, aber er wurde die Quelle neuer Widerwärtigkeiten, denn nun musste er selbst mit seinem Hexenschuss im Kreuz und seinem verstauchten Daumen auf den Garbenbinder, wenn es auch nur war, um diesem Gesindegelichter zu zeigen, dass er ihrer aller entraten konnte und dass auf keinen von ihnen, auch nicht auf den Häupter, der Betrieb stehen blieb.

Der böse Stern, der offenbar an diesem Tage über seinem Leben stand, wollte es nun wieder, dass gerade dieser Morgen aussergewöhnlich schwül und stille wurde: ein richtiges Bremsenwetter, und dies Geschmeiss befahl, von taumelnder Blutgier hingerissen, in toller Beisswut das Gespann und trieb die Pferde zu solcher Raserei, dass sie kaum von einer gesunden Hand zu zügeln gewesen wären.

Gerade an diesen Widerständen jedoch festigte sich jedoch sein Wille, durchzuhalten. Von der Seite seiner früheren Studien her streiften Lichter aus der Antike seinen Geist und befeuerten ihn; es ging da sooft die Rede von Helden, die sich mutig trotzig gegen das Schicksal gestemmt hatten. Er glich nun sein Schicksal dem ihrigen an und stieg mit ihnen auf jene heroische Höhe, wo die Menschen ihre Häupter trotzig in die Himmel der Götter hineinheben.

So wuchs dieser Kampf gegen Sonne und Bremsen aus dem Rahmen einer kleinlichen Erdenhaftigkeit hinaus; der weisse Herzog wurde hinaufgetragen auf die Höhen der Riesen, die Berge werfen wie Bälle, und, neuzeitlicher Titan, fuhr er an jenem Morgen, hoch oben auf seinem Bindersitz, gerüttelt und geschüttelt und von Schmerzen zerschnitten, aber doch einer widerstrebenden, feindseligen Welt seinen Willen aufzwingend.

Seinen Willen! Ja, sie sollten sehen, wie er führen

könnte, wenn er wollte! An Arbeit sollte heute geleistet werden, was sonst in einer Reihe von Tagen nicht zusammengewerkt wurde.

Die Pferde waren die ersten, die er seine neue Laune fühlen liess. Statt sie ruhig die schwere Maschine nach Hause schleppen zu lassen, wie es sich nach solch aufreibender Arbeit geziemt hätte, peitschte er sie in Trab, und unter lärmendem Gepolter und klirrendem Eisengerassel jagte er durch den wütenden Sonnenbrand, als stehe die Welt in Flammen.

Wie ein kommandierender General die Menschenschlacht vorbereitet, so traf er für den noch bleibenden Rest des Tages seine Verordnungen, um die grosse Arbeitsschlacht zu schlagen: mit derselben nervösen Ungeduld, die jede Minute für kostbar hält, da sie den Sieg einschliessen kann. Deshalb geriet er, als das von ihm vorgerückte Mittagessen nicht zu der festgesetzten Minute auf dem Tische stand, in eine helle Wut, die sich natürlich wieder gegen seine Frau kehrte, weil ihr die oberste Leitung im Hause obliege, und sie wieder einmal gänzlich versagt habe. Gestützt auf seine Leistung vom Morgen, glaubte er sich berechtigt, mehr denn je auf jene zu schimpfen, die nur aus ihrem fremden Lande hergekommen sei, um all seine Unternehmungen zum Scheitern zu bringen und ihn in all seinen Bewegungen zu hindern. Und als er in den Augen Adelheids, die gewiss einen Vergleich zwischen seinem eigenen tatkräftigen Schaffen und dem welken Hindämmern der Mutter zog, einen Beifall zu lesen wähnte, glaubte er, die Zeit sei gekommen, wo er die letzte Reserve fallen lassen dürfte, die er sich ihr gegenüber bisher auferlegt hatte, und so nannte er jene krass „die belgische Stute“, ihr mit betonter Verächtlichkeit diesen entehrenden Schimpfnamen gebend, in der Hoffnung, so den letzten Funken

von Achtung auszulöschen, der noch etwa im Herzen der Kleinen für die Mutter glimmen mochte.

Doch seine Berechnung schlug fehl. Die Belastung war für Adelheid zu schwer. Die Angleichung von „Mutter“ auf „Stute“ schien ihr so ungeheuerlich, so erdrückend gemein, dass ihr physisch unwohl wurde und sie das Essen erbrach, das sie zu sich genommen hatte. Den ganzen Nachmittag kam sie nicht mehr mit sich in Frieden. Wie sehr sie auch von diesen unerfreulichen Dingen fortstreben und sich an anderes halten wollte, immer wieder stellten sich vorwurfsvoll diese Fragen vor sie: Ist das recht, was du an deiner Mutter tust? Hat sie dich nicht immer geliebt? Liebt sie dich nicht auch noch heute, vielleicht nur zuviel? Was gibst du ihr dafür zurück? Und ist es nicht eine Sünde, die zum Himmel schreit, dass du sie beschimpfen lässtest, wie ein Tier?

Und schon war die Reue da; sie kam, wie aus schweren, warmen Wolken der leise rieselnde Regen über die ausgebrannte, harte Sommererde, befreiend, erlösend, stärkend für all die Wurzeln und Würzelchen, die am Verdorren sind und sich wieder saftgefüllt straffen.

Ja, sie würde einen neuen Abschnitt in ihrem Leben anfangen. Das hässliche Wort vom Mittag würde sie in Liebe umschmelzen und ihr Tropfen um Tropfen davon zugute kommen lassen. Sie würde jedoch nichts Gewalttames unternehmen, um nicht neue Stürme heraufzubeschwören. Nein, leise wie eine Morgenröte wollte sie die neue Liebe über die Mutter aufgehen lassen, so sanft und so strahlend zart . . .

Nur an diesem Abend zu ihr gehen, am Abend dieses Tages ihr einen Kuss auf die Stirn drücken, da noch der Hauch dieses hässlichen Wortes um sie war, das brächte sie nicht fertig. Es musste eine

Nacht darüber vergehen, dann wollte sie geläutert mit der neuen Sonne an ihr Bett treten und mit ihren Strahlen ihr neues Leben beginnen.

So kam es, dass sie an diesem Abend, von einer zarten Scheu zurückgehalten, aus den reinsten und lautersten Beweggründen nicht zum Gutenachtkuss ging.

Das Dämchen lag diese ganze Nacht wach. Der Abend, an den sie so oft mit einer bangen Beklemmung gedacht und den sie doch zugleich herbeigesehnt hatte, damit es endlich ein Ende nehme, war da. So empfand sie auch keinen Schmerz darüber. Sie lag in einer Lethargie, nur neugierig, wie er es aufnehmen, wenn sie es ihm sagte. Wenn sie daran dachte, empfand sie sogar ein eigenartiges Gefühl der Freude; Freude darüber, dass sie sich endlich wieder frei sagen sollte, frei.

Am Morgen, als die erste Lerche sang, kleidete sie sich an und setzte sich ans Fenster, ihre Fahrt überdenkend.

Sie fühlte sich kräftig heute, wie lange nicht mehr; das Ziel ihrer Reise stärkte sie wunderbar. Es war die Heimat, das weisse Haus, die Ruhe . . .

Als er über den Flur kam, rief sie ihn herein, ruhig, als gebe es nichts Besonderes zwischen ihnen.

Er stutzte, als er sie fertig angekleidet sah und so früh am Morgen.

„Ich möchte, dass du mich zur Bahn brächtest“, sagte sie ohne Trotz, aber mit ruhiger Entschlossenheit.

„An die Bahn?! — Und wozu?!“ fragte er, unruhig werdend.

„Ich möchte heim.“

„Und . . . auf wie lange?“ Seine Stimme zitterte leicht, er begann zu ahnen, was vor sich ging.

„Für immer!“

Er zögerte . . . die Zeit von zwei, drei Puls-

schlagen. Er übersah blitzschnell all das Unangenehme, das aus ihrem Weggang für ihn erwachsen würde. Sollte er sich demütigen, nach ihrer Hand greifen, sie bitten? Doch schon war die Versuchung vorbei, und sich derselben Ruhe befleissigend, die sie zeigte, erwiderte er:

„Gut! Du wirst an die Bahn gebracht werden! — Wann willst du fahren?“

„In einer Stunde geht mein Zug, ich bin dann um Mittag zu Hause!“

Er ging, wandte sich aber noch einmal zurück:

„Und wirst du denn die Fahrt überstehen?“

„Ich denke“, sagte sie ruhig. „Uebrigens, sobald ich aus dem Hause fort bin, ist alle Verantwortung von dir genommen.“

Er wartete noch einen Augenblick, als habe er noch einen Einfall: „Und das Kind, die Adelheid!“ Es war dieses Mal in seiner Stimme wie ein leises Beben.

Sie hatte geglaubt, ganz losgelöst zu sein von allem, auch von dem Kinde, aber jetzt erst riss schmerzlich die letzte Faser, und sie wandte sich ab, um ihre Erregung zu verbergen:

„Für das Kind fahre ich zum Arzt — wenn du ihm das andere nicht sagen willst!“

Als sie die Augen wieder zu ihm zurückwenden wollte, war er fort . . .

Adelheid machte Schwierigkeiten. Sie wollte die Mutter nicht gehen lassen. Sie hatte eine Ahnung von dem, was vorging; aber ihre Fehle schien ihr zu gross jetzt, als dass sie Verzeihung erlangte. Und vor dem Vater müsste sie bitten! So kam das Wort nicht über ihre Lippen, das sie seit dem Abend auf der Zunge hatte, das einzige kleine Wörtchen: Verzeih! das noch alles hätte gut machen können, und sie trat, Verzweif-

lung im Herzen, den Weg zur Schule an, hatte deutlich das Empfinden, dass alles hinter ihr zusammen brach.

So gingen die Dinge ihren ruhigen, unerbittlichen Gang.

Um Mittag, als sie aus der Schule kam, war das Haus leer, und als die Mutter am Abend noch nicht zurück war, antwortete ihr der weisse Herzog auf die stumme Augenfrage verlegen, dass sie auf Besuch nach Hause sei und in einigen Tagen wohl wiederkomme.

Er hoffte es selbst so, denn es war ein Ausgang, der ihm aus vielen Gründen unerwünscht war, nicht zuletzt, weil er jetzt allein für alles, was geschah, die Verantwortung tragen musste.

Es vergingen acht Tage, es vergingen vierzehn Tage, drei Wochen gingen um. Keine Nachricht, nicht die mindeste Briefzeile.

Nach der fünften Woche kam endlich ein Brief aus Belgien. Er war von einem fremden Notar, der dem Monsieur François mitteilte, dass seine Frau tot und schon vierzehn Tage begraben sei und dass er sich mit ihm, dem Notar, wegen Regelung einiger Geldfragen treffen möge.

Nun legte sich die Last dieses Todes zu den andern Lasten auf das Haus. Das Gedäcche schien um etwas tiefer zu sinken, und auf dem Hof herrschte noch mindere Lust als früher.

Der weisse Herzog erwähnte die Tote nicht mehr, nicht im Guten, aber er sagte auch nichts Böses mehr von ihr.

Auch Adelheid sprach nicht von ihr, obwohl sie oft weinte, wenn sie allein war.

So vergingen weitere drei Wochen dieses schweren Sommers, und es war um die Zeit, wo die ersten

Kornkapellen hell aufgereiht zwischen den tiefgoldenen Weizenfeldern standen.

Noch gegen Abend liess der weisse Herzog an einen leichten Wagen spannen und fuhr mit Adelheid hinaus, angeblich um einige Dutzend Korngarben zum Drusch für Strohseile heimzuholen. In Wirklichkeit ging es ihm um etwas ganz anderes, er wollte Adelheid allein haben, um mit ihr zu reden, und zu dem, was er ihr zu sagen hatte, schienen ihm Stube und Haus zu eng.

Sie fuhren schweigend gegen die Sonne, dem Siechengründchen zu. Das Rasseln des Wagens hinderte sie am Sprechen, auch wenn sie hätten sprechen wollen, und wo der Weg sandig und weich war, rauschte dafür die Sinz.

Das Siechengründchen lag in stiller Ruhe vor dem Waldessaum, mit dem bebauten Hang der Abendsonne zugekehrt, die ihn hell erleuchtete. An den Hügeln blühte blau der Rittersporn, und ganz am Ende des Tälchens war ein Steinrausch, mit Brombeerhecken und Langhalm überwuchert, der Ort, wo der Sage nach die Siechenhütte gestanden hatte.

Der Wagen fuhr jetzt auf dem weichen Talgrund fast lautlos dahin, und der weisse Herzog benutzte die eindrucksvolle Stille, um die Sage von den beiden Liebenden noch einmal aufzufrischen, an die alles hier erinnere, auch der blaue Rittersporn, der zum Andenken an den jungen Ritter so sanftzart in den Abend hinein blühe.

Während sie, schweigend an die Arbeit hingegeben, die in der eigenartigen Stille dieses Abends fast den Charakter einer heiligen Handlung annahm, ihre paar Garben auf den Wagen luden, legten sich die Abendschatten ins Tal, und das Licht stieg lang-

sam am Waldrand hinauf, rote Feuerströme ins lichte Gewipfel der Baumkronen gießend.

Der weisse Herzog schob, mehr der Form halber, den beschwerenden Langbaum auf, hängte den beiden Pferden je einen Strang aus, um sie zum Halten zu zwingen, setzte sich auf einen nahen, etwas höher liegenden Ackerrain mitten in den blühenden Rittersporn, Adelheid zum Mitsitzen einladend. „Ich wollte dich herausbringen aus dem Haus“, begann er nach dieser etwas umständlichen Vorbereitung, „um mit dir über die Dinge zu sprechen, über die ich jetzt mit dir reden werde, da sie wegen ihrer Grösse die Enge eines Hauses schlecht vertragen.

Du bist nun beinahe kein Kind mehr, und die Ereignisse der letzten Wochen haben wohl noch dazu beigetragen, dich zu reifen. Ich habe dich schon manches gelehrt, dich und auch den kleinen Brandt, was nicht in euren Schulbüchern steht, so dass ihr schon jetzt klarer ins Leben seht, als mancher, der viele Jahre hinter sich gebracht hat. Heute will ich dir jedoch Dinge sagen, die dich allein betreffen, dich und vielleicht auch mich.

Es gibt zwei Arten von Menschen auf der Welt. Zu der ersten gehören all jene, die zu irgend einer körperlichen Arbeit bestimmt sind. Sie leben in einem engen Kreis von Gedanken und Wünschen und gehen in ewigem Dreh um die Arbeit, wie die Pferde am Göpel, mit der Aussicht auf ein bischen mehr oder weniger Hafer in der Krippe, je nach ihrer Leistung und der Gunst oder Ungunst der Zeiten. Das sind die Menschen, wie du sie rings um dich siehst in ihrem mühevollen Tagewerk. — Und es gibt die zweite Art. Zu ihr gehören alle jene, die ihren Geist bilden dürfen. Es gibt ungeheure Geistesschätze auf der Welt, Adelheid, unerschöpflich wie das Licht und die Luft

und hell und heiter wie diese, und keiner von denen, die an ihnen teilnehmen, geht je im Kreise, denn dort läuft jeder Weg geradeaus in die Unendlichkeit. Das sind die Glücklicheren unter den Menschen, die Bevorzugten. Auch ich gehörte zu ihnen, und du wirst wohl manches verstehen, was sich hier zuträgt oder zugetragen hat, wenn ich dir von dem Zwiespalt spreche, der in mir ist, seit ich aus ihren Reihen scheiden musste. Ich bin hier angekettet an eine Arbeit, die mir nicht liegt, und ab und zu bricht es in mir durch, dass ich aus dem Kreise heraus und geradeaus möchte; dabei kommt es dann vor, dass eine Kette reisst oder eine Stange bricht. Das konnte sie mir nicht verzeihen, weil sie es nicht verstand, das war der Anfang des Unfriedens zwischen ihr und mir, und die andern heissen mich verrückt, weil ich es nicht über mich bringe, nur zu sein wie sie! Was mir nun geschieht, soll dir nicht geschehen, und was ich nicht haben konnte, sollst du haben! — Es haben einsichtsvolle Männer, die ich nicht genug loben kann, in der Stadt eine Schule gegründet, um auch euch Mädchen in die herrliche Welt des Geistes einzuführen. Dorthin sollst du, und es soll aus dir etwas Grosses werden! Ich habe dich nicht umsonst auf den Namen einer Prinzessin taufen lassen; auch du sollst eine Prinzessin werden, vielleicht ruhmreich eines Tages! Mögen sie dann sagen: ‚Das ist des weissen Herzogs letzte Tollheit! Ich werde dich wenigstens auf den Weg zum Licht gebracht haben. Du sollst es nicht bereuen, dass du deine Mutter verloren hast. Sie hätte dich doch an der Erde gehalten; ich aber schenke dich dem Licht! — Dieses hatte ich dir zu sagen und deshalb nahm ich dich mit heraus, weil ich dir es im engen Raum des Hauses nicht sagen konnte.“

Er schwieg. Ein Turteltaubenpaar überflog, von

Wald zu Wald wechselnd, das Tal, und das leise Schwingen der sie rasch hintragenden Flügel wurde in der abendlichen Stille deutlich hörbar.

Da hielt er, bewegt von seinen eigenen Worten und ergriffen von der feierlichen Stille des Abends, der Kleinen seine Hand zum Einschlagen hin:

„Die Vergangenheit sei vergessen, und wir wollen auf dieser Grundlage eine neue Freundschaft aufbauen; willst du?“

Adelheid sass wie in einem Traum. Es war alles so ungewöhnlich und fremd, so seltsam eindringlich: der sinkende Abend in dem einsamen, fernen Tal; das bedrückende Bekenntnis des Vaters, das keine Spur von dem Sarkasmus trug, mit dem er sonst die Dinge ätzend übergoss, sondern sich gross und leidvoll in schmerzlicher Einfachheit offenbarte; ihr eigener Aufstieg zu Höhen, die über den Wolken lagen, die ihre Heimat befuhren! — Aber fühlte sie sich denn nicht glücklich in der Welt, in der sie lebte und die sie unbewusst liebte, wie die Wurzeln den Boden, in den sie sich senken? Und vor dem andern! hatte sie nicht eher Furcht davor? — Wie sollte sie sich da entschliessen können! Das Ziel mochte ja wohl verlockend sein; aber fände sie den nötigen Mut? Sie sah den Weg, der zur Höhe führte, furchtbar steil, etwa wie der Wanderer die in der Ferne ansteigende Strasse so sieht, als ob sie sich in den Himmel verliere und unersteigbar sei.

„Du musst!“ drängte der weisse Herzog, ihr Zögern sehend, und zog seine Hand aus der ihrigen zurück. „Du wirst dann sehen, wie gross die Welt ist und wie gross der Mensch sein kann, wenn es ihm gelingt, sich über die Niederungen der Täler zu erheben.“ Und er begann, einem inneren Drang folgend und von den Lockungen des Abenddämmerns gezogen,

von den Einsamen zu reden, den Grossen, die über die schneebedeckten, weissen Gipfel der Menschheit schreiten, nachtschattengross und das Haupt an den Sternen, den Denkern, den Suchern, die oft im Verfolg einer Idee ein Vermögen geopfert hätten und dann Führer der Menschheit geworden wären! Was bedeute da der Verlust von einigen Geldrollen oder von einigen steinigen Aeckern?!

War er nicht auch ein Forscher, Denker, Entdecker?! Und somit gross?! Verkannt wohl und doch stetig strebend!! Ein lebendiges Stück des grossen, ringenden Geistes!! Im Dämmerchein des Abends wurde auch das Kleine gewichtig, und die fallende Nacht öffnete ganz gross und weit das dunkle Tor der Ewigkeit.

Adelheid glaubte in dieser Stunde an den Vater. Sie hielt ihn für grösser, klüger als die andern Menschen ihrer kleinen Bekanntschaft; denn er rührte an jene grosse Menschheit, die draussen stand, fern in einem Triumph wie am Abendhimmel die rot erleuchteten Abendwolken . . .

Er hiess sie zur Heimfahrt auf den Wagen steigen, dicht an ihn heran, da sie jetzt durch eine neue Freundschaft verbunden seien, gleich auf gleich.

Sie gehorchte. Ein eigenartiges Sehnen stiess in ihr auf und bedrängte sie, während Gefühle ehrfurchtvoller Scheu und hingebender Dankbarkeit sie in einer stummen Unterwürfigkeit hielten.

Die Sterne waren aufgegangen, einer von ihnen schien mit besonderer Helligkeit. Er stand schräg über der Riedeschhöhe und streifte mit seinem Licht die dunkle Krone der Napoleonseiche.

Der weisse Herzog wies mit der Hand nach seinem Strahlen:

„Kennst du ihn?“

Adelheid hob die dunklen Augen zu ihm auf, und leise erbebte ihr Herz. Es war ja derselbe, der über ihr gestanden, damals, als sie den kleinen Brandt in den Schutz ihrer Freundschaft genommen und in ihm das Auge Gottes gesehen hatte. Sie liebte ihn wie keinen andern in dem weiten Himmelsgezelt, und schon oft hatten ihre Gedanken seine silberne Strahlenbahn befahren.

„Es ist der Abendstern,“ erklärte der weisse Herzog, und dann zeichnete er in die Unendlichkeit des Nachthimmels das gewaltige Bild der Sonne mit ihren Planeten und Monden, mass den Weltenraum mit Lichttagen und Lichtjahren aus, und von den Sternen tropften die Wunder wie feurige Funken.

„Es ist nur ein kleiner Anfang,“ sagte er lächelnd, als er aus der Tiefe ihres Schweigens das Mass ihrer Verwunderung las. Schade nur, dass der kleine Brandt nicht dabei ist, er hätte seine bare Freude daran.

Er tat, als bringe ihm der Zufall den Namen Theodors auf die Lippen, oder höchstens der Wunsch, ihn mitunterrichtet zu sehen; aber er hatte noch eine andere Absicht, und es glitt, wenn auch noch kaum wahrnehmbar, wieder etwas Fremdes, Spöttelndes in seine Rede.

Adelheid war zu sehr von der Grösse der Dinge, die von allen Seiten mit überwältigender Wucht auf sie eindrangen, bedrückt, als dass ihr die leichte Tonänderung aufgefallen wäre. „Ja,“ sagte sie arglos, „ich habe immer gerne, wenn Theodor mit dabei ist.“ Jede Freude wurde für sie doppelt, wenn er daran teilhatte, und es fiel ihr schwer, dass er gerade jetzt, wo es Wunder regnete, nicht dabei war.

Der weisse Herzog sah durch das Dunkel zu ihr nieder:

„Du hast ihn wohl recht lieb?“ Dieses Mal war

unverkennbar etwas Hinterhältiges im Ton seiner Stimme.

Adelheid suchte misstrauisch seine Augen:

„Du ja auch!“

„O ja; aber jetzt, wo du so hoch steigst, wirst du doch vielleicht wohl daran tun, ihn fallen zu lassen. — Oder wollt ihr euch treu bleiben wie Ritter Rolf und seine Geliebte und die Sage vom Siechengrund wieder einmal wahr machen?“

Eine heisse Blutwelle spülte über Adelheid weg und trieb ihr glühenden Purpur ins Gesicht. Er lag wirklich auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele, dieser Traum; aber sie glaubte ihn so gut zugedeckt, so abgrundtief vergraben, dass auch nicht das hellste Auge einen Schimmer davon wahrnehmen könnte. Und nun war er doch ans Licht gezerrt und einem entheiligenden Spott preisgegeben.

Der weisse Herzog setzte sein Werk der Vernichtung unbarmherzig fort: „Der glänzende Bursche da,“ sagte er, mit betontem Spott auf den Stern zeigend, „ist auch der Stern der Liebenden. Wenn ihr beiden wirklich so zusammen halten wollt, müsst ihr euch unter seinen Schutz stellen!“

Es wurde Adelheid unendlich schwer ums Herz, Liebe, so ausgesprochen, wie der Vater es tat, so rücksichtslos roh! Liebe der Liebenden! Konnte man das, was so zart, so himmlisch zwischen ihr und Theodor war, mit diesem Wort bezeichnen, das der Feuerschein der Sünde umflammte?!

Wenn das, was sie für den kleinen Brandt fühlte, so gedeutet werden konnte, dann musste sie es ausreissen, mitsamt der Wurzel, oder noch mehr Boden darauf werfen, bis es von selbst erstickte. Und plötzlich schien ihr der Stern, auf den sie hinsah, zu

schwanken; doch der Stern stand fest, es waren nur die Tränen, die in ihren Augen zitterten.

Da schwieg der weisse Herzog. „Es musste sein“, sprach er leise zu sich, „und das Herz bricht es ihr nicht. Das Vergangene muss in ihr sterben, wenn das Zukünftige geboren werden soll. Es musste sein.“ Und er brachte die Pferde in Trab . . .

So führen sie rasselnd talwärts, der grossen Zukunft entgegen, und über ihnen schwankte der ganze Himmel mit seinen Millionen von Sternen.

Johannes spielte Lied auf Lied. Er hatte sich von seinen sauer ersparten Groschen ein kleines Harmonium angeschafft; es war ein Gelegenheitskauf, den ihm der neue Pfarrer, Herr van der Not, vermittelt hatte. Er übte darauf für die Kirche; doch spielte er auch weltliche Lieder, traurige und frohe, je nach der Stimmung, in der er sich befand. Der Ton hatte für ihn Wunderkraft, und nichts in der ihm bekannten Geisteswelt gefiel ihm besser als jene Stelle in der heiligen Schrift, wo von König Saul geschrieben steht, dass der junge David vor ihm spielte, wenn die Versuchung über ihn kommen wollte.

So spielte er heute, um die bösen Geister von seiner Blindenstube fernzuhalten, damit sie nicht noch einmal Macht über den armen Theodor bekämen; denn er ging wieder durch dunkle Tage.

Seit jenem Abend im Siechengründchen hatte nämlich Adelheid ihr Benehmen ihm gegenüber in weitem Maße geändert. Sie verbarg jetzt das, was sie für ihn empfand, unter einer dreifachen Hülle und legte sich ihm gegenüber die grösste Zurückhaltung auf.

Und dennoch verwandelte sich, gerade in dieser aufgezwungenen Verleugnung, jenes zartunschuldige Gefühl einer opferbereiten Freundschaft, das sie ihm bis dahin mit edlem Ritterstolz entgegengebracht hatte, in einen Anfang von Liebe. Wie das Saatkorn, im Dunkel der Erde geborgen, langsam quillt und der Keim seine Wurzeln in das lockere Erdreich senkt, so keimte und wuchs in ihr dieses neue, unruhigere und wärmere Empfinden.

Theodor deutete diese plötzliche Zurückhaltung als Stolz. Fiel sie doch gerade der Zeit nach mit dem

Bekanntwerden jener grossen Neuigkeit zusammen, dass Adelheid fort auf eine Schule sollte, wo sie Latein lernen würde wie die Pfarrer und Advokaten, eine Schule, die so grossartig gelehrt war, dass man ihren Namen nicht einmal richtig nachsprechen konnte. Man wunderte sich allerdings nicht zu sehr darüber; man hätte es vielmehr sonderbar gefunden, wenn der weisse Herzog nichts Aussergewöhnliches für seine „Prinzessin“ ersonnen hätte; und man nahm es mit der zweifelnden Ironie auf, die man seinen Unternehmungen entgegen zu bringen die Gewohnheit angenommen hatte.

Nur einen griff es tief und machte ihn auf Tage krank, und das war Theodor. Nun war sie ihm unendlich voraus, und wenn er sie nach dem beurteilen durfte, was er fühlte, so musste der Stolz sie fressen. Er schleuderte es ihr geradezu ins Gesicht, und die eindringliche Freundlichkeit, mit der sie ihn bat, solches doch nicht zu glauben, nahm er als niederträchtige Verstellerei hin. Da andererseits eine unüberwindliche Scheu sie zurückhielt, ihm den Grund ihres plötzlich so veränderten Benehmens mitzuteilen, so schloss er sich ihr gegenüber in eine verletzende Reserve ein und mied es überhaupt, noch mit ihr zusammenzutreffen.

Dieser unfreundliche Trotz machte Adelheid anfänglich viel Kummer, da sie ihn so ganz ungerechter Weise erdulden musste. Schliesslich begann sie, da keine Freundlichkeit half, auch ihn zu übersehen. Mochte er sich also bockig zeigen! Er war dieses Mal in keiner Gefahr, und sie brauchte ihn vor keinem Tode zu retten. Sie musste ja auch nicht immer dieses Gewicht an ihren Füssen nachschleppen; denn ein Gewicht war er doch mit seiner Armut und seinem Schelmenerbe. Und wenn ein Bruch kommen musste, es ging jetzt immer noch leichter als später. So kam es, dass der Gedanke,

sich gänzlich von ihm zu trennen, nichts Peinliches mehr für sie hatte, und es schien ihr, dass mit Augenblicken schon die Freude über die wiedergewonnene Freiheit mit sanftem Fließen in sie hineinspüle.

Die Erbitterung des kleinen Brandt hingegen wuchs von Tag zu Tag. Sie war jetzt weniger gegen Adelheid gerichtet als gegen sich selbst, gegen sein Schicksal.

Es war ihm unerträglich, dass er sich nicht auf derselben Stufe bewegen sollte, wie sie. Nun stieg sie, stieg bis in die Wolken. Und er? Ja, für ihn gab es nur ein Abwärts auf dem Lebensweg: Hütejunge auf irgend einem Hof; dann Knecht, Tagelöhner im besten Falle.

Es gab Stunden der Verzweiflung für ihn, in denen er glaubte, es nicht tragen zu können. Sie wechselten mit Stunden heller Begeisterung; dann wollte er irgend etwas Grosses an ihr tun, etwas Aussergewöhnliches, Heroisches. Er dachte sich etwa, sie fiele in die Sinz und er würde sie retten; oder ein giftiges Tier stäche sie, und er würde unter eigener Lebensgefahr das Gift aussaugen; oder sie würde ganz arm wie er, und er würde sie ernähren. Oder sie würden beide krank, ehe sie fort käme, und miteinander sterben. Das wäre ihm sogar das liebste gewesen.

Es gab allerdings auch Stunden, in denen er sie allein tot wünschte. Sie könnte ihn alsdann nicht mehr quälen, und er stünde an ihrem Gräb und er pflanzte ihr Blumen hinauf im Sommer, und im Winter trüge er Moos hin, damit sie warm liege.

Heute nun war der Kleine noch unruhiger als sonst, aufgeregter, reizbarer. Der Abend war schwül, gewitternd und die Luft voll warmen Drängens.

Deshalb spielte Johannes.

Es war ihm sonst meistens gelungen, die bösen Geister mit seinen Liedern zu verscheuchen, wenn sie auf den Bruder eindringen wollten; dann sang der

Kleine mit. Heute jedoch blieb er stumm, was auch immer Johannes spielen mochte. Sogar das Lied von der Bergkapelle, dessen sanftstille Poesie sonst immer befriedend auf ihn eingewirkt, blieb ohne jeglichen Erfolg.

Da entschloss sich der Blinde, eine Aussprache herbeizuführen, so schwer es ihm auch fiel und so wehe es dem Kleinen auch tun mochte. Einmal musste es doch sein. Und leise fragte er, seine Stimme so weich machend, wie es nur ging:

„Du singst nicht mit, Theodor?“

„Ich mag nicht,“ war die, kurze, trotzig Antwort.

Der Blinde schrieb dem Kleinen seine Heftigkeit nicht an; im Gegenteil, er machte seine Stimme noch weicher, so weich wie die Stimme einer Mutter sich gemacht hätte, wenn so Schweres zu sagen gewesen wäre:

„Du solltest dir das mit der Adelheid nicht so zu Herzen nehmen! Es hätte doch eines Tages aufhören müssen, denn der Abstand zwischen dir und ihr ist zu gross. Später würde es dir noch schwerer fallen.“

„Es ist nicht das,“ murrte Theodor, sich trotzig gegen den Zuspruch des Bruders verschliessend.

„Was denn?“

„Weil ich nicht auch auf die Schule darf!“

Johannes senkte den Kopf. Er hatte dieses Wort gefürchtet, mehr als jedes andere. Er selbst hatte ja diesen Wunsch mit schmerzlicher Heftigkeit für den Kleinen im Herzen. Er hatte ihn jeden Tag neu, und er musste ihn jeden Tag wieder töten. Nun war es ihm doppelte und dreifache Pein zu wissen, dass sein kleiner Bruder unter dem Druck litt wie er, und er konnte ihm nicht helfen. Und langsam und schwer bildete sich in ihm der Verzicht:

„Wir müssen bei unserm Stande bleiben, Theodor, wir sind arm.“

„Ich weiss es,“ beehrte der Kleine unwirsch auf.

„Aber warum müssen denn gerade wir es sein? Und warum muss es so sein, dass die einen alles haben und die andern nichts?“

Johannes hob vorwurfsvoll die Stimme:

„Du darfst nicht gegen Gott murren, Theodor; wir brauchen seine Barmherzigkeit.“

„Aber weshalb denn? Was haben wir denn getan?“

„Nicht wir, Theodor!“ Der Blinde richtete sich auf; es war ein eigenartig fremder Ton in seine Stimme gekommen. Der schwere Augenblick war da, wo er dem Kleinen offenbaren musste, welches Erbe vom Vater her auf ihnen lag. Es musste geschehen, damit er sich leichter in sein Geschick füge und auch weil er es doch wohl eines Tages draussen erführe und dann schonungsloser als durch ihn. So erzählte er von ihrem früheren Aufenthalt im Taubenhäuschen, von der Katastrophe am Wehr, und dass der Vater vielleicht aus den Flammen des Fegfeuers gebetet werden müsste . . .

Ueber dem Erzählen erlebte er selbst wieder mit qualvoller Lebendigkeit die Pein jenes Weges, der für ihre arme Mutter der letzte Gang ihres Lebens und für ihn der Anfang seiner schweren Bruderpflicht geworden war.

Doch all dieses Leid rührte Theodor nicht zu sehr. Die Opfer des Bruders nahm er mit der den Kindern eigenen Selbstsucht als etwas Selbstverständliches und zu Recht Geschuldetes entgegen. Vater und Mutter hatte er nicht gekannt, und so rührte auch ihr Geschick ihn wenig. Dafür fühlte er um so schwerer und bedrückender die Last ihres Erbes auf sich liegen. Vom Vater hatte er manches gehört, und was er als Erfindung übelgesinnter Böswilligkeit beiseite geschoben hatte, das musste er als lastende Wahrheit zurücknehmen und in sein Leben stellen. Dass er sich nun

auch Adelheid gegenüber schuldig wissen musste, das war für ihn eine neue und die schwerste Qual . . .

Warum hatte Gott das alles auch so gemacht, und warum musste es geschehen, dass er den einen alles auf die Schultern legte, den andern nichts?

Johannes ahnte, was in dem Kleinen vorging. Oh, es war schwer, schwer, sich immer in Demut zu beugen! Und wenn man nicht annahm, dass alles im Jenseits vergolten würde, dann würde das Leben für den Armen unerträglich, dann blieb nichts als die Empörung . . .

Doch auf welche Wege geriet er? Wege des Zweifels, des Verzweifeln! Irrwege! Nein, nein, für ihn, für sie beide war diese Erde nicht die Heimat. Und voll heißen Dranges begann er, in einem banger Sehnsuchtsflehen den kleinen Bruder mitreissend, das Lied von der Heimat der Seele zu singen:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mehr an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein! Nein, nein! Hier ist sie nicht.
Die Heimat der Seele ist droben im Licht.“

Die dunklen Geister der Finsternis flohen; dafür schwebten die weissen Engel des Lichts zur armen Blindenstube nieder, strichen leise mit weichen Händen über Theodors heisse Stirn . . .

Auch auf das Herz des Blinden fiel es über dem Singen wie ein kühlender Tau, und beherzter, schon freudiger, sang er die zweite Strophe:

„Verlasse die Erde, die Heimat zu sehn,
Die Heimat der Seele, so herrlich, so schön,
Jerusalem droben, vom Golde erbaut!
Ist dieses die Heimat der Seele, der Braut?
Ja, ja! Ja, ja! Dieses allein
Kann Ruhplatz und Heimat der Seele nur sein.“

Alles dunkle Gewölk war verfliegen, die Seelen der beiden wieder hell geklärt. Dem kleinen Theodor glitt die sanfte Kühle von der Stirne befriedend ins Herz, und, hoffnungsfreudiger Hingabe voll, sang Johannes die letzte Strophe, damit Gott seinem armen, kleinen Bruder den Frieden gebe:

„Wie selig die Ruhe, bei Jesu im Licht,
Todsünde und Schmerzen, die kennt man dort

[nicht!

Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang
Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.

Ruh' Ruh'! Ruh' Ruh'! Himmlische Ruh

Im Schoße des Mittlers, ich eile dir zu!“

Die Worte verhallten leise in der Nacht, die voll Sternenfunkeln war. Dem kleinen Theodor war es jetzt, als hoben Hände sein Herz auf, leise, kühle Hände, und trügen es in irgend eine Ferne, eine Tiefe zwischen den Sternen, wo Engelsflügel weich schlugen . . .

Es war die Gnade, die der blinde Johannes ihm ersungen hatte. „Komm,“ sagte er leise, und rührte den Kleinen sachte an, damit nichts von der Gnade, deren er voll war, verschüttet werde; „wir wollen uns zur Ruhe legen!“

Pfarrer van der Not neckte seinen kleinen Neffen mit einem prallen, blauen Portugieser:

„Wenn du mir das Wörtchen schwarz richtig nachsprichst, ist die Traube dein!“

Der Kleine, ein Bürschchen von etlichen drei Jahren, mit strohblondem, lockig geringeltem Haar, streckte verlangend die Hand nach der leckeren Frucht aus, aber Herr van der Not hielt sie höher, liess sie verlockend vor seinen Augen spielen:

„Erst musst du mir nachsagen: schwarz!“

Der Kleine machte ein todernstes Gesicht und gab alles her, was er von gutem Willen hatte; aber es wurde immer nur: „schraz!“

„Nicht so!“ machte Herr van der Not unwillig und sprach es ihm noch einmal deutlich vor, die Buchstaben auseinander haltend: „sch . . w . . a . . r . . z!“

„Schraz!“ sagte der Kleine verzweifelt nach, sooft es ihm auch Herr van der Not richtig vorsprach. Er hatte sich nun einmal in dieses falsche Geleise verfahren und kam nicht mehr aus demselben heraus.

Ein kleines Mädchen trat ein, geweckt, hell von Gesicht, mit hellen, blauen Augen und blondem Haar.

„Ich will deinem Brüderchen seinen Sprachfehler abgewöhnen, Dorchen“, sagte Herr van der Not lächelnd zu dem Kinde, das seine Nichte war; „er soll diese Traube haben, wenn er mir das Wörtchen ‚schwarz‘ richtig nachsagt.“

Das Mädchen, kaum mehr als dreizehn Jahre alt, beugte sich mütterlich über den Jungen, der ein desperates Gesicht machte:

„Nun sei auch schön folgsam, Benni, sag: schwarz!“

Der Kleine lehnte sich vertrauend gegen die Schwester und griff an ihr Röckchen, als könne mit dieser Berührung eine besondere Kraft in ihn kommen. Dann begann er hoffnungsvoll: sch . . . aber es folgte wieder das fatale raz . . .

„Ach, Dummer du!“ schalt sie, ihn unwillig und doch mütterlich liebevoll schüttelnd, aber sie brachte nur zwei Tränen in die unschuldvollen Augen.

„Lass ihn nur!“ bat jetzt Herr van der Not, durch die Tränen gerührt; auch der gute Wille muss belohnt werden!“ und er reichte dem Krauskopf die leckere Frucht.

„So danke doch wenigstens dem Herrn Oheim!“ mahnte das Mädchen, den kleinen Schlecker zurechtweisend, und hielt ihm die Hand, die schon mit der ersten blauen Beere auf dem Wege zum Munde war, zurück.

Herr van der Not nahm den Dank lächelnd entgegen. „Du müsstest“, sagte er, sich an das Mädchen wendend, „ihm die Unart zu Hause abgewöhnen!“

„Wohl!“ nickte die Kleine, freundlich lächelnd, und fegte geschäftig die Krümchen auf dem Tischtuch zusammen; „ich müsste ja! Aber mit den neun Kleinen hat man seine Hände voll zu tun, Herr Oheim! Da bleibt nicht leicht Zeit zum Sprachunterricht!“

Allerdings, was machte es bei einer Schar von zehn, ob eins schwarz oder schraz sagte, wenn sie alle ihr Brot hatten und reinlich gekleidet waren!

Herr van der Not war armer Leute Kind, und der Verdienst zweier Schwestern reichte, nachdem er früh Vater und Mutter verloren, gerade aus, um ihn studieren zu lassen. Die ältere Schwester nahm er nach beendigtem Studium als Haushälterin zu sich, während die jüngere in kleine Verhältnisse hineinheiratete. Sie hatte eben das elfte Kind lebend zur

Welt gebracht. Es war noch bei jeder Geburt auf Leben und Tod gegangen, und auch dieses Mal wusste vorerst nur Gott allein, ob sie es überstehen würde. Deshalb war die ältere Schwester zur Pflege hinübergewandert, und dafür war Dorchen, das zweite der Mädchen, als Ersatz gekommen und hatte den kleinen Bënni mitgebracht.

Ja, ja! ein hartes Gebot, das über der Ehe steht, grübelte Herr van der Not, als Dorchen draussen war und der kleine Benni vor ihm mit genauer Aufmerksamkeit seine Traube zerpflückte. — Aber es durfte nicht daran gerüttelt werden, wenn sich auch die Gräber mit Sterbenden füllten und die Tränen wie Bäche flossen, sollte nicht die ganze christliche Kultur zusammenbrechen.

Und doch! Was würde aus diesem Haufen von Kleinen, wenn ihnen die Mutter genommen würde? Es war ein Elend, das er sich nicht ausdenken konnte, und so schickte er ein inbrünstiges Gebet zu Gott, den heiligen Kreis dieser Familie nicht aufzureissen durch einen so grausamen Tod.

Da wurde unerwartet Besuch gemeldet: der Riedesch-Peter.

Herr van der Not reichte dem Eintretenden freundlich grüssend die Hand. Er hätte es gern gesehen, wenn seine Pfarrangehörigen gelegentlich in seine Pfarrstube gekommen wären, auch wenn es sich nicht gerade um eine letzte Beichte oder einen Versehgang gehandelt hätte. Es war nämlich sein Bestreben, ihnen erst menschlich näher zu kommen und menschlich auf sie einzuwirken. Weit davon entfernt, Gott in alle peinlichen Nöte verstricken zu wollen, stellte er sich vor ihn und hielt die ungestüme Schar der Bittsteller zurück. So lange noch menschliche Hilfe möglich war, sollten sie sich selbst helfen; dann aber, wenn

Menschenkraft und Menschenkunst am Ende waren, dann rief er mit demselben Felsenvertrauen wie Petrus, als die brandenden Wogen das Schifflein zu verschlingen drohten: „Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde!“

Er hatte sich auch zu verschiedenen Malen in diesem Sinne geäußert; aber er hatte nur Schwätzer in sein Haus gelockt oder triste Angeber. Die Ernstern mieden ihn. Sie kamen nach wie vor immer nur, wenn etwas Besonderes im Zuge war. Wenn nun gar der Riedesch sich von seiner Höhe herunterbemühte, musste es schon beinahe brennen.

Er wusste: es standen neben den Höfen nicht nur die hohen Kornmieten mit ihrer schweren Fruchtlast, gewichtige Zeugen des Reichtumes der Häuser; es stand auch neben jedem ein Sünden- und ein Leidahufen. Wenn die Tage zur Neige gingen und jene verdämmerten, dann wurden diese sichtbar, da sie noch dunkler waren als das Dunkel der Nacht, und wer die richtigen Augen dazu hatte, konnte oben auf ihnen Flammen sehen, die wie Elmsfeuer über Türmen brannten.

Er wusste auch, welches Feuer über Riedesch brannte. Fromm beflissene Zungen hatten ihm bald nach seiner Ankunft die Chronik des Dorfes und seiner Gehöfte gemacht, und Neid und Missgunst hatten den Sündenhafen neben dem Riedeschhof besonders hochgeschichtet. Allerdings hatte er, gestützt auf seine eigene Beobachtung, die Dinge auf ein richtiges Mass zurückgeführt, und einen besonders tiefen Eindruck hatte auf ihn das Heft seines Vorgängers gemacht, das ihm in die Hände gefallen war. So hatte er für diese Vertreter eines grossen und ehrenwerten Geschlechtes eine besondere Hochachtung und er brachte ihm auch ein besonderes Interesse entgegen, da ihm vielleicht die Pflicht obläge, die Seite zu füllen, die Herr Beyl unbe-

schrieben zurückgelassen hatte. Deshalb begrüßte er den Eintretenden, über das gewöhnliche Mass einer korrekten Höflichkeit hinaus, mit dem besonderen Ausdruck einer ehrenden Hochachtung.

Der Riedesch-Peter seinerseits glaubte sich als der, der er war, verpflichtet, den Beweis einer feineren Lebensart zu erbringen, besonders da er sich bis dahin, dem neuen Pfarrer gegenüber, in einer halb ehrfürchtigen, halb misstrauischen Reserve gehalten hatte, und so wollte er sich so anständig wie möglich bei ihm einführen. Da er nun schon öfters Gelegenheit gehabt hatte zu beobachten, wie gebildete Menschen gern lebhaften Anteil an fremden Anliegen nahmen, auch in Fällen, die ihnen gleichgültig sein konnten, eine Artigkeit, die er immer angenehm empfunden und im Stillen bewundert hatte, so erkundigte er sich eingehend nach dem Befinden jener Schwester des Pfarrers, die im Kindbett krank lag, und er schickte sich an, auf bäuerisch derbe Art den Fall breit zu treten, in dem gutgemeinten Glauben, dass eine Teilnahme um so angenehmer wirke, je eindringlicher sie sei. Auch mochte ihn, ihm selbst vielleicht unbewusst, der Wunsch treiben, den Pfarrer durch ein breiteres Ausspinnen seines eigenen Leids empfänglicher zu machen für das, was er ihm zu offenbaren hatte.

Doch Herr van der Not hielt mit einer höflichen, aber bestimmten Geste dieses aufdringliche Mitleid in dem Augenblick an, wo es anfang, unbescheiden zu werden. Er führte vielmehr die Unterhaltung ins Allgemeine über, sprach von dem Leid, das mit dem Menschen geboren worden sei und ihm folge wie sein Schatten. Er wollte damit seinem Besucher einen Weg bahnen, wenn jener, wie er vermuten durfte, ihm eine peinliche Mitteilung zu machen haben sollte.

Er täuschte sich nicht in seiner Erwartung; eine

deutliche Wandlung vollzog sich in dem Gesichte des Bauern, seine Züge spannten sich straffer, seine Augen wurden um einen Ton dunkler, und die Furchen in seiner Stirn füllten sich mit tieferen Schatten: „Ja“, sagte er mit einer Stimme, die fast rauh geworden war wie die eines Tieres in der Angst, „das Leid folgt dem Menschen wie sein Schatten, und auch ich bin gekommen, Ihnen ein Leid zu klagen: das Mariechen ist wieder gefallen.“ Seine Lippen waren trocken heiss geworden, als glühe das Fieber in ihnen, und auch seine Augen glommen so.

Hätte Herr van der Not nicht von andern gewusst, wie tief dieser Mann dieses Kind liebte, er hätte es aus dem bangen Brand seiner Augen gelesen. Er fühlte sich selbst einen Augenblick von diesem fremdartigen Feuer verwirrt.

„Es war dieses Mal besonders schlimm,“ fuhr der Riedesch fort; er hatte die erste Bewegung, die dem Geständnis unmittelbar gefolgt war, halbwegs überwunden, und seine Stimme war etwas freier geworden. „Sie war auf einen Stuhl geklettert, um ein Spielzeug aus dem Schrank zu holen; da kam es über sie, und sie riss sich über dem Fallen an einer Ofenkante die ganze Stirn auf. Ein wenig tiefer nur, und das Auge war verloren.“ Ein leises Beben in der Stimme zeugte von einer neuen Welle der Erregung, die über ihn wegspülte.

„Aber es ist doch keine Lebensgefahr?“ Der Pfarrer machte ein besorgtes Gesicht. Mariechen war bereits in einem Alter, das nicht immer unschuldig ist.

Der Riedesch schüttelte den Kopf:

„Das nicht. Der Arzt hat den Riss zugenäht, und die Wunde heilt. Aber die Elise liegt jetzt auch, und für den Augenblick ist ihr Zustand ernster als der des

Kindes. Es greift sie immer so an, wenn Mariechen fällt, und ich fürchte, es ist einmal . . .

Er hatte auf den Lippen zu sagen: ihr Tod. Aber eine Angst hielt ihn zurück, das fatale Wort auszusprechen.

Herr van der Not war für den Augenblick so sehr mit dem beschäftigt, was er sonst über die Riedesch gehört oder was er sich eingebildet hatte, dass er nicht mehr den Mann sah, der leiblich da vor ihm sass, sondern die ganze Riedeschhöhe mit dem Hof und den beiden Haufen, die hoch über seinen First hinauswuchsen: dem Leid- und dem Sündenhaufen. Sie waren von einem seltsamen Feuer durchglüht, das sie milchig aufhellte, und er erkannte die Umrisse von Menschen, die mitten darin flammten und doch nicht verbrannten, wie leidende Seelen im Fegfeuer.

„Ich habe eine Schuld auf mich geladen,“ begann nach kurzer Pause der Riedesch wieder und senkte die Stimme zu einem schweren Bekenntnis.

Die laute Stimme des Bauern brachte den Pfarrer wieder zur Wirklichkeit zurück. Er hatte in seiner traumhaften Vision alles erschaut, was auf dem Hofe lastete, und er versuchte mit einer abwehrenden Handbewegung den Riedesch von seinem Bekenntnis zurückzuhalten, um ihm das peinliche Gestehen und sich selbst das noch peinlichere Zuhören zu ersparen.

Aber der Riedesch liess sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er wollte nun einmal die Last von sich wälzen, die nicht aufhörte, ihn zu bedrücken, und er fuhr, entgegen dem Gebote des Pfarrers, fort:

„Sie wissen vielleicht das Aeussere, das, was mit den Augen zu sehen und mit den Ohren zu hören ist; doch das Tiefste, Innerste wissen Sie nicht. — Sie ging, als das an der Schleuse geschah, über einem Kind und sie betete Tag und Nacht, dass es ein Mädchen

würde. Es ist ja nun auch ein Mädchen geworden, und wunderlieb, wie Sie selbst wissen. Ihr Gebet wurde erhört, aber zugleich wurden wir in ihm gestraft als in dem Liebsten, das wir haben; denn beide gäben wir unser Leben für dieses Kind, wenn es gesundete, sie und ich.“

Wieder schwieg er beklommen. Das Geständnis seiner Liebe war ihm noch härter geworden als das seiner Schuld.

Der Pfarrer liess die Welle der Erregung sich erst im Schweigen verebben; dann fragte er, teilnahmsvoll und doch auch misstrauisch zugleich:

„Und was wollen Sie da von mir?“

Der Riedesch hielt die Augen bang begehrend auf ihn:

„Dass Sie mir helfen, meine Schuld abtragen!“

Der Pfarrer war auf dieses Ersuchen gefasst gewesen, und er war auch entschlossen, ihm nach dem Mass seines Vermögens zu willfahren; doch wollte er zuvor richtig stellen, was hier offenbahr verkehrt gesehen wurde. „Ich würde Ihnen ja gerne helfen,“ begann er zögernd, „aber sind Sie so sicher, dass das Uebel Ihres Mariechens als Folge Ihrer Sünde eine von Gott über Sie verhängte Strafe ist? Und haben Sie schon bedacht, dass die Fallsucht des Kindes sich vielleicht auf eine natürliche Art erklären lässt?“

Der Riedesch sah den Pfarrer voll staunender Verwunderung an. Konnte ein Diener Gottes eine solche Sprache führen, seinen Meister so verleugnen? Der Gedanke an eine Strafe hatte sich bei ihm festgesetzt, so fest wie der Glaube an eines der zehn Gebote.

Herr van der Not las in den Augen des Bauern, was in seiner Seele vorging. „Verstehen wir uns recht,“ mahnte er, um keine falsche Meinung aufkommen zu lassen. „Indem ich nicht aus Gott Ihren Henker mache,

will ich nicht sagen, dass er die Sünde übersehen, und noch viel weniger, dass Sie unschuldig an dem Leiden Ihres Kindes sind. Im Gegenteil, Sie müssen wahrscheinlich die Verantwortung, die Sie Gott aufbürden wollen, auf Ihre eigenen Schultern laden, und ich glaube, dass das für Sie eine schwerere Belastung sein wird, als wenn Sie sich von Gott verfolgt wähnen. Wenn die nach den Gesetzen der Natur sich ergebenden Folgen einer jeden Tat immer gehörig überdacht würden, ich glaube, dass dann vieles von dem ungeschehen bliebe, was die Menschen in ihrer Blindheit tun.“

Die Ausführungen des Pfarrers machten den Riedesch sichtlich unruhig, da sie die Dinge gewaltig komplizierten. Es hatte ihm bisher alles, wenn auch beängstigend gross, doch furchtbar einfach geschienen. Er hatte Gott beleidigt, Gott hatte ihn gestraft, er würde versuchen, Gott zu versöhnen, und dann wäre der Weg für eine Heilung seines Mariechens frei. Nun aber, was nun? Eine wortlose Not fragte stumm aus seinen Augen, und der Schweiss feuchtete ihm die Stirn.

Der Pfarrer sah ihn mit hellen Augen an:

„Es gefällt Ihnen wohl nicht, wenn ich es Ihnen sage, aber es ist immerhin möglich, dass es so gekommen ist. Sie haben selbst angedeutet, dass Ihre Frau, als sie über dem Mariechen ging, unruhig war, wohl wegen Ihrer und wegen dessen, was sich damals um die Schleuse zutrug. Es ist da wohl möglich, dass ihre Nerven überreizt waren, und sie gab dem Kind kranke Nerven mit auf die Welt. Und wer trägt in diesem Falle die Verantwortung?“

Der Schweisstau hatte sich auf der Stirne des Riedesch zu Tropfen gebildet, die ihm langsam in die dichten Brauen sickerten:

„Aber dann, wie kann sie wieder gesund werden?“

„Was auf eine natürliche Art gekommen ist, kann

auch auf eine natürliche Art wieder fortgehen“; erklärte der Pfarrer mit freundlichem, aber eindringlichem Ernst; „und es ist unrichtig, von Gott immer sofort ein Wunder zu verlangen.“

„Wenn es aber nicht so fortgeht?!“ machte der Riedesch gepresst. Not und Angst würgten ihm die Stimme in der Kehle.

„Da bleibt allerdings noch immer ein Eingreifen Gottes möglich.“ Langsam, wie von einer verhaltenen Ehrfurcht beschwert, kamen die Worte über des Pfarrers Lippen.

Was bei Herrn van der Not Gefühle einer heiligen Scheu auslöste, wurde für den Riedesch Quelle einer frisch belebenden Hoffnung. Wie der Wanderer, der sich in unbekannter, gefährlicher Gegend durch eine verworrene Spur vom richtigen Wege ableiten liess, mit froher Erkenntnis den gezeichneten Pfad wiederfindet, so fühlte er sich mit erfreulicher Genugtuung auf die ihm bekannte Spur zurückgebracht. Wenn der Pfarrer ihm nun noch gestattete, wiedergutzumachen, wie er es vorhatte, konnte der Weg für die Gnade der Heilung frei gemacht werden. Wenigstens hätte er dann das Seinige getan, und er könnte sein Gewissen in Ruhe halten.

„Wieder gut machen? Was wollen Sie denn wieder gut machen?“ Des Pfarrers Augen füllte fragende Neugier. Er hatte sich auf irgend ein Geldangebot gefasst gehalten, eine Schenkung oder eine Stiftung; aber ein Wiedergutmachen, wo doch alles in bester Ordnung schien?

„Es ist von dem Tage her, an dem das Täubchen fortzog“, begann der Riedesch sein zweites Bekenntnis. „Ich wollte ihr eine Summe Geldes mitgeben, aber sie weigerte sich, es anzunehmen, und liess mich so in ihrer Schuld. Wenn ich nun auch nach dem, was

Sie gesagt haben, nicht annehmen muss, dass Gott mich deshalb an dem Mariechen gestraft hat, so möchte ich doch jene alte Schuld begleichen, die ich den Kindern des Fränzchens gegenüber noch immer habe, damit sie kein Hindernis bilde, wenn Gott mit uns gnädig sein und dem Mariechen die Gesundheit wiedergeben wollte.“

„Und was wollen Sie denn tun?“ fragte Herr van der Not, mit rein menschlicher Neugier den Regungen auf den Seelengrund dieses Mannes nachspürend.

Der Riedesch richtete sich etwas auf; er hatte die Ueberzeugung, dass das, was er anbot, gross und schön sei; deshalb sah er dem Pfarrer frank in die Augen, seines Beifalls gewiss:

„Den kleinen Theodor studieren lassen.“

Statt jedoch irgend welche Genugtuung über den Vorschlag zu bekunden, runzelte Herr van der Not vielmehr die Stirn:

„Und weshalb soll denn der Theodor gerade studieren müssen?“

Der Riedesch sah den Pfarrer verdutzt an:

„Und weshalb denn nicht? Er ist doch, wie es scheint, sehr begabt.“

Herr van der Not zog bedenklich die Brauen hoch:

„Eben deshalb nicht, weil er sehr begabt ist. Es ist gefährlich, diesem kleinen Jungen eine solche Waffe in die Hand zu geben, wie die Bildung eine ist. Gewiss, es mag für ihn ein Aufwärts bedeuten, wenn Sie ihn studieren lassen wollen, aber, soweit ich ihn kenne, bezweifle ich, ob es zu seiner Seele Heil sein wird. — Uebrigens, wozu möchten Sie ihn denn bestimmen?“

Ein freudiges Scheinen hellte das Gesicht des Bauern auf. Dieses Mal konnte er dem Pfarrer mit seinen eigenen Worten dienen. Und lächelnd begann er:

„Sie selbst sind es, der mich auf meine Idee ge-

bracht hat. Sie haben vor etlichen Wochen so ergreifend von den Missionen gepredigt: von den vielen Aehren, die es überall in der Welt zu schneiden gebe, während die Zahl der Schnitter so bedauerlich klein sei. Und dann haben Sie etwas gesagt, was mir besonders gefiel.“

„Und das war?“ Herr van der Not gewann ein ganz neues Interesse für diesen Mann, der seinen Predigten mit soviel Eifer zu folgen schien.

„Sie sagten, die Ausbildung von Missionären sei unser Beitrag an der Eroberung der Welt. Und als Sie die aufzählten, die augenblicklich draussen bei der Ernte tätig seien, und ihre Zahl so stattlich anwuchs, da wurde ich im Grunde meines Herzens stolz; denn ich glaube, wir können den Vergleich mit den Nachbarn aushalten. Wenn wir auch nicht mit der Macht des Schwertes gebieten können, so helfen wir doch die Kultur in die Welt hinaustragen. Das alles ist mir wichtig im Kopf herumgegangen, dann habe ich es mit dem andern verbunden, und so bin ich auf meine Idee gekommen, den kleinen Brandt studieren zu lassen . . .“

„Und für Missionar?“

„Ja, in dem Glauben, ein gutes und grosses Werk zu tun.“

Herr van der Not schwieg, eine Weile überlegend. Er musste zugeben, dass der Mann da vor ihm es klug angelegt hatte, um ihn herumzubringen; denn die Missionen waren seine empfindlichste Stelle. Er liebte sie und liebte auch die Missionsländer leidenschaftlich. Es war sein Jugendtraum gewesen, hinauszuziehen nach dem dunklen Afrika und dort in der Urwald-wildnis seine Seelengärten anzulegen; aber aus Rücksicht auf Mutter und Schwester hatte er ihn geopfert und war statt eines stürmischen Apostels ein stiller

Landgeistlicher geworden, der sich damit begnügen musste, fertige Gärten zu hegen. Die Freude, selbstgepflanzte Bäume nach seinem Willen zu leiten, die ersten Früchte zu ziehen und zu erproben, sollte ihm versagt sein.

Während er so für einen Augenblick diesen Betrachtungen nachhing, machte der Riedesch die Stille wieder laut:

„Ich möchte es auch wegen meiner Frau tun. Ich habe ihr grosses Unrecht getan und ich möchte an ihr wiedergutmachen, was ich kann.“ Die Zunge war ihm im Munde trocken geworden. Seine Sprache klang hart und rauh.

Der Pfarrer hob, aus seinem Sinnen aufgescheucht und von der Not dieser Stimme bis ins Innerste berührt, die Augen forschend zu seinem Gegenüber auf; er hatte vor sich eine von jenen Wandlungen, wie sie sich nur an denen vollziehen, die durch irgend ein Feuer gegangen sind.

Der Riedesch glaubte, ein Nachgeben in den Augen des Pfarrers zu lesen, und er führte sein Bekenntnis tapfer zu Ende:

„Sie hat es durch ihre Güte erreicht, und dann hat auch das Leid dabei mitgewirkt, das wir gemeinsam tragen. Und es wäre jetzt für mich die schlimmste Strafe, wenn sie mir genommen würde. Früher allerdings —“ Er schwieg und sah ins Leere, wo er das sehen mochte, was einst gewesen war.

Des Pfarrers Augen waren in diesem Augenblick deutlich die Spiegel von sich widersprechenden Gefühlen. Der kleine Brandt dürfte kaum den Beruf zum Missionsleben in sich fühlen, und es war eher vorauszusehen, dass das Studium ihn weit von dem Wege abbringen würde, auf den man ihn führen wollte. Doch waren andererseits die Ratschlüsse Gottes unerforsch-

lieh, und er führte oft durch ganze Labyrinth von Irrwegen zum Ziel. Der kleine Brandt, ein Apostel des Glaubens! Es wäre wirklich die glücklichste Lösung für die bedauerlichen Ereignisse am Mühlenwehr. Vielleicht war schon seine Predigt von damals eine Einflüsterung Gottes gewesen, und sein Wort eines jener kostbaren Saatkörner, das bestimmt war, eine ganze Ernte von Früchten aufzuziehen.

Und langsam senkte sich auf der Waage seiner Entscheidung die Schale, in der das Für lag. Nur noch eine Bedingung stellte er: der Kleine müsse auf alle Fälle unterstützt werden, bis er zu irgend einer Stellung gekommen sei, auch wenn er nicht in der Missionsschule aushalten sollte.

Der Riedesch versprach alles, erklärte sich auch bereit, alles zu tragen, wenn der Versuch missliebige Folgen zeitigen sollte. Er empfand für den Augenblick nur das eine: dass das Gefühl der Schuld von ihm weggenommen sei. Denn es schien ihm trotz aller Bedenken des Pfarrers, dass jetzt sein Mariechen leichter geheilt werden könnte. Die Ueberzeugung, dass man mit einem Geldopfer die Folgen einer Sünde wegkaufen kann, war zu tief in seiner Bauernseele eingewurzelt, als dass sie so leicht hätte herausgerissen werden können.

Es blieb nur noch die Art zu besprechen, wie die Unterstützung an den kleinen Brandt herangebracht werden könnte, und da sie beide der Ansicht waren, dass es besser sei, den Wohltäter im Dunkel zu lassen, übernahm es Herr van der Not, den Mittelman zu spielen und auch die Schule zu bestimmen, auf die der Kleine gebracht werden sollte.

So wurde in der Stube des Herrn van der Not über die Zukunft des kleinen Brandt verfügt.

Der Riedesch wurde jetzt, da die schwere Last

von ihm abgewälzt war, zusehends fröhlicher. Auch glaubte er, sich dem Pfarrer erkenntlich zeigen zu müssen. Herr van der Not hatte auf dem Kirchenspeicher einen kreuztragenden, in ergreifend naturalistischem Stile gehaltenen Christus gefunden und diesen in eine Nische auf der Männerseite in seiner Kirche aufgestellt. Als Gegenstück wollte er auf die Frauenseite eine schmerzhaft Mutter bringen, doch hatte der Kirchenrat ihm bisher die nötigen Mittel dazu verweigert.

Der Riedesch versprach nun, seinen ganzen Einfluss als Ratsmitglied geltend zu machen, um die diesbezüglichen Forderungen des Pfarrers durchzusetzen.

Aber je fröhlicher und aufgeräumter der Riedesch wurde, desto mehr fühlte sich Herr van der Not bedrängt. Er hatte das Empfinden, dass die ganze Last von jenem ab- und auf ihn gewälzt sei, und schliesslich verbat er dem Bauern fast barsch, seine Kirchenforderungen mit dieser Angelegenheit zu verbinden. Er wollte nicht, dass es den Anschein erwecken könnte, als habe er den kleinen Brandt zum Gegenstand eines Handels gemacht.

Und trotzdem konnte er sich, als der Riedesch ihn verlassen hatte, des Eindrucks nicht erwehren, dass er geholfen hatte, eine Seele verkaufen. Wozu? Um jenem Mann das Gewissen zu erleichtern, das er sich selbst beschwert hatte, und seiner Liebe zu den Missionen Vorschub zu leisten, im Grunde Befriedigung eines Egoismus! Und wenn der kleine Brandt dabei seine Seele verlor . . . ?

Plötzlich stiess heiss in ihm die Furcht vor der Verantwortung auf, die er auf sich geladen.

Da riss ihn Dorchen aus seinen Zweifeln. Sie stellte den kleinen Benni, den sie während der ganzen Zeit unterrichtet hatte, vor. Er sagte jetzt tadellos: „schwarz.“ Das Mädchen strahlte vor Glück, und es war

alles, dass der kleine Lockenknirops nicht vor Selbstbewusstsein in die Luft flog.

Der Erfolg war jedoch nicht der, den die beiden erwartet hatten. Der Herr Oheim lächelte kaum und wies sie wieder aus der Stube, weil er allein sein wollte.

Bedrückt zogen die beiden ab. War es denn möglich, dass Dinge, die eben so wichtig schienen, so plötzlich ihren ganzen Wert verloren? Sie setzten sich in die Küche. Dorchen hob den Kleinen tröstend auf ihren schmalen Schoß, und beide taten sich fest zusammen, durchdrangen sich mit ihrer wärmenden Liebe, so als müssten sie sich gegen etwas Kaltes schützen, das unmittelbar gefahrenvoll an ihnen vorbeifloss — das Leben.

Herr van der Not hielt eines Tages den kleinen Brandt nach der Kinderlehre zurück: er dürfe in die Missionsschule nach Clairefontaine, wenn er wolle.

Der Kleine hätte an dieser kurzen, so gänzlich unerwarteten Mitteilung sterben können, so packte sie ihn. Zuerst stockte ihm der Atem, und alles Blut strömte ihm zum Herzen, dass Gesicht und Hände weiss und kalt wurden wie Schnee. Das dauerte etliche Sekunden, dann stürmte es wieder aus dem Herzen fort und füllte brausend alle Kanäle wie eine schäumende Flut.

Darauf kam eine grosse, helle, beseligende Freude, die kein Ende mehr nahm.

Er fragte nicht, woher das Gute kam, sondern nahm es ohne Ueberlegung, wie der Erwachende das Morgenlicht. Nur eins sah er durch all den Schimmer: er stand wieder auf derselben Stufe wie Adelheid, nicht hinter ihr, nicht unter ihr.

In den Himmel hätte er fliegen mögen, in die Bläue, so hoch es ging, hätte er Flügel gehabt, ihn zu tragen.

In die Missionen zu gehen, schien ihm plötzlich das Glorreichste auf der Welt, und er dachte mit einem innigen Freundschaftsgefühl an den fremden Jungen, der ihm vor Jahren so grossartig begeistert von dem fernen Afrika gesprochen, und von dem er ein lebhaftes Bild in der Erinnerung behalten hatte.

Es gab jetzt auch nichts mehr, das ihn hinderte, den ersten Schritt zu einer Aussöhnung mit seiner kleinen Freundin zu tun. Dieses Wiederfinden wurde für beide ein Herzensfest, da sie sich im Stillen eins nach dem andern gesehnt hatten, und Adelheid freute sich

nicht minder über seine Erhebung als er selbst. Die irdische Freundschaft, die sie ihm so wohlwollend geliebt hatte, wandelte sich rasch in eine himmlische Liebe. Sie gab sich jetzt einer zarten Schwärmerei hin, und es war für sie ein unendlich süßes Glück, sich als seine geistige Braut zu denken, wenn er im weissen Chorrock, als Neugeweihter, auf seinem Betstuhl knieend, mit dem Kranz von weissen Rosen geschmückt würde.

Die neue Lage der Dinge wirkte sich auch sonst wie nur angenehm für sie aus. Sie hatte wieder einen Gespielen, und auch an den Lehrstunden durfte Theodor wieder teilnehmen; denn jetzt, da die Wege der beiden getrennt gingen und jede Gefahr ausgeschlossen schien, dass sie je einmal ineinander liefen, hatte der weisse Herzog nichts mehr gegen seine Anwesenheit auf dem Hof einzuwenden. So marschierte sie an der Seite ihres kleinen Freundes leichteren Herzens auf den grossen, dunklen Wald zu, den für sie das in Aussicht genommene Studium bedeutete und vor dem sie sich nicht wenig fürchtete. Eigentlich wäre sie am liebsten mit nach Clairefontaine gegangen, wo der Kleine hinsollte. Aber das konnte ja nicht sein; da schieden sich ihre Wege, und vor dieser Klosterpforte machte sie mit einer süßen Trauer im Herzen halt.

Unterdessen bereitete der weisse Herzog sie beide auf ihre Schulen vor. Der Kern- und Knotenpunkt jeglichen Studiums war für ihn das Latein. Es war für ihn der Prüfstein, an dem alle Intelligenz gemessen wurde, und er empfand das um so respektvoller, als er selbst hauptsächlich an diesem Fach gescheitert war. Schon jetzt übte er mit den beiden die Deklination, zum Teil, um es ihnen für später leichter zu machen, hauptsächlich jedoch, um ihnen seine unbedingte Ueberlegenheit zu beweisen. Er tat

deshalb auch alles, was in seiner Macht stand, um diese Stunden auszuzeichnen und sie so eindrucksvoll wie nur irgendwie möglich zu gestalten. Seine Augen füllten sich mit einem edlen Glanz, seine Stimme senkte sich in feierlichem Ernst; er schien eine Schale, voll eines dunklen, geheimnisvollen Wissens, von dem er einige Tropfen überlaufen liess.

Voll eines geheimen Schauers sagten die beiden die eigenartigen Formen dieser Wörter nach, die so stolz und selbstbewusst durch die Welt fuhren, ohne den stützenden Artikel, und ihr Geschlecht so vornehm in sich selbst trugen. Dazu war es jene Sprache, die durch die Nähe des Altars, an dessen Rand sie wunderwirkend lebte, geheiligt und von den Dämpfen des Weihrauchs feierlich umwallt und himmlisch durchduftet war.

Die zwei ersten Deklinationen waren mit ihren einfachen, leichten Formen bald gelernt, und die beiden Kleinen übten an immer neuen Beispielen ihre neue Kunst.

Unterdessen war es Sommer geworden. Die Pappeln lagen noch immer im Hof, denn sie waren nicht aufgeschnitten worden, wie es hätte geschehen müssen, aber sie hatten ihre Zauberkraft durch die lange, friedliche Lagerung verloren. Der Saft in ihnen war eingetrocknet, das trotzig lebendige Hexenhaar abgestorben; sie waren trostreiche, alte Bäume geworden, die würzig nach dürrem Holz rochen.

Nie in ihrem Leben vergassen weder Adelheid noch Theodor die warmen Sommerabende dieses Jahres, in dem sie ihr erstes Latein lernten. Die Tage waren zumeist schön und trocken, und an den Abenden wölbte sich ein tiefblauer, samtweicher Himmel, von bläulich lichternden Sternen durchsät, über den dunklen Tiefen der Schatten. Ein Heimchenpaar, das sich in

dem warmen Gestein der Gartenmauer eingenistet hatte, machte die Stille mit seinem leise drängenden Rufen nur noch tiefer.

In ihnen war eine sanfte, glückliche Freude. Sie schenkten sich jetzt, da kein Gewitter mehr über ihre Freundschaft aufziehen konnte, einander mit der süßen Hingabe jener, deren Zugetansein von den Strahlen himmlischer Liebe durchleuchtet ist. Und noch war der Tag der Trennung zu fern, als dass schon seine Schatten sie unangenehm berührt hätten. Friedliche Stille der Heimat, von einer süßen Schwermut überlagert. Und aus jenem Süden, nach dem unbewusst das Sehnen aller Nordischen geht, kam die erste Kunde jener Sprache, die ihnen den Schlüssel zu den verborgenen Schatzkammern einer grossen, versunkenen Menschheit gab.

Mit den beiden ersten Deklinationen ging es gut; doch um die dritte drehte der weisse Herzog, wie die Katze um den heissen Brei. Es bedurfte eines besonderen Anlasses, bis er den Mut fand, sie in Angriff zu nehmen, und dieser Anlass war eine Hochzeit. Es war ziemlich hoch hergegangen mit Wein und Gesang, und am Abend war der weisse Herzog zwar etwas heiser vom Singen, aber auch um so unternehmungslustiger vom Wein, und so spürte er in sich den Mut, es mit der so verzwickten und fallenreichen „Dritten“ aufzunehmen.

Das Musterwort war übrigens von selbst gegeben; es war amor, amoris. Man hatte ja den ganzen Nachmittag davon gesungen, und der Wein prickelte ihm etwas spritzig in den Gliedern.

„Das heisst auf deutsch: die Liebe,“ übersetzte er, nachdem er das Wort etliche Male wiederholt hatte, immer den Genitiv hinzufügend, als bekomme es erst so seinen richtigen Sinn, und schob in der Erinnerung

an die durchlebten Freuden des Tages den blinkenden Seidenhut, den er aufbehalten hatte, keck in den Nacken.

Statt sich jedoch weiter mit der Deklination zu befassen, liess er sich von seiner durch Weindunst und Liebesnot begehrlieh entzündeten Phantasie auf das Gebiet der so deutungsreichen antiken Mythologie locken, und er sprach von Gott Amor, der so ein ganz feines Kerlchen sei. Ein Bürschchen mit Köcher und Pfeil, erklärte er, Adelheid und Theodor mit ironisch neckischem Lächeln ansehend, splitternackt wie die Engel am grossen Altar in der Kirche, mit denselben Flügeln an den Schultern. Nur sei er nicht fromm wie jene, sondern schiesse mit seinen kleinen Schurkenhänden den Menschen kleine, goldene Pfeile in die Herzen.

In seinen Augen stand hinterhältig die Frage: Kennt ihr sie denn noch nicht, die kleinen, goldenen Pfeile mit den feinen schmerzenden Widerhaken an der Spitze?

Adelheid fühlte sich von den Worten des Vaters, jedoch mehr noch von seinem ganzen Gebaren bedrückt, während Theodor sich abweisend kalt machte wie gefrorenes Wasser.

„Natürlich ist das nur eine Sage,“ lachte der weisse Herzog, in die Ironie den Spott mischend. Das gefährliche Bürschchen ist tot, und so sind die Menschen heute sicher vor seinem Schuss. — Doch die Römer hatten auch noch eine Göttin der Liebe. Es war das eine wunderschöne Frau. Sie fuhr auf einem goldenen, mit Tigern bespannten Wagen, die sie an Seidenbändern lenkte, durch die Welt; und wen die Tiger auf ihrem Wege begegneten, den fielen sie an und zerrissen ihn . . .“

Diese zweite Allegorie, deren tieferen Sinn die beiden Kinder noch weniger verstanden als die von den Pfeilen des kleinen Amor, beunruhigte sie noch

mehr als jene; vielleicht weil sie ahnend etwas von der Gewalt und der Grausamkeit, mit der die Liebe durch die Welt zieht, erfassten. Doch während Adelheid ihre Bedrücktheit verbarg, nahm der kleine Brandt entschlossen Stellung gegen diese törichten Erfindungen. Das alles sei Schnickschnack und heidnischer Zauber, sagte er, sich als Verteidiger des Glaubens aufspielend; die christlichen Engel ersetzen viel würdiger diesen geflügelten kleinen Unhold, und die Jungfrau Maria, wie sie in der Kirche auf der Weltkugel stehe und der Schlange auf den Kopf trete, sei ein viel anziehenderes Bild als jene hässliche Tigergöttin.

Der weisse Herzog lächelte still vergnügt über die Hörnchen, die dem Kleinen so plötzlich gewachsen waren und ihn zum artigen Böckchen machten. Aber es war Gefahr, dass dieses aufgepropfte Reislein der Frömmigkeit ausbrach, wenn das Rad des Liebenswagens es streifte und die beleidigte Göttin ihre Rache nahm. Daran dachte der weisse Herzog und begann lustig den Schlussvers des Liedes zu singen, das am Mittag die Hochzeitstafel beherrscht hatte:

„Die Liebe, ja, die Liebe ist eine

[Himmelsmacht!“

Ueber dem Singen wechselte jedoch plötzlich seine Stimmung und schlug in einen provokanten Galgenhumor um, aus dem gemütvollen Vers die hässlichste Parodie machend. Es lag soviel enttäuschter Glaube, soviel verbitterte Ironie, soviel verhaltener Hohn in dem Ton seiner Stimme, in der Handbewegung, mit der er den ganzen Flimmer abtat, dass es der Adelheid unerträglich schwer um das kleine Herz wurde und die Tränen ihr in die Augen traten.

Soweit hatte der weisse Herzog es nun nicht treiben wollen. Er hatte bloss im Sinne gehabt zu spielen, die beiden mit ihrer kleinen Liebe zu necken,

ohne ihnen jedoch wehe zu tun. Deshalb begann er, um einen Szenenwechsel hervorzurufen, unvermittelt und ohne Uebergang, ein Gedicht zu rezitieren, von dem er annehmen durfte, dass es die beiden, besonders aber den zukünftigen kleinen Missionar stark interessiere:

„Dass sie kühle Ruhe finde,
Steigt zu schwüler Mittagszeit
Sonder Wache noch Geleit
Gräfin Ermesinde
In des Eischtals Heimlichkeit.

In des Grundes duft'gem Schweigen,
O, wie liegt der Tag so weit
Mit dem schwülen Sonnenleid!
Goldig von den Zweigen
Träuft der Bann der Einsamkeit.

Nur ein Quell singt träumrisch leise;
Durch die Dämmerung, glanzdurchflirt,
Dann und wann ein Käfer schwirrt,
Und im müden Kreise
Ein lichttrunkener Falter irrt.“

Er machte eine bedeutungsvolle Pause, um die beiden raten zu lassen, welches dieses Tal sei.

„Clairefontaine!“ murmelte der kleine Brandt und wurde abwechselnd weiss und rot.

„Ja, Clairefontaine,“ nickte beifällig der weisse Herzog. Da er so die Neugierde der Kinder geweckt, von dem Gedicht aber nichts mehr auswendig wusste, begnügte er sich damit, in Prosa weiter zu erzählen von der wunderbaren Frau, die der Gräfin in einem Traumbild erschien und eine Schar süsser Lämmer an die Quelle trieb; von der Deutung des Traumes und der Gründung des ersten Klosters alldort, das für adlige Jungfrauen bestimmt war, die hier am kühlen

Quellenrauschen und in der Einsamkeit der Wälder sich heiligen wollten: eine sanfte Herde auf himmlischer Au-

Es war das helle christliche Wunder nach dem schwülen Heidenzauber, und es wirkte frisch und belebend wie Brunnenläuten im März.

Noch weiter erzählte der weisse Herzog, einmal in Schwung, von jener Gräfin Ermesinde: sie sei eine edle Frau gewesen, da sie einer ganzen Reihe von Städten Freiheitsbriefe geschenkt hätte, und sie sei auch die Stammutter eines grossen Geschlechtes geworden, aus dem Könige und Kaiser hervorgegangen wären, die in ihren Händen die Weltkugel getragen hätten. Und da er es nun heute einmal mit der Liebe und den Frauen hatte, kam er auch auf jene andere grosse Frau zu sprechen, die das Land zu seinem Segen regiert habe, Maria Theresia, die Oesterreicherin, die von Tugenden voll gewesen sei wie ein Ei. Ueberhaupt, fuhr er dann fort, einem Einfall folgend, der ihm plötzlich gekommen war und den die Laune der Stunde geboren haben mochte, es wäre leicht nachzuweisen, dass unsere grössten und besten Herrscher Frauen gewesen sind, — und dann wäre die folgende? — Er blinzelte Adelheid lustig an, ihr zu raten gebend: wer?

„Die Adelheid!“ hauchte die Kleine errötend.

„Dann muss sie aber erst der Schlange den Schlüssel aus dem Munde nehmen,“ spöttelte der kleine Brandt. Er wollte seine Freundin necken und seinem Lehrmeister zeigen, wie wenig er auch an diese Teufelssage glaube.

Der weisse Herzog widersprach ihm, wegen dieser Auflehnung gegen seine Auktorität scheinbar aufgebracht, mit erheuchelter Heftigkeit:

„Allerdings, das muss sie, wenn sich nicht ein Ritter findet, der ihn für sie holt.“

„Oh, es wird sich schon ein Ritter finden,“ rief

Adelheid begeistert. Und wenn kein Junge den Mut hat, dann versuchen wir Mädchen es!“

Der Herzog lachte nur; es war ja alles Spass! — Dann kam er zu seiner Deklination zurück: amor, amoris . . . Doch für den Dativ wusste er schon nicht mehr, ob es i oder e sei, und so gab er die Dekliniererei für diesen Abend auf, um so mehr, als es mittlerweile spät geworden und für den kleinen Brandt die Zeit des Nachhausegehens gekommen war.

Adelheid begleitete ihn bis ans Hoftor. Die Nacht ängstigte sie; sie war dunkel wie die Zukunft, und beide schienen ihr voll Gefahren. „Ich wollte, wir könnten allzeit beieinander bleiben,“ sagte sie, sich an ihn drängend.

Er legte die Hand auf ihren Arm: „Horch! sie singen.“

Aus einer fernen Schenke hallte schwermütig das Jugendlied:

„Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr,
Sie kommt nicht mehr, nicht mehr,
Sie kommt ja nimmermehr,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.“

Sie hatten plötzlich das Empfinden, dass auch etwas für sie auf immer schwinde, etwas, das so süß war, dass es wehe tat . . .

Und langsam lösten sich ihre Hände wie tote Blätter, die vom Baume fallen . . .

Auch Herr Willy Hübsch gab der kleinen François und dem kleinen Brandt Extra-Stunden, um sie möglichst hoch zu treiben, war es doch auch eine Ehre für ihn, wenn sie die Zulassungsprüfungen glänzend bestanden. Er behandelte sie übrigens jetzt, da das

Schicksal sie zu Höherem bestimmt zu haben schien, mit äusserster Rücksicht, und besonders gegenüber dem kleinen Brandt zeigte er sich von einer gewinnenden Freundlichkeit, schon wegen des hohen und schweren Berufes, dem er entgegenging, dann aber auch, weil er hoffte, auf diese Weise die unliebsamen Dinge der Vergangenheit leichter vergessen zu machen. Die letzte Stunde nun, die er ihnen gab, brachte eine Ueberraschung. Er entrollte nämlich, als er die beiden Kleinen zur Nachstunde hereinrief, eine wunderschöne, funkelnelagelneue Wandkarte mit der Hälfte der Welt darauf. So schön hatten sie noch nichts gesehen, und besonders so gross, so leuchtend; es war wie eine Einladung, diese Welt zu erfliegen und ihre bunte Schönheit in sich zu trinken. Besonders die Meere mit ihrer tiefen Bläue waren sündhaft verlockend.

Herr Willy Hübsch suchte mit dem Stäbchen den kleinen, winzigen Elfenschuh, der Luxemburg bedeutete, und fuhr dann bis ans Meer, an den nächsten Hafen, der Antwerpen war, und von dort in das tiefe Blaue, das Meer. An Frankreich fuhr er vorbei, an Spanien, Portugal, an der Küste Afrikas entlang bis an den Kongo und dann den Kongo hinauf, über die verschiedenen Stromschnellen, die mit roten Strichlein in den Lauf des Stromes hineingezeichnet waren, hinweg, bis in den tiefen, finstern Urwald hinein, den eine dunklere Tönung auf der Karte andeutete. Er hatte eigens eine Abhandlung über den Kongo, der für ihn das Zentrum und der Inbegriff aller Missionen war, gelesen, so dass er manches Interessante über Land und Leute im tiefen Kongo zu sagen wusste, lobte dann, sich mehr auf den allgemeinen menschlichen Standpunkt stellend, die Tätigkeit der Missionare, die, indem sie Christentum und Europäertum in jene dunklen Welträume trügen, zugleich Pioniere der Kultur wären

und so im besten Sinne des Wortes zu Wohltätern der Menschheit würden.

Ausser der hohen moralischen Genugtuung, die der Beruf geben könne, sei aber noch seine pittoreske, in gewissem Sinne abenteuerliche, romantische Seite hervorzuheben, sagte er, indem es dem Missionar — und jetzt wandte er sich direkt an den kleinen Brandt — gegönnt sei, all die tausend Wunder der Schöpfung zu sehen, die draussen für den bereit ständen, der den Mut habe, den engen Heimatwinkel zu verlassen: die Meere mit ihren Tiefen und die Berge mit ihren Höhen, die mächtigen Ströme mit ihren weissen Schnellen und die grossen Seen mit ihren rauchenden Ufern, die dunklen Urwaldtiefen mit ihrem fremden Getier und die fremden Sterne mit ihrem hellen Leuchten. Es war aus seinen Worten fast wie ein Bedauern herauszuhören, dass er sich so eng an die Heimat gebunden und auf das alles verzichtet hatte.

Es war eine Stunde, wie die beiden noch keine erlebt hatten, auch nicht bei dem weissen Herzog, der immer ihren Flügelschlag, wenn sie ihren Aufflug nehmen wollten, durch irgend einen Sarkasmus brach, während die Bahn, die Herr Willy Hübsch ihnen hier zeichnete, geradeaus lief, immer in hellem Licht; dazu waren die Wegränder mit rauschenden Urwäldern gesäumt, deren unerforschtes Dunkel die Phantasie in ihre geheimnisvollen Tiefen lockte.

So verliessen sie, beinahe der Wirklichkeit entückt, das kleine, dumpfe Schulzimmer, in dem sie so unerwartet und so heftig die Welt erlebt hatten. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander, ruhig still, wie um die Bilder nicht aufzustören, die in ihnen waren wie Spiegelungen in stillen Wassern. — Dann griff Adelheid Theodors Hand: „Wann gehst du?“

fragte sie leise, fast furchtsam, als ob er jetzt schon gegen den grossen, finstern Urwald zugehe.

„Morgen!“ sagte er ebenso leise und hatte dasselbe Gefühl, obschon die Reise ja erst nur nach Clairefontaine ging.

„Du bleibst doch noch heute bei mir?“ bat sie, seine Hand fester drückend; wir gehen zusammen in das Siechengründchen Brombeeren pflücken, der Tag ist so schön.“

„Ja!“ sagte er, ihr tief in die Augen sehend. Die goldenen Strahlenpunkte in denselben schienen ihm heute heller, leuchtender, und dazwischen standen die dunklen Pupillen wie unergründliche Seentiefen. — Aber diese Tiefen mussten ihm jetzt auf immer verschlossen bleiben, und in dieser Minute machte er seinen schmerzlichen Verzicht auf alles, was an ihr irdisch war, und hielt nur noch die Liebe zu ihrer Seele fest.

Sie liessen das Vesperbrot, das ihrer auf dem Hofe wartete, unberührt, legten nur die Bücher beiseite und gingen das Dorf hinaus auf den Siechengrund zu. Es war ein leuchtender Septembertag. Die Häuser badeten im Licht, und im Licht standen die Bäume, mit den fruchtbeladenen Aesten an die Erde reichend. In Feld und Wald war es stille, jede Stimme gedämpft, und unendlich weit ging der Ruf, wenn irgendwo eine Stimme erscholl; er wurde von Stille zu Stille in die Unendlichkeit getragen.

Sie gingen langsam, erst durch das Dorf, dann den Talweg hinauf, die Sinz entlang, zu deren Ufer sie niedergestiegen waren, um das Wasser neben sich zu haben.

„So fliesst auch die Eisch“, begann er, mit der Hand auf die schnellen Wasser zeigend, „und es ist ein Tal so still wie dieses, noch stiller vielleicht, und

da plötzlich an einer Wegbiegung, wo man nur Wälder vermutet, leuchtet es weiss auf.“

„Clairefontaine?“ fragte sie, mit lichten Augen zu ihm hinsehend.

„Ja, es liegt in einem tiefen, kühlen Grund, zwischen hohen, bewaldeten Hügeln, über die immer der Wind gleitet; aber die Hügel sind nicht schuwerig wie hier, sondern sandig. Es ist alles Sand und Stein dort.“

„So ist die Gegend schön?“

„Sehr schön und sehr stille. Ich glaube, es ist leicht, dort fromm zu sein und die Welt zu vergessen!“

„Und die Quelle?“ Adelheid konnte sich von dem Kloster die Quelle nicht wegdenken, wo der Gräfin Ermesinde die Schäflein im Traum erschienen waren.

„Die ist weiter aufwärts, und die alte Steinfassung ist noch da, in der das Wasser der Quelle sich zum Brunnen staut.“

„Und geschehen auch Wunder dort, wie in der Oktave in der Stadt?“

„Das weiss ich nicht; aber es gibt noch Leute, die dorthin beten gehen und aus dem Brunnen trinken. Das Wasser ist sehr gut, aber eisig kalt.“

„Und du hast daraus getrunken?!“

„Ja, ich habe daraus getrunken!“

Sie sah ihn scheu von der Seite an; es schien ihr, als müsse die Gnade ihn durchleuchten, die er mit dem heiligen Wasser in sich hineingetränken hatte. Auf jeden Fall wurde er ihr fremder dadurch. Es war wie eine heilige Weihe, die er erhalten hatte und die ihn ganz der Welt entzog, so dass er wurde wie die heiligen Kultgeräte, an die zu rühren man sich scheut.

Sie verliessen jetzt das Tal und bogen in einen mit überhängendem Gezweig so gut versteckten Pfad, dass ein Ortsunkundiger ihn kaum hätte entdecken können: das Siechenpfädchen. Sie hatten alle Mühe,

sich durch das Staudengewirr hindurchzuarbeiten; aber dann lag das Siechengründchen still und warm vor ihnen in der Abendsonne, die Felder von Hügel zu Hügel steigend, bis oben zum lichtklaren Waldsaum.

Sie wies auf den vielen Rittersporn hin, der überall wuchs, erklärte ihm, wie sie es von ihrem Vater gehört hatte, dass er so üppig gedeihe zum Andenken an Ritter Rolph, der hier jede Scholle getreten habe.

Er dachte schweigend an die ferne Geschichte zurück, verglich im Stillen ihr eigenes Schicksal mit dem der beiden Kinder aus der Sage. Es war nicht dasselbe, aber es war doch viel Aehnlichkeit vorhanden, und plötzlich hielt er sie mit einer Frage an:

„Wenn ich so wiederkäme wie Ritter Rolph, würdest du auch zu mir kommen?“

Sie sah ihn befremdet an. Aber das war ja gar nicht denkbar. Er konnte ja nur als Priester wiederkommen, im Talar. Und wenn es kein Scherz sein sollte — Ja, wusste sie denn, was sagen? Und statt aller Antwort lächelte sie nur verlegen.

Doch er wiederholte seine Frage. Mochte sie zuerst nur unüberlegt gewesen sein, vielleicht nur im Scherz gestellt, so war jetzt aus seinem Mienenspiel deutlich zu sehen, dass es eine richtige Probe auf ihre Treue war.

Da wurde sie ganz verwirrt. Gewiss, es war heldenhaft, was Irmengard getan hatte, und auch sie wollte ritterlich sein; aber ob sie Leib und Seele hingäbe wie jene . . .?! Und unentschlossen schüttelte sie den Kopf:

„Wir wollen lieber nicht davon sprechen Theodor; es wäre ein zu grosses Leid!“

Sie sprachen nun nicht mehr davon, sondern gingen schweigend dahin. Der kleine Brandt nahm seinen Weg besonders über die Stellen, wo der Rittersporn sich dicht drängte. Er dachte noch immer an Ritter

Rolf, dem man Zwang angetan hatte; er dachte zum ersten Mal daran, dass auch ihm ein Zwang angetan wurde und dass man ihn auf einen Weg schob, der vielleicht nicht für ihn gemacht war. Da wurde er traurig und liess den Kopf hängen.

Mit dem feinen Instinkt, der Kindern eigen ist, merkte Adelheid, dass die Freude von ihrem kleinen Begleiter weggegangen und die Trauer über ihn gekommen war. Sie glaubte, es sei allein der Schmerz des Abschieds von ihr, und das füllte auch sie mit einem neuen, wenn auch süssen Schmerz, der sich wieder in leise Liebe umsetzte. Und eine Sekunde dachte sie, ihn zurückzuhalten; doch es war nur ein Hauch der Versuchung, der sie anwehte. Vielmehr, schilderte sie, um ihn aufzumuntern, die pittoresken Seiten seines Berufes, so wie es Herr Willy Hübsch in seiner Stunde getan. Sie wiederholte das von den Bergen und Flüssen und Seen, und dann, als käme ihr ein plötzlicher Einfall, dem sie sofort Ausdruck geben müsse, blieb sie stehen und sah ihn neckisch lächelnd an: „Und das erste Heidenkind, das du taufst, musst du auf meinen Namen taufen!“ dann aber lief ein flammendes Rot sie an, weil sie so profane mit so heiligen Dingen mischte.

„Ja,“ sagte er, sie tiefernst ansehend, „wenn ich soweit komme!“ — Dann heiterte sich sein Gesicht auf: „Es wäre die Rache dafür, dass ich nicht mit dir Pate sein durfte!“

Somit war die freudige Offenheit zwischen ihnen wieder hergestellt. Sie waren jetzt oben am Steinrausch angelangt; es war das der Ort, wo die Siechenhütte gestanden haben sollte. Die Gesteinstrümmer, die noch dort lagen, waren mit Brombeerranken dicht überzogen, die voll leckerer, schwarzer Beeren hingen.

Sie pflückten auf breite Lattichblätter, die sie

tellerartig zusammenlegten, ganze Haufen der schwarzglänzenden Beeren und setzten sich dann zum Liebesmahl nebeneinander auf einen Stein.

Es war ein stilles Essen, über dem die Schwermut lag; denn zwischen ihnen stand die Bedrängnis der Trennung und des Abschieds von der Heimat. Sie hätten diesen Augenblick bis in die Ewigkeit hinein verlängern mögen, wenn sie die Macht dazu gehabt hätten. Aber die Schatten längten sich, und die Abendkühle kam aus dem Tal.

„So wirst du morgen in dieser Stunde in Clairefontaine sein!“ sagte sie, die Stille unterbrechend.

„Ja, und du in der Stadt!“ sagte er dagegen.

„Könnten wir nicht abmachen, dass wir zu einer bestimmten Stunde des Tages aneinander dächten, etwa an dieser und zur Erinnerung an diese?“ fragte sie leise.

„Doch, das könnten wir“, antwortete er sinnend. „Um diese Stunde muss die Sonne auch so da unten durch die Wipfel scheinen!“

Sie sahen in die Wipfel der Bäume am Waldhang, deren Spitzen in einem stillen Lichte badeten.

„Es wird nicht jeden Abend so eine stille Sonne sein,“ sagte sie nach einer Weile, von der Schönheit des Abends getränkt.

„Nein!“ entgegnete er, die Augen auf dem letzten Licht, „aber es wird uns nicht hindern, aneinander zu denken, auch wenn es regnet oder stürmt.“

Er hatte das mit einer so ernsten, eigentümlichen Betonung gesagt, dass sie unwillkürlich zu ihm hinsah, und sie las in seinen Augen, dass er es nicht nur von Wind und Wetter meinte. Es war sein Bekenntnis, und sie gab ohne Zögern und mit demselben tiefen Ernst ihr Bekenntnis dagegen:

„Auch dann, ja!“

Nun waren ihre Herzen ganz ruhig, ruhig wie die Abendstille, die jetzt geworden war. Und ruhig gingen sie durch den Abend zurück. Neben ihnen rauschte leise die Sinz. Die Sterne kamen einer nach dem andern. Auch der helle Abendstern war da, und Adelheid tat dann und wann einen Blick nach ihm, um zu sehen, wie hell er strahlte . . .
